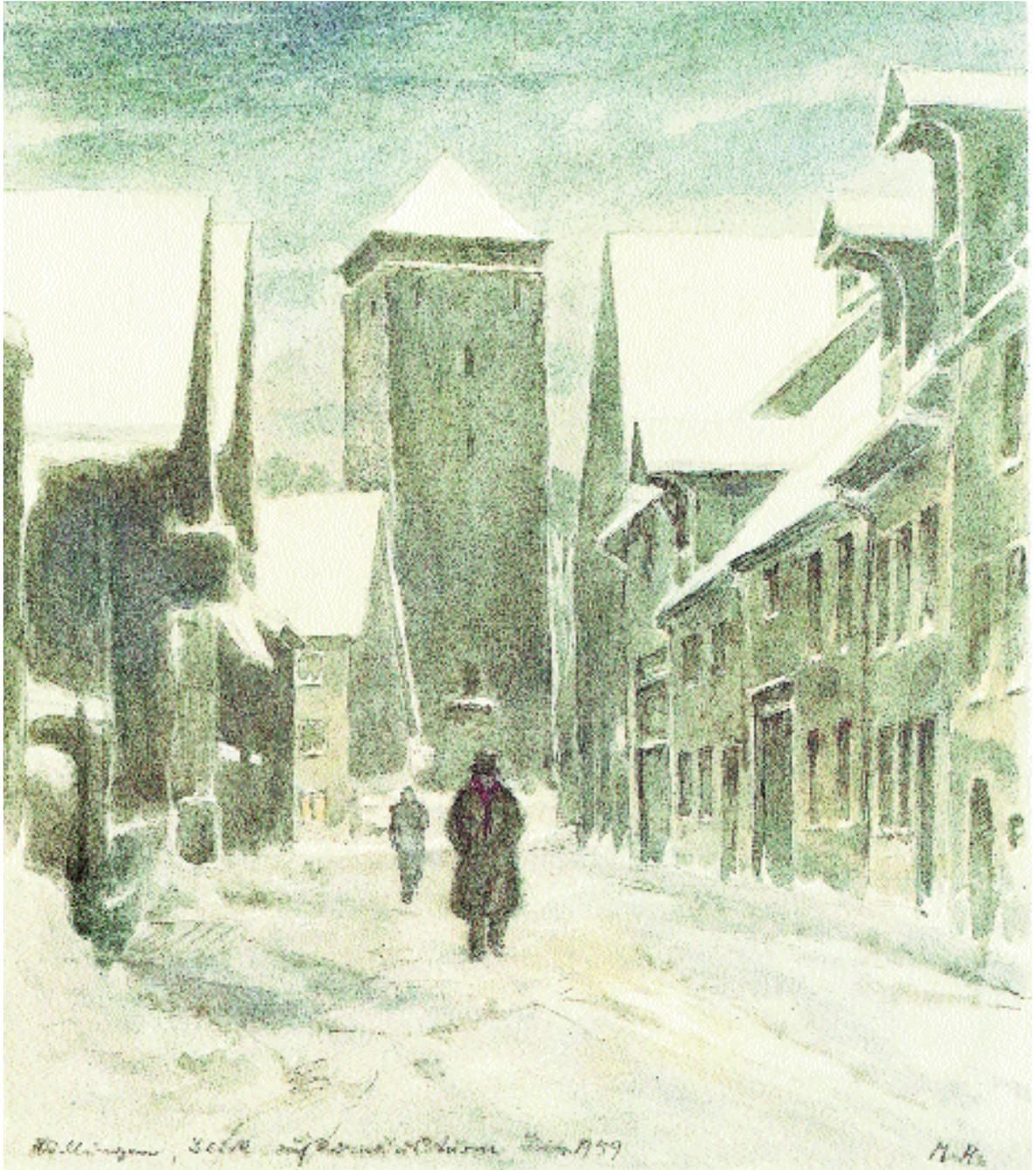


VILLINGEN IM WANDEL DER ZEIT

Geschichts- und Heimatverein Villingen – Jahrgang XXVI / 2003



Team Harant hat Geburtstag!



Wenn es um Branchenlösungen und Dienstleistungen rund ums Thema Digitaldruck geht, ist das Team Harant seit 10 Jahren der kompetente Ansprechpartner.

Ganz gleich, ob Dokumenten-Management, optimale Software-Anbindung, kunden- und anwendungsorientierte Beratung oder einfach optimale Hardware – Team Harant ist der Know-how-Experte für Lösungen rund um das Dokument!

teamharant

Competence in Documents



Team Harant OHG
Dattenbergstr. 65
78050 Villingen-Schwenningen

Telefon 0 77 21 / 91 80-0
Telefax 0 77 21 / 91 80-30

info-center@team-harant.de
10jahre@team-harant.de
www.team-harant.de



Jahresheft XXVI

Beiträge des Jahres 2002
zur Kultur, Geschichte und Gegenwart

Herausgeber:

Geschichts- und Heimatverein Villingen e.V.

Vorstand:

Günter Rath, 1. Vorsitzender
Dr. Helmut Kury, 2. Vorsitzender
Georg Schuhbauer, Schatzmeister
Claudia Wildi, Schriftführerin

Beirat:

Claudia Berger
Werner Echle
Elmar Feiß
Karl-Heinz Fischer
Gerhard Hirt
Kurt Müller
Adolf Schleicher
Herbert Stoffel
Michael Tocha
Hubert Waldkircher
Karl-Heinz Weißer
Josef Zieglwalner

Geschäftsstelle:

Geschichts- und Heimatverein e.V.
Schillerstraße 7
78048 VS-Villingen
Telefon (0 77 21) 5 2712
mail@ghv-villingen.de
www.ghv-villingen.de

Bankverbindungen:

Sparkasse Villingen-Schwenningen
(BLZ 694 500 65) Konto-Nr. 5464
Volksbank eG Villingen
(BLZ 694 900 00) Konto-Nr. 1315 04

Heftpreis: 13,- Euro;
zu beziehen über den örtlichen Buchhandel.
(1 Jahresheft für Mitglieder im Mitgliedsbeitrag
enthalten)

© Geschichts- und Heimatverein e.V., 2002

Redaktion:

Hermann Colli, Gerhard Hirt, Anton Mütz,
Günter Rath

Verantwortlich für Text und Abbildungen:

Die Verfasser
Autorenverzeichnis auf Seite 136

Die Beiträge sind urheberrechtlich geschützt.
Sie wurden in der von den Autoren überlassenen
Fassung unverändert übernommen.
Jede nicht genehmigte Vervielfältigung ist
unstatthaft. Nachdruckgenehmigungen sind
beim Vorstand einzuholen.

Titelbild: (Romäusturm)

Villingens altvertrautes Gesicht. Gemalt von einem
Schwenninger Künstler. Hans Georg Müller-
Hanssen hat viele Winkel des alten Villingen mit
Zeichenstift und Pinsel festgehalten. Stille Gäss-
chen wie pulsierendes Leben! Der Blick auf den
Romäusturm im verschneiten Rietviertel erinnert
an lange kalte Wintertage, die die Älteren unter
uns noch erlebten und von denen unsere Groß-
eltern erzählen. Viel hat sich hier schon verändert
und noch mehr wird sich ändern, wenn, nach dem
Auszug der Firma Winkler, die linke Straßenseite
neu gestaltet wird. Als Müller-Hanssen 1998 im
Alter von 90 Jahren starb, hinterließ er ein reich-
haltiges künstlerisches Werk und eine Fülle von
Motiven aus dem historischen Villingen, die doku-
mentieren, wie sich die Stadt im Laufe der Zeit
verwandelt hat. In dem großartigen Kunstband
„Hans Georg Müller-Hanssen – Ein Maler des
Vertrauten“ hat der Schwenninger Hermann Kuhn
Verlag, dem wir für die Abdruckrechte danken,
dem auch in Villingen hoch geschätzten Maler ein
Denkmal gesetzt.

Bildnachweis:

(Die Zahlen beziehen sich auf die Seiten im Heft)

Verlag Hermann Kuhn & Co. KG, Villingen-Schwenningen: Titelbild und 9, 10, 11

Michael Kienzler: 13, 14, 15, 16

Archiv Gerhard Graf: 17, 18, 19

Werner Huger: 20, 22, 25, 26, 27, 29

F. u. L. Hugel, Atelier für Fotografie, VS-Villingen: 30, 33, 34, 36, 37

Hermann Colli: 12, 40, 41, 42, 62, 63, 66, 71, 76, 130, 134, 135

Archiv Ute Schulze: 53, 54, 55

Stadtmuseum Rottweil: 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64

Archiv Kroneisen: 65, 68, 70

Foto Herzog-Singer, VS-Villingen: 72, 74, 75,

Archiv Arbeitsamt: 77, 81, 82

Uhrenmuseum VS-Schwenningen: 83, 84, 85, 86

Wolfgang Bräun: 87, 89, 132

Arbeitsgemeinschaft Geschichte des Gymnasiums am Romäusring: 90 bis 115

Eberhard Menzel: 117, 118, 119

Gerhard Hirt: 122, 124, 125, 129, 133, 134

Archiv Herbert Schroff: 123

Archiv Lambert Hermle: 127, 128

Wir danken für die freundliche Abdruckerlaubnis.

Layout / Grafische Gestaltung:

Hermann Colli, Gerhard Hirt, Anton Mütz, Günter Rath

Repros, Satz und Druck:

W. Leute, Buchdruck – Offsetdruck, VS-Villingen

Inhalt

Vorwort des 1. Vorsitzenden	6	<i>Klaus Helm</i> Arbeitsamt: Dreifacher Grund zum Feiern	77
<i>Gerhard Hirt</i> Erinnern Sie sich noch? Villingen im Wandel der Zeit	9	<i>Michael Kopp</i> Die Unbestechlichen	83
<i>Wolfgang Gerster</i> Rekonstruktion der Silbermann-Orgel	12	<i>Wolfgang Bräun</i> Das Neujahrsschießen der Historischen Grenadiere von 1810	87
<i>Gerhard Graf</i> Das Schicksal der Villingener Silbermannorgel von 1752	17	<i>AG Geschichte des Gymnasiums am Romäusring</i> Der Kampf um den Südweststaat	90
<i>Werner Huger</i> Die „Altstadt“ Quelle	20	<i>Eberhard Menzel</i> Epitaphen im Friedhof Herzogenweiler	116
<i>Professor Klaus Ringwald</i> Die Kirchenportale am Villingener Münster	31	<i>Landesdenkmalamt</i> Bauarchäologische Untersuchungen in einem Haus des 13. Jahrhunderts in Villingen	120
Zeugnis frommen Bürgersinns	40	Erinnerung an Metzgerei Konstanzer	123
<i>Dr. Edith Boewe-Koob</i> Das Jahrzeitenbuch der Vetttersammlung zu Sankt Catharina Senensis in Villingen	43	<i>Hermann Colli</i> Der altersschwache Riese	125
<i>Ute Schulze</i> Johann Martin Hermann – Villingener Kunstschreiner (1700 - 1782)	51	<i>Lambert Hermle</i> 's Male vu de Breite Milli	127
<i>Dr. Winfried Hecht</i> Die Herrenkramersche Krippe	58	Kardinal der Einheit und Blick in Bürgerbücher	130
<i>Hermann Colli / Dr. August Kroneisen</i> Ewald Huth – Mutiger Mann und aufrechter Christ	65	<i>Wolfgang Bräun</i> Vom Laien zum anerkannten Historiker	132
<i>Hermann Colli</i> Zerbombtes Stück Zeitgeschichte wieder lebendig gemacht	72	<i>Claudia Wildi</i> Jahresrückblick	133
		Autorenverzeichnis	136

Vorwort

Mit dem Titelbild „Am Romäusturm“, gemalt von dem Schwenninger Künstler **Hans Georg Müller-Hanssen**, das – wie auch die von Gerhard Hirt ausgewählten Winkel der Altstadt – einen Teil des alten Gesichts von Villingen zeigt, präsentieren wir Ihnen mit Stolz und Freude die 26. Ausgabe von „Villingen im Wandel der Zeit“. Sie folgt wiederum im Abstand eines Jahres. Anlass dazu gibt uns nicht nur das glücklich vollendete Werk, das formal und inhaltlich wieder überzeugen kann, sondern auch die mit diesem Buch erreichte Zahl der erschienenen Bände. Nicht viele Vereine, die sich der historischen Pflege verschrieben haben, können ein regelmäßig im Druck erscheinendes Jahrbuch vorweisen, das ebenso qualitativ und angesehen ist wie „Villingen im Wandel der Zeit“. Schon immer war das Jahrbuch, das einen erheblichen Kraftakt für die ehrenamtlich in Vereinsführung und Redaktion tätigen Mitarbeiter darstellt, ein wesentliches Element unserer Arbeit. Beliebtheit und Interesse, die das Buch seit nunmehr über 30 Jahren bei Vereinsmitgliedern und Außenstehenden genießt, bestärken uns darin weiterzumachen.

Der vorliegende Band enthält neben neuen Aufsätzen auch Beiträge, die bereits als Vorträge ins Licht der Öffentlichkeit gerückt sind, beziehungsweise an anderer Stelle veröffentlicht wurden. Auch wenn nicht zu erwarten ist, dass jeder Leser jedem Beitrag die gleiche Aufmerksamkeit schenkt, trägt doch jeder Aufsatz ein weiteres spannendes Detail zur Kenntnis von Stadt und Region bei. Wir bedanken uns bei allen Autoren, dass sie uns ihre Arbeiten zur Verfügung gestellt haben, ohne dafür entlohnt zu werden. Unser Dank gilt auch unseren Sponsoren für ihre Zuschüsse zu den Druckkosten. Wir freuen uns, dass auch in dieser Ausgabe eine herausragende Schülerarbeit veröffentlicht werden kann. Der **Grundkurs Geschichte des Gymnasium**

am Romäusring stellte uns seine Seminararbeit zum 50-jährigen Landesjubiläum „Der Kampf um den Südweststaat“ zur Verfügung. Unserem Ehrenmitglied **Werner Huger** verdanken wir nicht nur den Beitrag über die Altstadtquelle. Seinem nachdrücklichen Bohren bei der Stadtverwaltung ist es zuzuschreiben, dass der für diesen Zweck vorgesehene Nachlass einer Villingener Bürgerin auch schlussendlich seiner Bestimmung zugeführt wurde. **Wolfgang Bräun** lässt den Brauch des Neujahrschießens lebendig werden und gedenkt unseres verstorbenen Ehrenmitglieds Hermann Preiser.

Wolfgang Gerster erinnert an die Silbermann-Orgel, die zu einem kulturellen Höhepunkt in Villingen im Jahr 2002 wurde. Für den Geschichts- und Heimatverein von großer Bedeutung war aber auch die Errichtung der von **Professor Klaus Ringwald** geschaffenen Stele zur Erinnerung an den Stationenweg. Wir danken allen Mitgliedern für ihr finanzielles Engagement. Aus Ringwalds Feder stammt auch die Beschreibung der von ihm geschaffenen Portale am Villingener Münster.

Dr. August Kroneisen erinnert an Leben und Werk von Ewald Huth, Chordirektor am Villingener Münster und Opfer des Nationalsozialismus. **Ute Schulze** gibt uns einen Einblick in Leben und Werk des bekannten Villingener Künstlerschreibers Martin Hermann. Eine großartige Leistung ist die Rekonstruktion der Bickenkapelle. **Hermann Colli** beschrieb das von **Dietmar Kempf** geschaffene Modell. **Dr. Edith Boewe-Koob** hat ihre Nachforschungen zur Vetersammlung, in Villingen zusammengefasst. **Eberhard Menzel** befasst sich mit den Epitaphen auf dem Friedhof von Herzogenweiler. Es sind noch einige andere Beiträge, die in diesem Vorwort nicht besonders erwähnt werden, im Heft zu finden. Sie alle sind lesenswert und tragen dazu bei, „Villingen im Wandel der Zeit“ darzustellen.

Mit seinen Jahreshften will der Geschichts- und Heimatverein Villingen beitragen zum Erhalt der Kontinuität der Geschichte der alten Stadt Villingen und ihrer Region, dass die ursprünglichen natürlichen Bezüge erhalten bleiben, dass auch die politischen Entscheidungsträger Teile der Stadtgeschichte in ihrer Vielfalt sehen und sensibel mit ihnen umgehen. Wir wollen unsere Möglichkeiten nutzen, global zu denken, aber vor allem

auch lokal zu handeln, lokale Identitäten zu erhalten und unser kulturelles Erbe bewahren. Wir hoffen, dass Sie wieder Neues und Interessantes in dieser Schrift finden und weiterhin Leser von „Villingen im Wandel der Zeit“ bleiben.

H. Günter Rahn



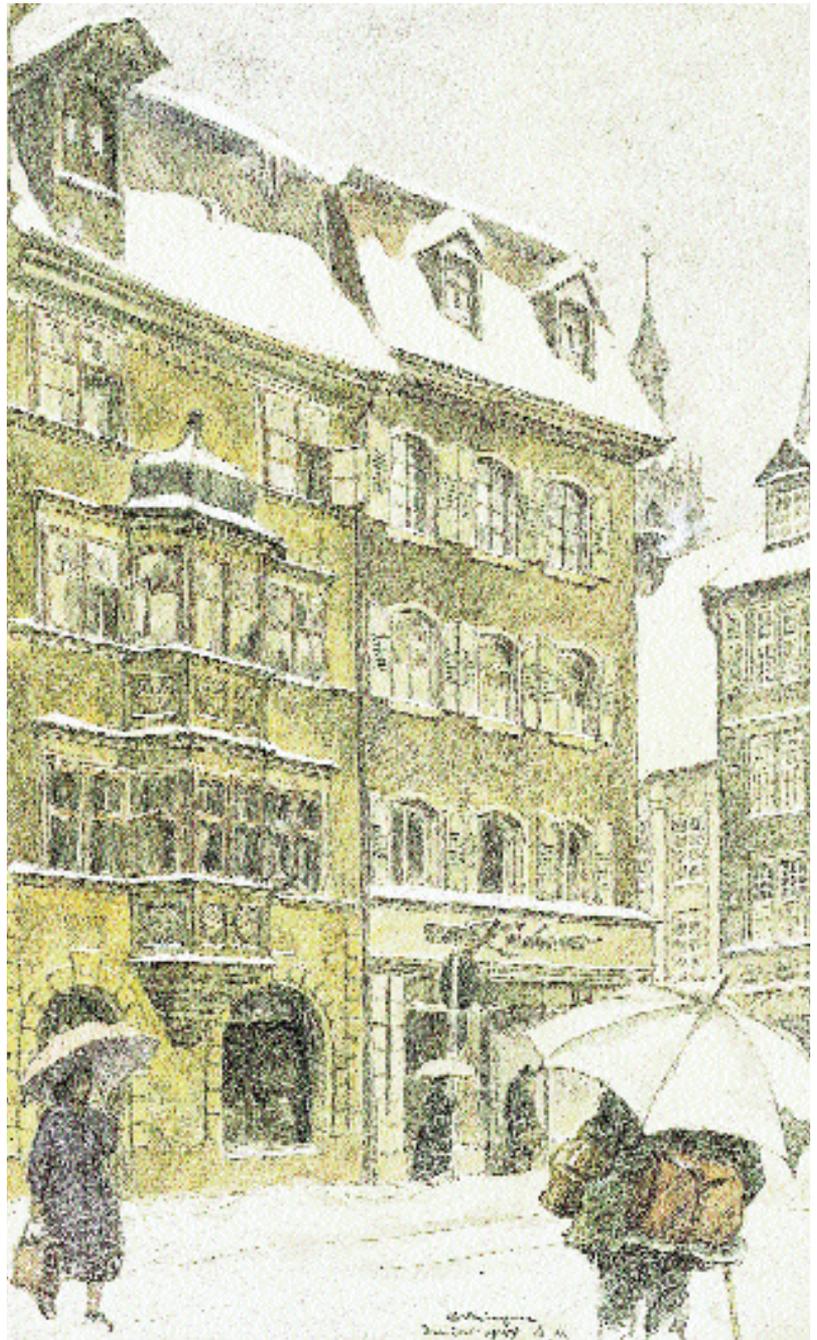
Der Landschaftsmaler Karl Weysser (1833-1904), der auch der „Spitzweg von Baden“ genannt wird, hat 1888 eine Reihe Villingener Motive gemalt. Genau 19 Ansichten der Stadt hielt er auf dem Skizzenblock fest und malte sie dann zwei Jahre später in seiner Heimatstadt Durlach zu historischen Ölbildern aus. Dieses Bild, das sich im Besitz unseres Mitglieds Gerold Harant befindet, trägt den Titel „Feldseitige Ansicht vom Riedtor“. Es zeigt eine äußerst anmutige und heimelige Szene vom damaligen noch landwirtschaftlich geprägten Leben in der Zähringerstadt. Weitere Motive dieser Serie befinden sich im Besitz des Landesdenkmalamtes in Karlsruhe. Gerold Harant hat das Bild 1999 in einer Galerie in München entdeckt und durch einen befreundeten Kunsthändler aus Freiburg ersteigert.

Erinnern Sie sich noch?

Villingen im Wandel der Zeit

Gerhard Hirt

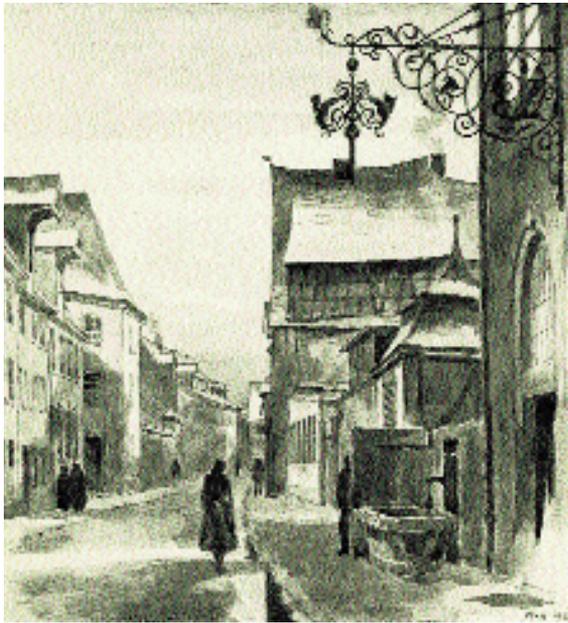
„Villingen im Wandel der Zeit“ nennt der Geschichts- und Heimatverein sein Jahrbuch. Der Maler Hans Georg Müller-Hanssen, 1908 in Schwenningen geboren, hat uns in seinen Bildern viele vertraute Fleckchen unserer Heimat von einst erhalten. Ob vom verschneiten Marktplatz – den viele Bürger leider immer wieder als „Latschariplatz“ bezeichnen, ob beim Blick in die Bärengasse Richtung Bickenstraße, in stille Winkel der oberen Goldgrubengasse oder ins Riet, immer begegnet uns ein Stück Heimat. In der rustikalen Marktszene mit Pferdefuhrwerk auf dem Münsterplatz oder im Bild vom alten Wasserturm beim Bahnhof – das Schwarzwaldbahn-Romantik wach werden lässt, immer wird ein Stück Villingener Geschichte lebendig. Im Mai 1998 wurde Müller-Hanssens Werk in einer Ausstellung im Franziskaner-Museum gewürdigt. Wenige Wochen danach verstarb der geschätzte Maler, dessen Bilder viele Villingener Wohnungen zieren.



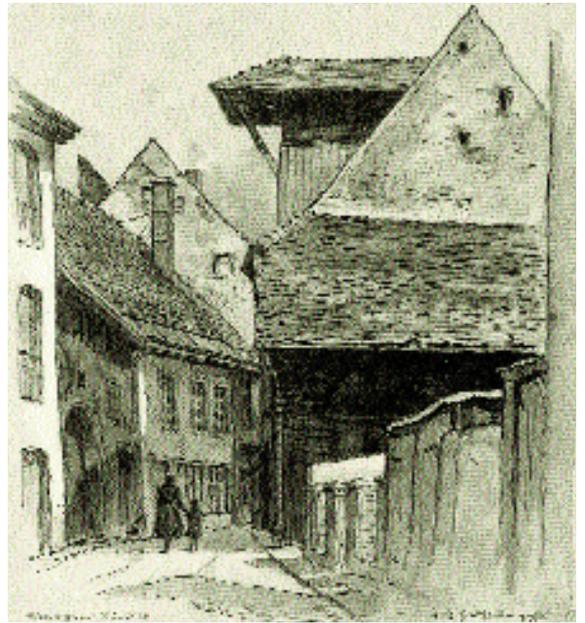
Der Marktplatz in Villingen.



Markt am Villingen Münster.



Die Bäregasse in Villingen.



Die Goldgrubengasse in Villingen.



Wasserturm am Villingen Bahnhof.

Rekonstruktion der Silbermann-Orgel

Wolfgang Gerster

Wie ein Wunschtraum Wirklichkeit wurde
Stiftung sichert Erhalt und Unterhalt

Stiftungen haben in der deutschen Rechts- und Kulturgeschichte seit Jahrhunderten eine herausragende Bedeutung. Schenkungen und Stiftungen haben uns früheste Urkunden hinterlassen und damit einen ersten Einblick in unsere lokale Welt des frühen Mittelalters außerhalb archäologischer (Be)Funde ermöglicht. Stiftungen sind aber auch frühe Ausprägungen von sozialer Daseinsfürsorge in den sich herausbildenden mittelalterlichen Städten.

In Villingen wirkt eine dieser frühen Stiftungen, die das soziale Leben der Stadt über Jahrhunderte nachhaltig geprägt hat bis in unsere heutigen Tage: das Heilig-Geist-Spital, dessen Geschichte bis ins frühe 13. Jahrhundert zurückreicht.

In diesem Beitrag soll es aber um eine andere Stiftung gehen, die erst im Jahr 2002 ihren Anfang genommen hat: die Stiftung Johann-Andreas-Silbermann-Orgel. Der kurze Rückgriff auf das Heilig-Geist-Spital soll zeigen, dass auch heute der Stiftungsgedanke eine Richtung weisen kann, wenn es um den Erhalt alten Kulturgutes geht.

Die Geschichte und das Schicksal der Silbermann-Orgel wird an anderer Stelle in diesem Jahrbuch beleuchtet, hier soll es um die Geschichte der Rekonstruktion des Instrumentes gehen, dessen Spuren sich in einer Bombennacht des 2. Weltkriegs buchstäblich in Asche aufgelöst haben.

Die zwischen 1995 und 1999 durchgeführte Sanierung der Benediktinerkirche hat es deutlicher gemacht als die Jahrzehnte davor, in denen die ehemalige Stiftskirche für allerlei profane Nutzungen missbraucht worden war: Auf der großen Empore fehlte eine Orgel, besser gesagt: die „richtige“ Orgel, das Instrument, das schon einmal – im Jahre 1752 – den großartigen Kirchenbau abgeschlossen hatte.

Dennoch: Am Anfang der Orgel-Rekonstruktion stand das, was man üblicherweise eine Schnaps-



Die neue alte Johann-Andreas-Silbermann-Orgel in der Benediktinerkirche.

idee nennt. Dem bekannten Dresdner Trompeter Ludwig Güttler, der 1987 ein Konzert in Villingen gab, wird der Satz zugeschrieben: „Die müsst ihr wieder aufbauen“. Gemeint war die Silbermann-Orgel, von der buchstäblich keine Pfeife, kein Stück Holz mehr vorhanden war. Eine Idee, geboren bei einem Glas Wein, stand im Raum, und zog, wider ersten Erwartungen vieler – darunter auch, wie er selbst bekannte, Münsterpfarrer und Dekan Kurt Müller – ihre Kreise.

„Was verloren ist, soll verloren bleiben“ – dieses Prinzip staatlicher Denkmalpflege, das freilich längst nicht in jedem Fall – genannt sei nur das Beispiel Frauenkirche in Dresden, bei dem sich der oben erwähnte Ludwig Güttler in hohem Maße engagiert – unumstößlich ist, entpuppte sich für die Sache Orgel-Rekonstruktion zuerst als Problem und im Rückblick als Segen. Weil sich hinter dem Prinzip auch staatliche Stellen „versteckten“, wie Ulrich Kolberg vom Arbeitskreis Silbermann-Orgel im Förderkreis Benediktinerkirche es ausdrückte, blieben die Zuschusstöpfe verschlossen. Heute, da das Werk auch finanziell so gut wie geschultert ist, erwächst daraus die Gewissheit, dass mit der Orgel tatsächliches Eigentum geschaffen worden ist und dass die Villingener wieder „ihre“ Silbermann-Orgel zurückbekommen haben, und dies aus eigener Kraft.

Ungeahnte Dynamik entwickelt

Trotz der deprimierenden Gewissheit, dass mit keinerlei öffentlichen Mitteln zu rechnen war, bekam der Rekonstruktionsgedanke schnell eine ungeahnte Dynamik, wenn auch zwischen der Idee und der Bildung einer Expertenkommission sieben Jahre lagen. Namhafte Orgelexperten wie die Professoren Marc Schäfer, Straßburg, und Christoph Bossert, Trossingen, aber auch der damalige Bezirks- und Münsterkantor Stephan Rommelspacher, heute Domkapellmeister in Trier, prüften intensiv die Möglichkeiten einer Rekonstruktion. 1997 konnte die Kommission das Projekt ausschreiben, im April 1998 wurde der elsässische Orgelbauer Gaston Kern in einem gemeinsamen Hearing aus Expertenkommission und Stiftungsrat der Münsterpfarre für die Rekonstruktion ausgewählt, am 17. Mai desselben Jahres erhielt Kern offiziell den Auftrag.

Nach den Orgelexperten waren die Finanzierungsexperten gefragt, das ehrgeizige Projekt sollte immerhin 1,5 Millionen Mark oder 760.000 Euro kosten. Zunächst waren Ulrich Kolberg und seine Mitarbeiter vom Arbeitskreis Silbermann-Orgel im Förderverein Benediktiner-Kirche von einem „konservativ geplanten“ Spendenaufkommen von 150.000 Mark pro Jahr ausgegangen. Die Orgel

hätte also in einem Zeitraum von zehn Jahren gebaut werden können. Zum Jahresende 1997 war das Spendenkonto aber bereits auf 340.000 Mark angewachsen.

Der Geschichts- und Heimatverein Villingen gehörte von Anfang an zu den großen Förderern des Projektes. Mit der Kunstaussstellung „Beruf: Künstler“ in der Benediktinerkirche, die Arbeit, Werk und Lebensverhältnisse der Villingener Maler der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts beleuchtete, organisierte er 1998 eine Benefizveranstaltung besonderer Art. Ein Jahr später gab er die CD „Weihnachten im Villingener Münster“ heraus. Beiden Aktionen war ein großer Erfolg beschieden, sie brachten rund 80.000 Mark auf das Silbermann-Spendenkonto.

Das machte einerseits optimistisch, andererseits stellte sich für den Förderverein die Frage, wie die Spendenbereitschaft gleichmäßig erhalten bleiben sollte, ohne dass den Spendern ein Fortschritt – außer dem auf den Konten – gezeigt werden konnte?



Drei Silbermänner: Die Zwillingbrüder Klaus und Wieland Silbermann und das rekonstruierte Werk ihres Urahn Johann Andreas Silbermann. Die Nachfahren waren extra aus den USA gekommen, um die Feier der Orgelweihe mitzuerleben.

Den Durchbruch schafften die Verantwortlichen mit der Idee einer Patenschaftsaktion, zunächst für die 1908 Orgelpfeifen und später auch für die übrigen Teile des Instruments wie Gehäuse und Technik. Hier zeigte sich die große Verbundenheit der Villinger (und nicht nur deren) zu ihrer Geschichte und ganz besonders zur Benediktinerkirche. Nahezu 2500 Patenschaften mit Beträgen zwischen 50 und 20.000 Mark dürften die wohl erfolgreichste Bürgerinitiative in der jüngeren Villinger Geschichte darstellen. In der Hälfte der veranschlagten Zeit haben Ulrich Kolberg – für den 69-jährigen Rentner war die Aktion Silbermann längst zu einem Ganztagsjob geworden – und seine Mitstreiter den finanziellen Durchbruch geschafft.

Rund 8000 Besucher in der Festwoche

Innerhalb einer Festwoche wurde im Oktober 2002 die alte neue Silbermann-Orgel geweiht. „Alle“, so der Wunsch von Münsterkantor Christian Schmitt, sollten während dieser Tage das Instrument hören können. Entsprechend breit war denn auch das Programm angelegt. Die Orgel war während der

Festtage sowohl Gottesdienst- als auch Konzertinstrument. An Senioren und Kranke richteten sich Angebote wie an Kinder. So schrieb auch die Festwoche mit insgesamt 8000 Besuchern die Erfolgsstory Silbermann-Orgel fort. Und das verbliebene Defizit von 25.000 Euro konnte während der Festwoche auf 11.500 Euro mehr als halbiert werden.

Höhepunkt war die feierliche Orgelweihe durch den Freiburger Weihbischof Bernd Uhl in Vertretung des inzwischen aus gesundheitlichen Gründen zurückgetretenen Erzbischofs Oskar Saier, der selbst Mitglied im Kuratorium „Rekonstruktion Silbermann-Orgel“ ist. Uhl sprach sich dabei nachdrücklich für die Pflege der Orgelkultur aus. Mit der Weihe der Silbermann-Orgel sei dafür ein kraftvolles Zeichen gesetzt worden. Diese Orgel baue mit ihrer Multifunktion eine Brücke zwischen Kult und Kultur.

Dekan und Münsterpfarrer Kurt Müller, für den die Benediktinerkirche stets eine besondere Rolle in seinem bisherigen Leben gespielt hat, vergaß in seinem Grußwort nicht die beiden Personen, mit



Die feierliche Zeremonie der Orgelweihe vollzog Weihbischof Bernd Uhl (2. von rechts) zusammen mit den Geistlichen (von links) Münsterpfarrer Alfons Weißer, Reichenau, Pfarrer Hans Trost, Pater Hermann Fuchs (im Hintergrund) und Dekan und Ehren-dombherr Kurt Müller (ganz rechts).



Die ganze Stadt feierte mit, als die rekonstruierte Silbermann-Orgel in einem feierlichen Vespergottesdienst geweiht wurde.

denen die Orgelkonstruktion künftig vielleicht am meisten in Verbindung gebracht wird, auch wenn die diesbezügliche Namensliste durchaus verlängert werden müsste: „Gaston Kern hat die Orgel gebaut, Ulrich Kolberg hat sie bezahlt.“ Dem unermüdlichen Motor des Arbeitskreises Silbermann-Orgel im Förderverein Benediktinerkirche gestand Müller zu: „In Ihrem Herzen dürfen Sie sagen: Es ist meine Orgel.“

Für Gaston Kern, dem Orgelbauer aus dem Elsass, gab es an diesem Abend nicht nur anerkennende Worte, sondern aus den Händen von Oberbürgermeister Dr. Manfred Matusza auch eine Ehrenurkunde der Stadt und „eine Nachbildung der Nachbildung“, hergestellt von einem kreativen Handwerksmeister des Bildungszentrums Turmgasse.

Nur wenige Tage nach dem glänzenden Fest der Orgelweihe fand die konstituierende Sitzung der vom Kultusministerium genehmigten „Stiftung Johann-Andreas-Silbermann-Orgel von 1752, Rekonstruktion“ statt. Die Stiftung soll den dauerhaften Erhalt und Unterhalt der Orgel sicherstellen. Denn: Ein 1812, als die Original-Orgel auf Anordnung des badischen Erzherzogs klammheimlich aus der Stadt und in die badische Residenzstadt Karlsruhe gebracht wurde, soll sich nicht wiederholen.



Über eine „Nachbildung der Nachbildung“ durfte sich Orgelbauer Gaston Kern freuen.

Auf der Suche nach Perfektion

Ein Mann rückte beim Projekt Silbermann besonders in den Mittelpunkt: Orgelbaumeister Gaston Kern. Für rund ein Jahr sind Villingen und die Benediktinerkirche für den 63-jährigen Elsässer zur zweiten Heimat geworden. Wie vermutlich kein anderer vor ihm hat er sich während dieser Zeit und auch schon zuvor in die Gedankenwelt des wohl genialsten Orgelbauers des 18. Jahrhunderts, Johann Andreas Silbermann, hineingedacht. Dass diese Zeit für ihn Freude, aber auch Belastung war, offenbarte er nach Fertigstellung und Abnahme seines Werkes.

„Im Laufe der Konstruktion“, so Kern, „sind so viele Probleme auf uns zugekommen, dass ich mich gefragt habe, ob ich meine Erfahrung hier zur Geltung bringen kann.“ Sich an 1752 festzuhalten, sei eine wahre Herausforderung gewesen. Zu versuchen, einen Klang zu schaffen, der seinem eigenen Geschmack entspräche, kam für Kern nie in Frage: „Das Recht hatte ich nicht. Aber auch, wenn ich



Dank an Ulrich Kolberg, der wegen seines persönlichen Einsatzes auch „Mister Silbermann“ genannt wurde.

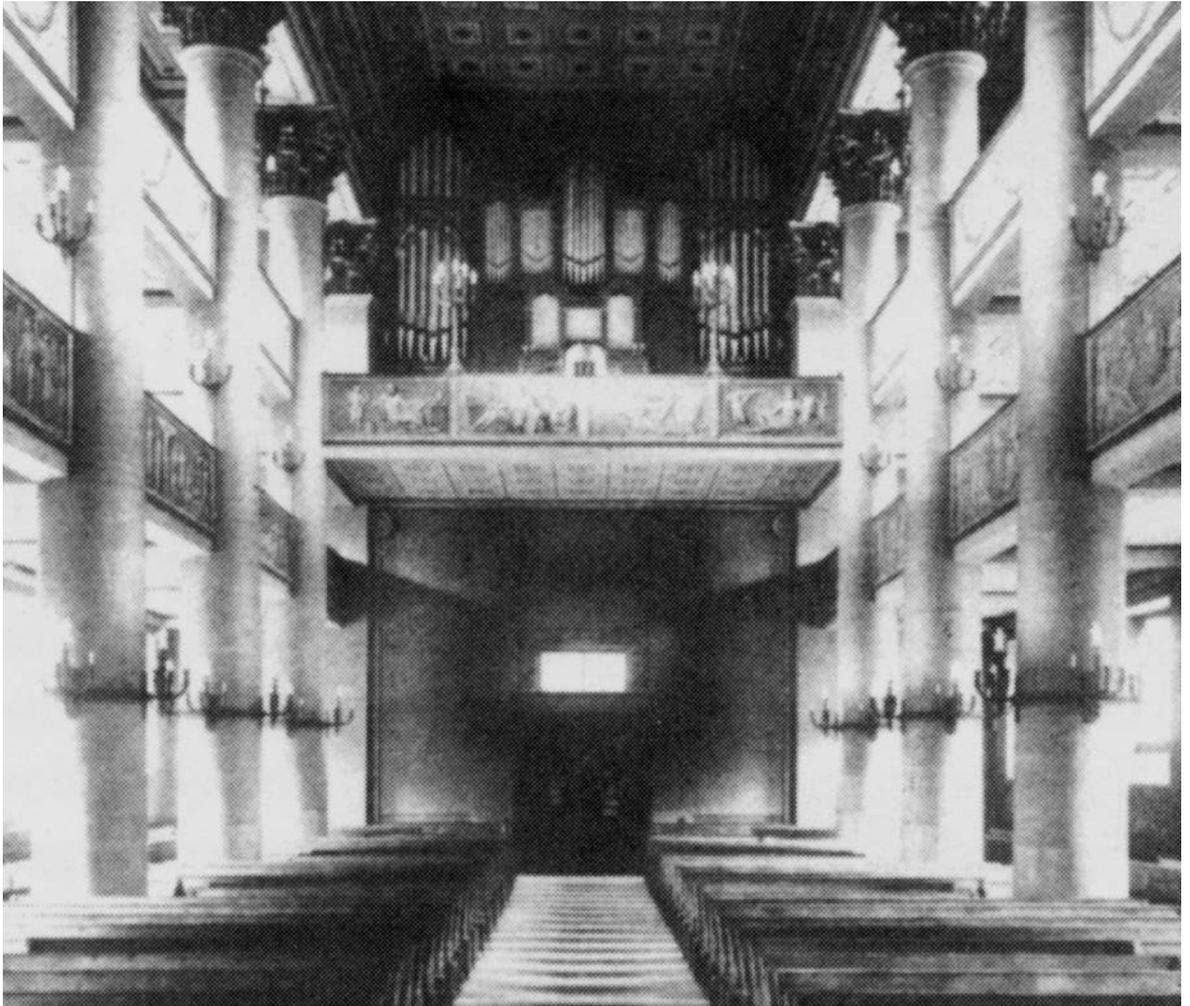
das getan hätte“, fügte er augenzwinkernd hinzu, „es hätte kein Spezialist beweisen können.“

Also ging es darum, so nahe wie möglich an das zu kommen, was Silbermann 1752 gemacht hat. Unter den gegebenen Voraussetzungen war dies alles andere als leicht; und nicht nur deshalb, weil allein Pläne vom Originalinstrument übrig geblieben waren.

Kann ein „neu geborener Klang“ so sein, wie der, der vor 250 Jahren geschaffen wurde? Zumal dieser Klang der Akustik angepasst werden und die 1908 Pfeifen sich „zusammen gut vertragen“ müssen. „Diese Kunst konnte man nicht abmessen“, erklärt Kern, der aber mit dem Erreichten doch ganz gut zufrieden ist. „Selbstlob ist nicht am Platze“, sagt er zwar, aber auch: „Es ist meine letzte Orgel, aber die erste, wo ich sagen könnte, es ist alles perfekt.“ Kern wäre aber nicht der bescheidene Mensch, der er ist, würde er später nicht hinzufügen: „Wir wollten etwas erreichen, was es nicht gibt – die Perfektion.“

Das Schicksal der Villinger Silbermannorgel von 1752

Gerhard Graf



Orgel in der ev.-luth. Stadtkirche Karlsruhe vor der Zerstörung.

Seit Ende September 2002 können wir in der herrlichen Benediktinerkirche die vom elsässischen Orgelbaumeister Gaston Kern nach Originalplänen rekonstruierte Silbermann-Orgel bewundern und uns an der Musik erfreuen.

Der Bau der Originalorgel für die Villinger Stiftskirche (Benediktinerkirche) wurde am 14. Januar 1751 zwischen dem Reichsprälaten Hieronimus

und den Orgelbauern Johann Andreas und Johann Daniel Silbermann aus Straßburg durch Siegel und Unterschrift beschlossen. Sie wurde im Folgejahr 1752 fertiggestellt und von den Villinger Benediktinermonchen freudig in ihrer Kirche eingeweiht.

Das Schicksal dieser Orgel wurde durch die Säkularisierung des Benediktiner-Klosters am 8. 11.

1806 bereits besiegelt – sie wurde Staatsbesitz und konnte vom damaligen Großherzog Karl Friedrich als Landes- und Stadtherr frei verfügt werden:

„Wir, Karl Friedrich, von Gottes Gnaden, Großherzog zu Baden, Herzog zu Zähringen, haben uns gnädigst bewogen gefunden, unserer evang.-luth. Gemeinde dahier zum Behuf ihrer neuen Kirche, die sieben Glocken auf dem Turm der St. Georgskirche zu Villingen, samt der dazu gehörigen, auf ein Glockenspiel eingerichteten Uhr, nebst der dortigen Silbermann'schen Orgel, schenkungsweise als wahres Eigentum von nun an zu überlassen.

Karlsruhe, den 4. Februar 1809.

Die Orgel wurde, trotz heftigem Villingener Widerstand, im Jahr 1812 ausgebaut, bis Frühjahr 1815 zwischengelagert und ab Mai 1815 in Karlsruhe aufgebaut.

Ab 11. 5. 1812 befanden sich die Glocken und die Uhr in Karlsruhe.

Bereits zu diesem Zeitpunkt erfuhr die Villingener Orgel eine erhebliche Änderung:

Das barocke Gehäuse passte nicht zu der klassizistischen Architektur von Friedrich Weinbrenner. Der Baumeister entwarf ein eigenes Gehäuse das, fast unverändert, bis 1944 die Orgel zierte.

Zur Zeit des Einbaus befand sich die ev. Stadtkirche am Karlsruher Marktplatz noch im Baustadium.

Die Kirche wie auch die Orgel wurden am 2. Juni 1816 eingeweiht.

Lange Zeit bleibt nun der Werdegang der Orgel im Dunkel. Erst am 8. Mai 1842 notierte der Organist Zeuner aufgetretene Fehler.

Zeuner vermutet in seiner Schrift den „wirklich beklagenswerten“ Zustand einiger Register, herbeigeführt durch unsanfte Bedienung, der mangelnden Pflege und der Witterung. Gleichfalls beanstandet er, dass Windladen und Bälge undicht seien.

Im Jahre 1862 ersuchte der Organist Henrici den Kirchengemeinderat um Genehmigung eines umfangreichen Umbaus der Orgel. Als Grund führte er u. a. an, dass der Spieltisch ausgeleiert und veraltet ist, dass Windladen und Bälge schadhaft seien sowie viele Register keine rechte Stimmung mehr halten würden.

Gleichfalls 1862 wurde eine Dispositionsangabe gefertigt die über die Eingriffe in die Silbermann-Orgel Aufschluss gab, d.h. über das was durch Umbauten von ihr übrig geblieben war.

Es würde an dieser Stelle zu weit führen, alle noch verbliebenen Register aufzuzählen – kurz: geblieben war etwa die Hälfte.

1869 erhielt der Orgelbauer Voit aus Durlach den Auftrag zum Umbau. Die Orgel wurde auf 40 Register vergrößert und 1871 wieder in Gebrauch genommen.

Nach dem Umbau waren noch 16 Register Silbermanns erhalten¹⁾. Wie viele Pfeifen von Silbermann tatsächlich erhalten blieben ist fraglich, es muss wohl angenommen werden, dass schadhafte Pfeifen kurzerhand durch neue ersetzt wurden. Im Abnahmebericht über den Umbau und die Erweiterung werden drei Viertel des Pfeifenbestands als neu bezeichnet.

Ab diesem Umbau 1871 können wir nicht mehr von einer Silbermann-Orgel sprechen – sie war, bis auf wenige Pfeifen, verschwunden.²⁾



Letzte Orgelaufnahme vor der Zerstörung 1944.

In allen Schriftstücken der damaligen Zeit wurde nie der Name „Silbermann“ erwähnt. Kannte man den Namen des Erbauers nicht mehr? Sicher aber wusste man den Wert der Orgel nicht zu schätzen. Nur so lässt sich der sorglose, ja rücksichtslose, Umgang in der Pflege und bei Umbauten erklären. 1880 machten sich bereits weitere Störungen bemerkbar. Durch Bauarbeiten im Innern der Kirche wurden das Pfeifenwerk durch Staub und Sand beeinträchtigt. Die Organisten forderten daher eine umfassende Reinigung. Bei dieser Reinigung wurden mehrere noch vorhandene Silbermannstimmen ausgetauscht.

Wenige Jahre später führte die erneute Notwendigkeit einer kostspieligen Reparatur an der Orgel zu jahrelangen Verhandlungen zwischen der für die Orgelerhaltung zuständigen Großherzoglichen Domänenverwaltung, dem Kirchengemeinderat und Orgel-Sachverständigen.

Als Ergebnis dieser Verhandlungen wurde 1896 die Pflege und Unterhaltung der Orgel der Kirchengemeinde übertragen. Die Kirchengemeinde beschloss kurz darauf die alte Orgel durch ein völlig neues und modernes Werk zu ersetzen.

Im Jahre 1904 erhielt die Orgelbaufirma Voit aus Durlach den Auftrag für den Orgel-Umbau. Die neue Orgel umfasste 64 klingende Stimmen, darunter 3 Hochdruckregister, 3 Manualen und Pedal, pneumatischer Traktur, Ventilator und neuem Spieltisch. Nachträglich wurde die Orgel u. a. um ein 65. Register erweitert.

Nach 150 Jahren war von der ursprünglichen Disposition Silbermanns nichts mehr vorhanden. Eine weitere, erhebliche Veränderung erfuhr die ehemalige Silbermann-Orgel mitten im Krieg. Der damalige Kantor der ev. Stadtkirche Wilhelm Rumpf regte 1941 einen Umbau an. Das inzwischen weiter veränderte (Kirchen-)Musikempfinden verlangte nach einer Orgel, die, wie er sich ausdrückte „den brutalen Gesamtklang und die brüllenden Tonmassen“ des letzten Umbaus zu revidieren vermöchte.³⁾ Bereits 1941 wurde der Umbau durch die Ludwigsburger Orgelbauanstalt Walcker durchgeführt und 1942 abgeschlossen.

Am 27. Mai 1944 kurz nach 13 Uhr wurde das Gotteshaus durch eine Bombe getroffen.



Spieltisch nach dem letzten Umbau 1941/1942.

Wilhelm Rumpf befand sich zu diesem Zeitpunkt in der Kirche und musste die Zerstörung großer Teile des Gotteshauses und den Untergang seiner Orgel miterleben.

Herr Dr. Kares vom ev. Oberkirchenrat Karlsruhe sagte mir, dass sich 1944 von der alten Silbermannorgel, wenn überhaupt, nur sehr wenige Pfeifen in der Orgel befanden.

Anmerkung:

Großherzog Karl Friedrich, so muss vermutet werden, war ein Liebhaber von Silbermann-Orgeln. Bereits in seiner Hofkirche im Karlsruher Schloss befand sich eine Orgel von Silbermann⁴⁾. Nach der Säkularisierung der Klöster in St. Blasien und Baden-Baden wurden vom Großherzog die Silbermann-Orgeln der Stiftskirche zu Baden-Baden in die Kirche St. Cyriakus in Bulach (heute Stadtteil von Karlsruhe) und die Orgel von St. Blasien in die kath. Stadtkirche St. Stephan gebracht.

Quellen:

¹⁾ Rumpf, Wilhelm in „Die Orgelstadt Karlsruhe innerhalb der Orgellandschaft am Oberrhein“, Selbstverlag der Bad. Landesbibliothek, 2001, S. 43. Der Fachmann findet hier alle die ihn interessierenden und autorisierten Hinweise.

²⁾ ders. S. 44

³⁾ ders. S. 45 ff.

⁴⁾ Mündlicher Hinweis von Dr. Martin Kares

Die „Altstadt“ Quelle

Wasser von siedlungsgeschichtlicher Bedeutung

Werner Huger

Das Wort „Wasser“ fehlt in keiner Sprache der Welt. Das Wasser ist eine der Grundlagen des Lebens. Im Kreislauf des Wassers sind es schließlich immer wieder die Quellen die uns das unverzichtbare Nass spenden. In ihrer siedlungsgeschichtlichen Bedeutung sind sie Auslöser für Standortentscheidungen. Oft bilden sie in der geschichtlichen Entwicklung den Mittelpunkt eines Ortes oder werden über Brunnenzuleitungen zu einem solchen. Wege führen zu ihnen hin, gehen von ihnen aus oder führen als Naturwege an ihnen vorbei. Die Römerstraße von Hüfingen nach Rottweil wurde mit ihrer Trassierung zwischen Donaueschingen und Zollhaus (VS) entlang des Quellhorizonts im Muschelkalk geführt (z.B. Quelle Entenfang). Ihr Ausbau war für diesen Teil

der im 1. Jahrhundert n. Chr. von den Römern in Obergermanien hinzu gewonnenen Gebiete Verkehrs- und versorgungstechnisch erforderlich. Auf der Westseite der Schichtstufe des Muschelkalks, der Flanke zum Brigachtal, war es nicht anders. Keltische, römische und alemannische Spuren belegen die Nachhaltigkeit der Siedlungsaktivitäten. Im Umfeld der heutigen Villingener Friedhofskirche, die als Aussegnungshalle dient, und bis um 1530 Pfarrkirche der Stadt jenseits der Brigach war, lag einst das Dorf, fälschlicherweise gelegentlich als „Altstadt“ bezeichnet.

Als -ingen-Ort geht es über die Spuren unsystematischer Beobachtung von Gräberfeldern (Blutrain, Hohenstein und Altstadtstraße) auf die Zeit nach der Landnahme durch die Alemannen seit 259/60



Seit 2001 wird zum ersten Mal die einst siedlungsgeschichtlich bedeutsame Altstadtquelle im heutigen Friedhof über eine künstlerisch gestaltete Brunnenschale oberirdisch abgeleitet. Der gefasste Quellaustritt befindet sich in rund 6 m Tiefe unter Gelände unmittelbar vor der linken Ecke der Brunnenfassung.

n.Chr. zurück. Das bei Bodeneingriffen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in einem vermutlichen Reihengräberfeld als Grabbeigabe geborgene Bügelfragment einer bronzenen Gürtelschnalle mit gepunzten Kreisen verweist auf die frühalemannische Zeit des 4. Jahrhunderts.¹⁾ Das ist insofern bemerkenswert, weil die Sitte Tote mit ihrer Tracht, ihrem Schmuck und den Waffen, gelegentlich mit Speis und Trank, in mehr oder weniger regelmäßig angeordneten Reihengräbern zu bestatten, hierzulande im späteren 5. Jahrhundert beginnt und in der Zeit um 700 n. Chr. endet.²⁾ Menschen die hier siedelten, d. h. lebten und arbeiteten, benötigten für sich und ihre Tiere Trink- und Brauchwasser. Da ist zunächst die Steppach zu nennen, ein schmales Fließwasser, das seinen Ausgang im rund drei Kilometer entfernten Quellhorizont des Nordstetter Tals nimmt und auf seinem Weg das ehemalige Hofstättengebiet durchquert ehe es in die Brigach mündet. Ein von der Natur dem Dorf vorgegebener infrastruktureller Unterbau ist die stark schüttende Quelle wenige Meter nördlich der alten Kirche im Dorf Villingen. Sie war nicht zuletzt von wirtschaftlich organisatorischer Bedeutung für den sich dort nach 999 entwickelnden Markt. Unmittelbar westlich bei der Quelle als gefasster Brunnen und nächst der Kirche zog einst die Fernverbindung eines Naturwegs von Nord nach Süd vorbei, die im 11. und 12. Jahrhundert zweifellos auch eine Markteschlussfunktion hatte. Ihre topografische Spur ist noch heute an der Gestaltung des Hauptzugangs im Friedhof ablesbar, führt dieser doch als Weg unmittelbar an der inzwischen oberirdisch neugestalteten Quellbrunnenschale und dem romanischen Kirchturm vorbei. Diese Wasserschüttung steht im Mittelpunkt unserer Betrachtung auf die wir weiter unten zurückkommen. Es gilt zuvor nämlich noch eine dritte Resource der Wasserversorgung zu erwähnen die in Vergessenheit geraten war. Es sind die Hofstätten-Tiefbrunnen, die der individuellen und nicht der allgemeinen Wasserversorgung dienen. Nachdem spätestens im 14. Jahrhundert das Dorf allmählich wüst geworden, d. h. abgegangen war, verfielen auch die Brunnen die zu den Häusern gehört hatten. Bei

den Gründungsarbeiten für den Bau des Gymnasiums am Hoptbühl stieß man auf mittelalterliche Siedlungsspuren: zwei Brunnen und ein kurzer Mauerzug.

Die gerade mit der archäologischen Grabung Magdalenenbergle Villingen beschäftigten Mitarbeiter des Instituts für Ur- und Frühgeschichte der Universität Freiburg eilten im Auftrag des damaligen Staatlichen Amtes für Ur- und Frühgeschichte in Freiburg hinzu. Dr. Konrad Spindler und Dr. Gretel Gallay untersuchten 1971 den Brunnen „2“. Dabei ergab sich folgender Befund: „Die Gesamttiefe des Brunnens betrug zum Zeitpunkt der Untersuchung noch 6,5 m. ... die ursprüngliche Tiefe ohne Aufbau (ist) auf ca. 7 m zu veranschlagen...“³⁾ Als der Brunnen aufgelassen worden war wurde er verfüllt. Das Fundgut bestand aus 2880 Einzelknochen und Knochenstücken und zwar als Küchenabfälle (zerschlagene Knochen von Pferd, Rind, Schaf, Ziege?, Schwein und Haushuhn), Skelette von weggeworfenen Kadavern getöteter oder eingegangener Tiere sowie Resten einer natürlichen Totengemeinschaft (Frösche, Kröten, Schnecken). „Die Tierknochen sind mit ‚13. bis 14. Jahrhundert‘ am besten datiert.“⁴⁾

Soweit die Hofstätten des Dorfes über eigene in Trockenmauertechnik abgetiefte Brunnenröhren mit etwa einem Meter Schachtdurchmesser verfügten wurden diese durch den Grundwasserstrom versorgt. Auf dieser Ostseite der Brigach hatte er eine südwestliche Fließrichtung.⁵⁾ Den mittleren Grundwasserspiegel kann man langfristig mit 704 m NN annehmen. Der jahreszeitliche Schwankungsbereich liegt bei ca. zwei Meter.⁶⁾ Bei dem verhältnismäßig ausgeglichenen Höhenniveau des Areals der abgegangenen Dorfsiedlung Villingen mit einer geschätzten Nord-Südachse von rund 500 und einer Ost-West-Ausdehnung von etwa 250 Meter⁷⁾ ist gewährleistet, dass die Brunnen mit ihrem Wasserstand unter Gelände zu jeder Jahreszeit stets ausreichend gefüllt waren.

Wenden wir uns der Altstadtquelle zu. Die Angaben über ihre Schüttungsmenge sind nicht einheitlich. Wir beziehen uns auf die Äußerungen des Geologischen Landesamtes Baden-Württem-

berg, Freiburg, vom Dezember 1967. Dort heißt es „(Die Friedhofsquelle) schüttet nach Angabe der Wasserwerke Villingen 13 bis 15 l/s.“⁸⁾ Um es über diese Zahlen zu veranschaulichen: Mit der Quellschüttungsmenge von 13 Sekundenliter wäre eine handelsübliche 160-Liter-Badewanne in rund 12 Sekunden gefüllt (pro Tag = 1123 200 Liter). Wasser im Überfluss für ein mittelalterliches Dorf. Wir deuteten es an: Eine solche Quelle schafft Zentralität. Hier begegnen sich Menschen, jene die um die Quelle herum siedeln andere die sich zum wirtschaftlichen Austausch treffen und wieder andere die ihres Weges durchs Brigachtal ziehen, rasten und ihre Reit- oder Zugtiere tränken. Wir wollen hier nicht die Antike bemühen von der man weiß, dass Quellen geeignet waren Kultstätten zu begründen. Es mag zumindest aber der Gedanke erlaubt sein ob über die existenziell-wirtschaftliche Funktion der Quelle hinaus der überkommene Standort der alten Kirche, wenige Meter daneben, Zufall ist oder traditionelle Wurzeln besitzt. Die Quelle hatte nicht nur Dorfbrunnenfunktion. Im 11. und 12. Jahrhundert verlagerte sich der

Marktort allmählich auf die gegenüberliegende westliche Seite der Brigach. Aus ihm erwuchs die Stadt. In ihr gab es früh, neben wenigen privilegierten Hausbrunnen, in den Gassen und Straßen 28 öffentliche Brunnen.⁹⁾ Diese erhielten ihren Wasserzufluss vor allem aus den Quellbereichen nördlich und westlich der Stadt. Die Zuleitung erfolgte mittels Deichelröhren (auch: Teichel, Teuchel). Deichel sind bis zu vier Meter lange Rundholzabschnitte, die, eingespannt, von den beiden Stirnseiten her mit zwei Meter langen justierten Deichelbohrern „ausgehöhlt“ werden. Anschließend werden sie mit Muffen zu einem Wasserleitungsstrang verbunden. (Der Verfasser hat um das Jahr 1980 nach Aushebung der Baugrube für die neue Industrie- und Handelskammer am Romäusring ein solches Deichelstück am Rande liegen sehen. Es diente ehemals der Ableitung des Wassers aus der Hubenlochquelle ins Rietviertel oder dem am Hügelfuß liegenden „Heilbad“.) Zur Versorgung von Brunnen in der Stadt trug offensichtlich auch die Altstadtquelle bei. Einer späten Nachricht von 1923 entnehmen wir den Satz



Seit undenklicher Zeit bis 1908 wurde die rund 15 Sekundenliter schüttende Quelle näher bei der einstigen Pfarrkirche und vor der damals noch bestehenden Kirchhofmauer (rechter Bildrand) in einer Brunnenstube gefasst und in die Trinkwasserversorgung eingespeist.

„Durch die Brunnenstube (der Friedhofsquelle) wurden ca. 8 Brunnen in tiefer gelegenen Teilen der Stadt versorgt...“¹⁰⁾ Wir können hier eine Fließstrecke von 700 bis 800 m Länge bei einem Gefälle von einem Meter und mehr ansetzen. Innerhalb der Stadtmauer konnten das Gerberviertel und das Umfeld Niederes Tor erreicht werden. Außerhalb der Mauer im Süden wäre an Versorgungsstränge auf den Gewannen Lantwatten und Schützenwiesen mit den Südachsen Schwedendamm-, Warenburg-, Bleichestraße und deren Querachsen Berthold- und ehemals Karlstraße zu denken. Hier kam es ab dem 19. Jahrhundert zur Siedlungsverdichtung. Auf der direkten Linie zur Stadt wurde auch der Brunnen des Leprosoriums oder Gutleuthauses, einst zwischen Gerwig- und Bertholdstraße, mit Frischwasser versorgt.^{10a)}

Ab 16. August 1869 konnte Villingen von Singen her mit der Eisenbahn erreicht werden.¹¹⁾ Durch die Gleise wurde die Wasserleitung von der Altstadtquelle Richtung Stadt geschnitten und im Boden tangiert. Aus einem „Situations-Plan über die Brunnenleitung vom Kirchhof bis zur Restauration Huber“ des Stadtbaumeisters Kaiser von 1872 ist erkennbar, dass im Bereich der Gleiszone die hölzernen Deicheln durch eiserne ersetzt waren.¹²⁾ Die Lage der „Restauration Huber“ ist nicht mehr zu klären, gibt doch das älteste Einwohnerbuch von 1884 im Stadtarchiv darauf keine Antwort mehr.

In einer „Kostenberechnung über eine Brunnenleitung vom Kirchhof bis zum Brunnen bei der Restauration Huber. Mit Portlandcementröhren und eine neue Brunnenstube beim Kirchhof“ stellt am 30. Mai 1873 Baumeister Kaiser fest, „Die hölzerne Brunnenleitung bis zum Brunnen bei der Restauration Huber ist morsch und faul...“. Die Restauration lag möglicherweise im Gewinn Lantwatten. In der Kostenberechnung¹³⁾ heißt es weiter „Die alte Brunnenstube ist ebenfalls im Zerfall sie ist nicht wasserdicht hat Schlamm, faulen Boden todte Mäuse, Fröschen und allen Arten Käfer und Würmer deshalb ist dieselbe abzubauen und nach dem beigelegten Bauplan neu herzustellen. ...“ Dieser „Bau = Plan zur Wasserstube

beim Kirchhof“, Kaiser 30.V.(18)73, besteht aus Querschnittzeichnungen mit Maßangaben.¹⁴⁾ Das Aussehen einer solchen Brunnenstube kann man heute noch im Stadtwald beobachten: Es ist eine im aufgehenden Halbrund gemauerte Erhebung mit Grasabdeckung und einer Zugangstür an der Vorderfront.

Es gilt die spannende Frage zu klären woher eigentlich das Wasser dieser stark schüttenden Quelle kommt. Sie entspringt dem Mittleren Muschelkalk, einer Gliederung des Muschelkalks als Bildung eines Randmeeres vor mehr als 210 Millionen Jahren.¹⁵⁾ Der Mittlere Muschelkalk besitzt in Villingen eine Mächtigkeit von rd. 30 Meter.

Ihm liegt als nächsthöheres Schichtglied der Obere oder Hauptmuschelkalk mit etwa 60 Meter Mächtigkeit auf. Dieser erreicht beim Kopsbühl und beim Aussichtsturm die Höhenlage 770 m NN. Schon der Obere Muschelkalk besteht aus klüftigen Kalken bei denen eindringendes Oberflächenwasser (Niederschläge) nach der Tiefe hin für Verkarstung sorgt. Während der Entstehung des Mittleren Muschelkalks „überwog die Verdunstung den Wassernachschub aus dem Weltmeer und durch Süßwasserzuflüsse; bei steigender Salzkonzentration schieden sich Dolomite, Sulfate (Anhydrit, Gips) und schließlich Steinsalz ab“.¹⁶⁾ Diese mittlere Abteilung des Muschelkalks umfasst also eine Serie salinärer Gesteine. Von ihnen fallen das Steinsalz und zum großen Teil auch die Sulfate (Gips, Anhydrit) im Bereich des bewegten Grundwassers der Auflösung zum Opfer. Vor allem in der unteren Abteilung des Mittleren Muschelkalks, wo bei uns die Altstadtquelle austritt, können lokale Linsen von Gips vorkommen.¹⁷⁾ Ist dieser Gips gelöst und abtransportiert lässt es sich vorstellen, dass es in einer Auslaugungshöhle dieser tieferen Schicht zu Wasseransammlungen kommt die einen wie immer gestalteten Karstwassersee entstehen lassen. Dieser wird dann ankommendes Wasser mit annähernd konstanter Menge an die Karstkanalisation hin zur Quelle abgeben. So wird man sich die Entstehung der Altstadtquelle vorzustellen haben. An welche Zufießrichtung ist dabei zu denken? Hierzu kann man in der Tat einige Aussagen machen.

Doch zunächst zum Einzugsgebiet der Altstadt- oder Friedhofquelle.

„Ihr Einzugsgebiet ist nur wenig bekannt. ... Das Einzugsgebiet erstreckt sich ... mindestens 2,5 km nach Nordosten, wahrscheinlich ist die Entfernung noch größer. Dabei ist das Einzugsgebiet sicher nicht auf den Mittleren und Oberen Muschelkalk des Steilhanges beschränkt sondern umfasst auch Teile der östlich und nordöstlich anschließenden Muschelkalkhochfläche (Oberer Muschelkalk).“¹⁸⁾ Diese Einschätzung des Geologischen Landesamtes Baden-Württemberg in Freiburg greift zu kurz. Es gilt die rund 1,5 km tiefe Fläche nach Südosten Richtung Stallberg ebenfalls zu berücksichtigen. Man kommt so zu einem geschätzten Einzugsgebiet mit mindestens vier Quadratkilometer Ausdehnung.

Einen zuverlässigen Hinweis lieferte im Jahr 1967 ein Färbeversuch. Im (ehemaligen) Steinbruch im Gewann Schwalbenhag wurde am 14.9.1967 ein Färbemittel (Uranin) mit 10 Kubikmeter Wasser zur Versickerung gebracht. Während der Färbeversuch im tieferen Muschelkalk jenseits in Schwenningen in den Quellen während einer 74-tägigen Beobachtungszeit keine Hinweise erbrachte, heißt es demgegenüber „Lediglich in der Friedhofquelle und in der Quelle Wittmer (Anm.: Diese liegt auf der Linie zum Friedhof) kamen vom 29.9. bis 2.10.1967, also 15 bis 19 Tage nach der Eingabe, geringe Farbmengen zum Vorschein. ... Das in der Sohle des Steinbruchs Schwalbenhag versickernde Wasser fließt demnach in der Richtung der vorherrschenden Klüfte in der örtlich zutreffenden Schichtneigung nach Südwesten und tritt vorwiegend in der stark schüttenden Quelle am Friedhof Villingen aus.“¹⁹⁾ Die Strecke beträgt Luftlinie knapp zwei Kilometer. Alle sonstigen in Akten oder nachträglichen Planzeichnungen anzutreffenden Quellzuströmungen sind vage Annahmen und deshalb nicht verwertbar.²⁰⁾ Es teilt vielmehr der einstige Werkleiter der Stadtwerke, Dipl.-Ing. Anton Hauser, 1967 mit „... dass man nicht genau wisse, wo die Zuflüsse für die Altstadtquelle verlaufen würden. ... Auf weitere Frage von Bürgermeister Müller entgegnete Werkleiter Hauser, es werde vermutet, dass der oder die Quellflüsse aus

der Richtung kämen, wo ehemals das Gasthaus ‚Hohenstein‘ gestanden hätte.“ (Anmerkung: Der Ort ist heute Teil des Bestattungsgeländes im Friedhof, einst an der Straße, B 33, nach Marbach gelegen, Gewann „Beim Hohenstein“) „Verbindliches ließe sich aber nicht sagen.“²¹⁾ Der Augenschein belegt, dass die heutige Quellwasserzuführung im Sammelschacht an der Südseite austritt. Es ist die Rede von der „unter dem Kapellenturm ankommenden Wasserader“.²²⁾ Der Ort der alten Brunnenstube, wo die Quelle wohl auch im Mittelalter austrat, befand sich etwa 20 Meter nordwestlich des Haupteingangs zur ‚Altstadt‘kirche und zwar außerhalb der Begräbnisfläche vor der seit der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts nicht mehr existierenden Kirchhofmauer. 1907 fasste der Gemeinderat den Beschluss, zur Erweiterung der Wasserleitung soll eine Pumpstation beim Friedhof errichtet und eine Pumpe zu 600 bis 900 m³ und 50 Meter Förderhöhe vorgesehen werden. 1908 kommt es zu einer (Neu-)Fassung der Quelle beim Friedhof mit einem Aufwand von 10000 Mark.²³⁾ Zugleich wird eine elektrische Pumpe angeschafft.²⁴⁾ 1921 gibt es sogar eine Förderleitung von der Altstadtquelle zum Behälter „Hubenloch“.²⁵⁾ Alle Bedenken, die Bestattungssituation im Friedhof könnte schädlichen Einfluss auf die gesundheitlich relevante Beschaffenheit des Quellwassers haben, erwiesen sich bei den in den vergangenen Jahrzehnten immer wieder vorgenommenen Prüfungen als grundlos. (Selbst unter den bis 2,2 m u.G. abgesenkten Tiefengräbern im möglichen Fließbereich der Quellzuströmung befindet sich noch eine Muschelkalk-Felsdecke von mindestens vier Meter Mächtigkeit.) Man wollte sicher gehen. „Um das psychologische Moment dieser Quelle abzuschwächen, ließ Baurat Seibert bereits 1906 bis 1908 den Quellschacht ca. 25 m nördlich der nördlichen Friedhofmauer anlegen, wo er sich heute noch befindet. Pläne hierüber sind nicht vorhanden.“²⁶⁾ (Der Standort ist in den Jahren 2002 ff. noch derselbe.) Allerdings liegt seit den 1970er-Jahren der Quellschacht im nördlich erweiterten Teil des Friedhofs bei den Urnenwänden. Eigene Nachmessungen ergaben, dass der heutige gefasste

Quellaustritt 5,95 m tiefer als die Oberkante Gelände beim Schachteingang liegt. Der senkrechte Zugangsschacht mündet unten auf die Sohle eines waagerechten 14 Meter langen Ganges. Dieser endet am Rande des Quelltopfschachtes. Der wiederum liegt unmittelbar vor der nord-westlichen Ecke des im Jahr 2001 errichteten Altstadtquellbrunnens. In diesem Bereich befindet sich die Quellfassung seit 1971 unter einer ausgedehnten wasserdichten Betondeckplatte mit oberirdischem Plattenbelag über den der Hauptzugangsweg des Friedhofs führt. Diese Konstruktion ist als Schutzzone für die Quelle gedacht. Auf einer Grundfläche von rd. 2,5 qm wurde der quadratische senkrechte Schacht bis zu 6,95 m unter Gelände in Beton gegossen. Ab der Sohle ist der Quelltopf bis zu einer Höhe von 3,4 m stets mit Wasser gefüllt. Hier gibt es aus wasserschutz-technischen Gründen einen Überlauf. Ein zweites Auffangbecken unterhalb des städtischen Gebäudes beim Bach nimmt den Abfluss auf. Von hier wird das Wasser zur oberirdischen Schale zurückgepumpt.

Vorbei die Zeit wo eine Überlaufabzweigung Brauchwasser ins Messingwerk abgab, vorbei die Einspeisung ins Trinkwasser das längst anderweitig herangeführt wird. Lediglich über die wenige Meter nördlich im Friedhof stehende Pumpstation werden die nachfließenden sieben oder acht Kubikmeter aus dem Quellschacht derzeit ausnahmsweise für eine Stunde am Tag zum Hochbehälter auf der „Wanne“ gepumpt. Doch das geschieht nur um die Leitungen sauber zu halten und die Funktion der Anlage im Notfall zu gewährleisten.²⁷⁾ „Die entscheidende Wende in der Wasserversorgung der Stadt brachte der Anschluss an die Bodenseewasserversorgung im Jahr 1958. Am 15. November 1958 floss erstmals Bodenseewasser in den Behälter auf der ‚Wanne‘.“²⁸⁾ Scheinbar abgemeldet aus der Geschichte, der wirtschaftlichen Nachfrage entzogen und ohnehin seit Generationen dem Blick verborgen: Welchen Sinn macht es da noch sich der Quelle zu erinnern. Was vermochte sie nun neu ins Bewusstsein zu heben? Es war ursächlich die großzügige finanzielle Zuwendung einer Frau an ihre Heimatstadt. Sie half der Quelle wieder ans Licht und schenkte



Es war das großzügige Vermächtnis einer gebürtigen Villingenerin, Hilde Maria Amos, geb. Werner, das es der Stadt nach deren Tode 1995 ermöglichte dem Friedhof einen gartenkünstlerischen Akzent zu verleihen.

den Friedhofbesuchern einen gartenkünstlerischen Akzent.

Hilde Maria Amos, Mädchenname Werner, geb. am 13. 11. 1904, gestorben in Mailand am 6. 4. 1995, war eine gebürtige Villingenerin. Sie war die Enkelin des Carl Werner. Er gründete 1861 die Uhrenfabrik C. Werner, die in den Gründerjahren des 19. Jahrhunderts und der nachfolgenden industriellen Revolution in Deutschland einen steilen Aufstieg nahm. So gesehen gehörte die Familie zu den ersten Adressen Villingens. Die in gelben Klinkersteinen errichteten Fabrikgebäude überdeckten die Fläche den heute der große Geschäfts- und Wohnhauskomplex am Benediktinerring und an der St. Nepomukstraße mit dem Einkaufszentrum „Marktkauf“ einnimmt. Die Fabrikge-

bäude waren im Herbst 1989 abgerissen worden. Hilde Amos hatte sich, nicht zuletzt über eine Freundin, die Beziehung zur Heimatstadt bewahrt. Auf dem Friedhof blieb das Familiengrab, in dem auch das einzige Kind, ihre erst dreißigjährige Tochter, im Jahr 1965 bestattet wurde. Auch sie wollte hier an der Ostwand des alten Friedhofteils einmal beigesetzt werden. – Erste Gespräche wurden sowohl in Villingen als auch von ihrem Wohnort in Mailand aus geführt.

Über eine schweizer Bank in Lugano veranlasste sie dann 1975 die Anweisung eines Akkreditivs mit dem Empfänger Stadt Villingen-Schwenningen in Höhe von 200000 Schweizer Franken. Mit der damit verbundenen Auflage sollte gewährleistet werden, dass nach ihrem Tode die kunstvolle Grabstelle im alten Zustand neu hergerichtet und die dauerhafte Grabpflege besorgt würde. Der weit-aus überwiegende Teil des Geldes sollte über die Stadtverwaltung an ihre Heimatstadt Villingen



Das Wasser ergießt sich in die Steppach.

gehen. 1995 starb Hilde Maria Amos, ihre Urne wurde von Mailand überführt, die Verfügung konnte wirksam werden. Die städtische Verwaltung entschied das zugewendete Geld für eine Brunnenanlage im Friedhof zu verwenden und machte sich schließlich so die alte Quelle dienstbar. Am 8. November 2001, einem regennassen Tag, fand die „Einweihung des Altstadtquellbrunnens“, dessen künstlerischen Entwurf das Atelier Herbert Dreiseitl, Überlingen, geliefert hatte, auf dem Villingen Friedhof statt. Der einladende Oberbürgermeister der Stadt, Prof. Dr. Manfred Matusza, hielt die Ansprache.

Ein neues Blatt über die Geschichte der alten Quelle wurde umgeschlagen.

Quellenangaben

Sämtliche einschlägigen schriftlichen Unterlagen im Stadtarchiv VS und die bei den Stadtwerken VS, Abtlg. Wasser, abgelegten Betriebsakten wurden eingesehen.

1) P. Revellio, Beiträge z. Geschichte d. Stadt Vllg., 1964, Seite. 61
 2) G. Fingerlin, Das alamannische Reihengräberfeld von Schwenningen „Auf der Lehr“, in: Almanach, Heimatjahrbuch des Schwarzwald-Baar-Kreises, 11. Folge, 1987, Seite 87

3) K. Spindler, Zur Topographie der Villingen Altstadt, in: Landesdenkmalamt Bd./Wrtbg., Fundberichte aus Bd./Wrtbg., Stuttgart 1979, Band 4, Seite 402

4) A.v.d. Driesch u. M. Kokabi, Tierknochen aus einem Brunnen der mittelalterlichen Wüstung „Altstadt“ in Villingen, veröffentlicht wie 3., Seite 371 Einleitung

5) E. Veas, Sachverständiger, Gutachten an das Landratsamt Schwarzwald-Baar-Kreis v. 26.05.1982, Az 81130, betr.: Schule für Körperbehinderte in VS, hier: Messung der Grundwasserstände, Seite 4, (Dezember 1981 / Mai 1982)

6) wie Fußnote 5, Seite 3

7) wie Fußnote 3, Seite 403

8) Geologisches Landesamt Bd./Wrtbg., Freiburg, 06. Dez. 1967: Schreiben an das Bürgermeisteramt Villingen, Az Nr. IV/I - 989/67 (Gutachten zur Müllablagerung)

9) U. Rodenwaldt, Das Leben im alten Villingen, Band II, 1990, Herausgeber Geschichts- und Heimatverein Villingen, Seite 154, derselbe, Band 1, 1976, Herausgeber Dr. Wilhelm Binder, S.91ff. Im Stadtplan von Martin Blessing 1806 sind (entgegen Rodenwaldt, Bd: 2, Seite 154) 18 öffentliche Brunnen eingezeichnet; vgl. Revellio, wie Fußnote 1, Seite 68, Dipl. Ing. Anton Hauser, Techn. Werkleiter der Stadtwerke VS, in: Zweckverband Bodenseewasserversorgung, Wasser und Wassergewinnung (Broschüre), Dez. 1976; Hauser merkt an „Bei der Umstellung auf die Zentralwasserversorgung im Jahr 1896, seit der es dann eine allgemeine Haus-Versorgung gab, liefen in Villingen ca. 87 öffentliche und private Brunnen“

10) Schreiben des Gemeinderats Villingen an das Badische Bezirksamt in Villingen vom 14. Nov. 1923, mit Abschrift zu den Akten Pumpwerk Altstadt.

10a) wie Fußnote 9, Band II, Seite 160 (Jahr 1869)

11) H. Hangarter, Unsere Schwarzwaldbahn, Rosler + Zimmer Verlag, Augsburg 1971, Seite 30

12) Akten Stadtarchiv Villingen-Schwenningen

¹³⁾ wie Fußnote 12

¹⁴⁾ wie Fußnote 12

¹⁵⁾ Vgl. auch W. Huger, Geologie in und um Villingen, in: Villingen im Wandel der Zeit, Geschichts- u. Heimatverein Villingen, Jahrgang XXIV / 2001, Seite 45 ff.

¹⁶⁾ Geyer u. Gwinner, Einführung in die Geologie von Baden/Württemberg, E. Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart 1968, Seite 32

¹⁷⁾ wie Fußnote 16, Seite 40

¹⁸⁾ Hydrogeologisches Gutachten des Geologischen Landesamtes Baden/Württemberg, Freiburg, an das Landratsamt Schwarzwald-Baar-Kreis in VS vom 7. März 1977, Az II/3 – 135/77

¹⁹⁾ wie Fußnote 8

²⁰⁾ Zum Beispiel die Handzeichnung auf einem städtischen Oberflächenplan mit vier angeblichen Fließsträngen und deren unterschiedlichen Fließmengen pro Sekunde, vom 8. bzw. 12. 4. 1954, Stadtbauamt

²¹⁾ Auszug aus der Niederschrift über die Dienstbesprechung am 28. 11. 1967, Betriebsakten Leitzordner Stadtwerke, Abtlg. Technische Anlagen / Wasser

²²⁾ „Stellungnahme zu den Untersuchungen der Altstadtquelle vom Dezember 1953 bis heute“, Typoskript Seite 1, Betriebsakten Stadtwerke, Abtlg. Technische Anlagen / Wasser

²³⁾ wie Fußnote 9, Band II, Seite 163

²⁴⁾ wie Fußnote 9, Band II, Hauser: Die Wasserversorgung d. Stadt

²⁵⁾ wie Fußnote 9, Hauser: Die Wasserversorgung d. Stadt Villingen

²⁶⁾ wie Fußnote 22

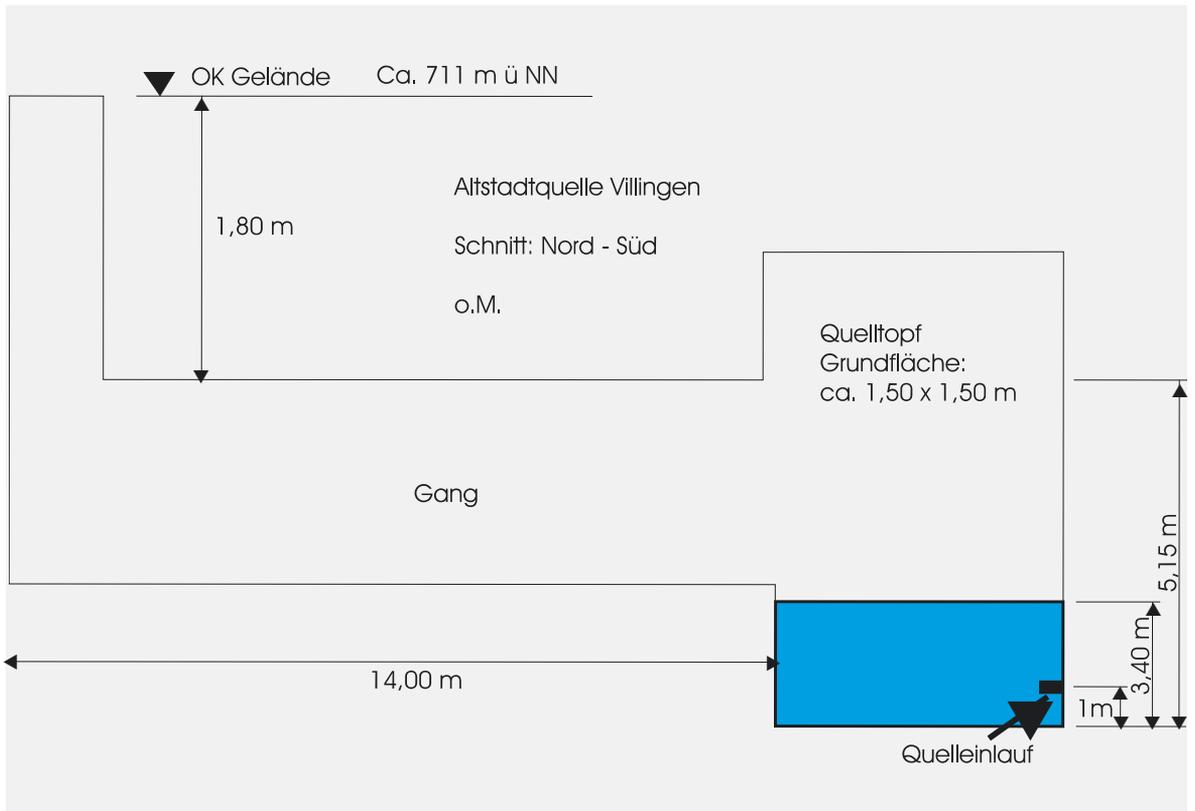
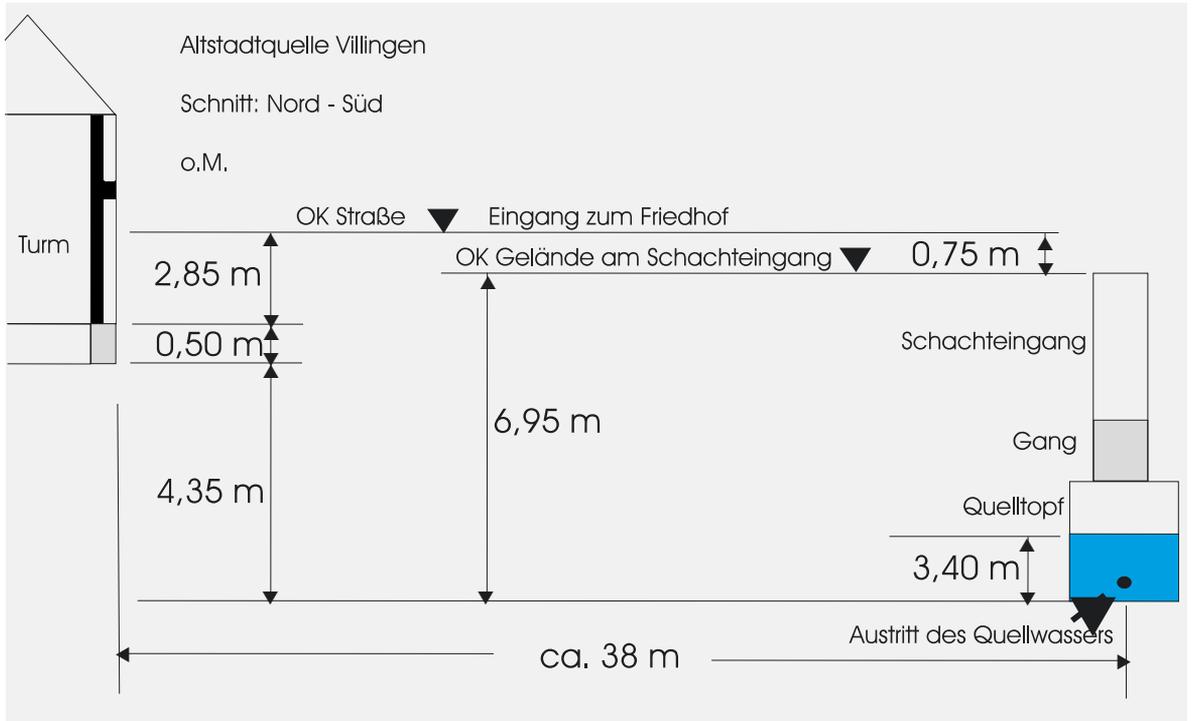
²⁷⁾ mündliche Auskunft, Herr Grüsser, von den Technischen Werken der Stadt VS, Abtlg. Tiefbau / Wasser

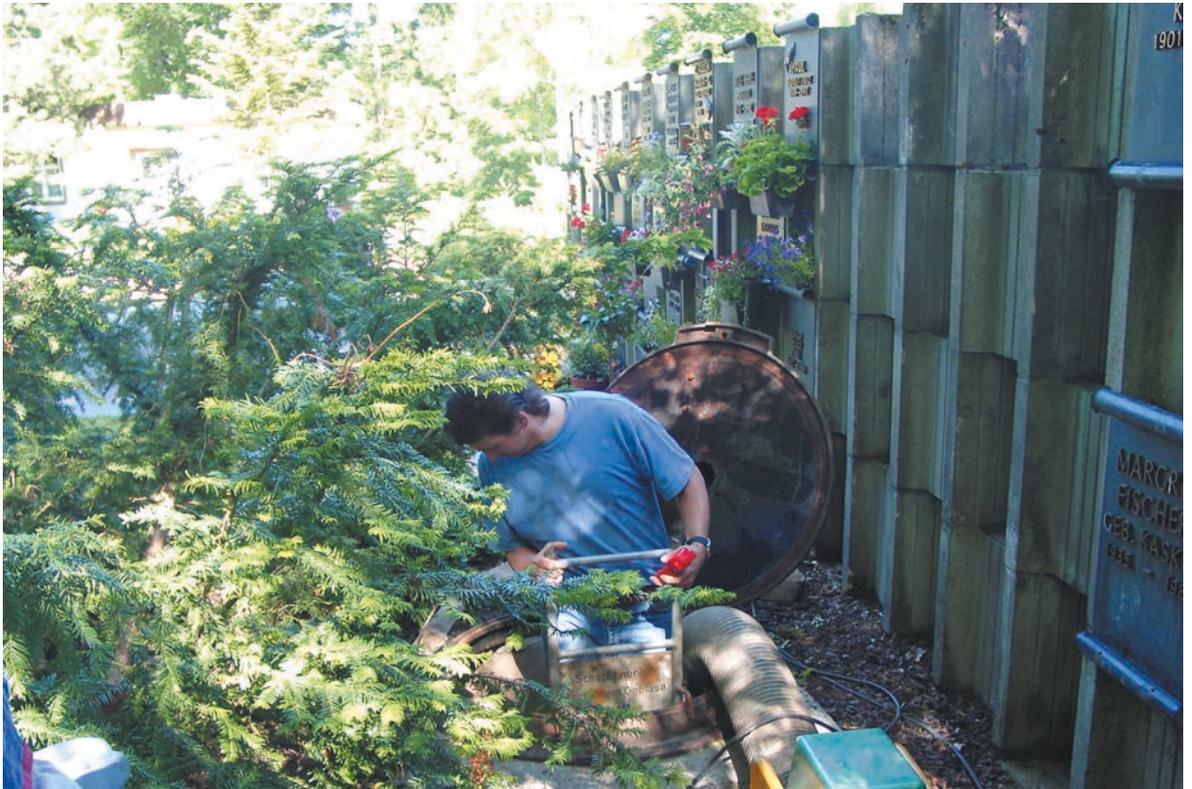
²⁸⁾ Hauser, wie Fußnote 9

Die nachstehenden ergänzenden Anlagen wurden von Gerhard Graf, Karlsruhe gefertigt.



Lageplan der Altstadtquellanlage mit Brunnen, Kaskade und (gelegentlichem) Überlauf.
Grundlage: Katasterplan der Stadt Villingen vor 1972, ohne Maßstab.





Vor dem Einsteigen in den Schacht.



Im Schacht mit Blick zum Schachteingang.



Quellschacht mit Blick auf den, links sichtbaren, Quellauflauf.



Die Kirchenportale am Villingener Münster

Klaus Ringwald

Die ganze Kraft und Konzentration in das Werk gelegt

Text von 1985

Das Vorspiel

Die Chance zu erhalten, Kirchenportale für ein Münster zu gestalten, zumal mit so herrlichen, klaren, romanischen Gewänden wie in Villingen, dürfte zum Höchsten zählen, was im Bildhauerleben zu erwarten ist. Gleichzusetzen mit einem „Reiterstandbild“ oder einer Brunnengestaltung mit dem Hauptthema „Akt“. Dies zu erkennen, und die ganze Kraft und Konzentration dorthin zu legen, war mir von Anfang an klar und bewusst. Dies wussten aber auch jene – so wie Carlo Schmid, mein langjähriger enger Freund es formulierte die, die mir „Übelwollen“, genau. Es begann ein Kampf „Sein oder Nichtsein“ gleich nach der festen Zusage jener Spende des Villingener Bürgers, der als erster erkannte, welch große Möglichkeit sich mit diesem Renovationsbeginn 1976/77 auftat. Jene Geister scheuten auch nicht zurück, mehrmals persönlich dort beim Spender Wilhelm Binder gegen den Bildhauer zu intervenieren.

Das Vertrauen und das Wissen ein paar weniger und mein Durchstehvermögen in der festen Verankerung, hier für dieses Münster, für diesen herrlichen Platz, für diese Stadt und ihre Menschen und darüber hinaus, „Bildhauerei“ zu hinterlassen, an der man sich orientieren kann. Dies war mein fester Vorsatz.

Zu wissen, die „Bibel“, die „Heilsgeschichte“, in die jetzige Zeit hineinzunehmen, uns ins große Theater der Menschen mit Gott und der Menschen unter sich in der Bildersprache zu ordnen, zu aktivieren und zu zeigen, dies ganze unter „das Gesetz der Form“ zu stellen, dies war ein gewaltiges, gewagtes Unternehmen. Nenne ich es doch wieder mit den Worten Carlo Schmid: „Dass Du es wagst, was vor Zeiten die Großen immer gewagt haben, Dich, Deine Familie, Deine Freunde, die, die Dir Übelwollen, kurz und gut das, was in Deinem Leben steht, so wie Schachfiguren auf dem Brett stehen,

auf dem man sein Schicksal ausspielt, die mit hineinzunehmen in die Heilsgeschichte, das ist etwas Großartiges.“ Unter diesem Bekenntnis, dieses großen Europäers, machte ich mich voll Freude an die Arbeit, diesem Ort Dramatik zu verleihen, ihm das zu geben was er heute ist, nämlich Spiegel der Zeit – eingeschlossen die Vergangenheit, die Gegenwart, die Zukunft. Nicht Prototypen, nicht Anonymlinge, sondern Menschen mit denen man lebt, die das Salz sind, mit denen man in Liebe und in Feindschaft beisammen ist, die das Leben ausmachen, ausmachen und ausmachen werden, sie hineinzunehmen in das Werk der Bildhauerei und der Komposition, das war mein Hauptanliegen.

Das Werk, seine geistige und bildhauerische Konzeption

Der Rahmen durch die romanischen Gewände war in Größe, Verhältnis und Atmosphäre gegeben, wobei das Südportal durch die beiden Bogenfelder sich vom Westportal deutlich unterscheidet. Das Westportal hat und hatte keinen Architrav und keinen Tympanon, die Höhe der Tür geht bis in den Bogen. Bemerkenswert ist, dass ich beim Erarbeiten der Türmodelle im Maßstab 1:5 festgestellt habe, dass die Maße vom Boden bis in den Bogen hinein bei beiden Portalen dieselben sind. Schon dieses Gesetz und diese Ordnung zwangen mich, dem „Gesetz der Form“ – was der gerade Gegensatz dessen ist, was wir das „Formale“ nennen –, so nannte es richtigerweise Carlo Schmid, dienen zu müssen. Hier zeigt sich der Geist zum „Musischen“, ohne das es kein Menschsein im eigentlichen Sinne des Wortes gibt (Carlo Schmid), Leistungen der Väter zu erkennen, sie mit einzubauen, die Gesamtheit zu sehen, zu steigern und dem „Alten“ trotzdem etwas hinzuzufügen, was es vorher so nicht gab.

Nur im Maßstab, in der Einteilung und in der filigranen Ornamentik der Rahmung, sind alte Maße

übernommen, nicht jedoch in der Gesamtkonzeption zueinander und in der Komposition der einzelnen Reliefs. Einer Assoziation mit San Zeno, Hildesheim usw. fehlt daher jede Basis. Nehme ich als Vergleich das Thema der Salome, zu deutlich sind hier die Gegensätze.

Hier bei der Salome in Villingen ist der Welt etwas hinzugefügt, was die jetzigen Augen, die Ohren, der Geruchssinn, das Tasten und Schmecken erleben, nicht das von San Zeno vor 800 Jahren. Hier ist die Völlerei, das zerstörerische Wirtschaftswunder und der Sex, das Anbeten und das Angebetet werden, der Sklave und der Versklavte unserer Zeit ganz enthalten. Hier haben aber auch die Texte des Hohen Liedes des Salomon ihre ewige Bedeutung.

Komme ich nochmals auf dieses Grundsätzliche zurück und vergleiche alte Türen mit den von mir gestalteten – wesentlich verschiedenes tut sich auf: Beim Marienportal (Westportal) zeigt sich unten in den beiden Basisreliefs horizontal geordnetes Geschehen, welches sich in der dritten Reihe (auch wenn Bileam zur Mitte zeigt) von innen nach außen bewegt. Die vierte Unterteilung (die Flucht) führt das Geschehen zur Mitte zurück, von dort, dieser Mitte, zum zweiten Male diese Bewegung (Debora und Hochzeit zu Kana) wieder nach außen aufricht, um im großen Bogen mit dem Bogen des Gewändes heimzuführen, zusammenzuführen, zu den großen Figuren der Frau in der Bibel, Eva und Maria. Dabei bin ich von unten nach oben vollkommen auf die Maßlichkeit des Gewändes eingegangen. Diese Gesamtzusammenhänge im Reliefdenken und in der Gesamtkomposition sind bei alten Türen nicht zu finden. Dort ist in der Regel allein die einzelne Tafel mit ihrem Thema autonom.

Ganz anders ist die Gesamtheit an den Johannes-Portalen (Südportal) gegenüber dem Marien-Portal aufgebaut. Im rechten Türflügel beginnt die Bewegung von links nach rechts, es folgt die Horizontale des Abendmahles, dem schließt sich am Ostermorgen die Dynamik von rechts außen nach innen an. Die Horizontale finden wir wieder beim Hohen Rat, um sich dann endgültig in der Bewegung des Sehers nach oben, dem apokalypti-

schen Lamm, zu öffnen. Hier steht das Tympanon direkt mit der Bronzetür in Verbindung, was bei der Täufer-Tür in diesem Ausmaß nicht stattfindet.

Beim linken Türflügel, der Täufer-Tür, beginnt die „Relief-Höhe“ mit dem Rufer in der Wüste, und sie führt von links unten nach rechts oben diagonal über das ganze Portal bis zu den Weibern mit der Schlüssel. Mit der Figur des zu köpfenden Johannes ist eine Horizontale erreicht, die der explosiven Bewegung von unten nach oben den dringend notwendigen „Halt“ bietet. Dieser Notwendigkeit dient auch die Gegenbewegung des Schlächters. Das österliche Lamm liegt krönend als Christussymbol in Stein gehauen (Santa-Fiora) über der Tür als wichtiger Teil der Architektur. Dem gegenüber, auch als Teil der Architektur, dieses Mal im apokalyptischen Lamm finden wir die unumgängliche Symmetrie und den nötigen Zusammenhang. Soweit mein Wissen reicht, gibt es in der christlichen Baugeschichte der Doppelportale keinen zweiten Fall, der die beiden Christus-Symbole in diesem Nebeneinander und in dieser Ausgewogenheit zeigt. Aber auch selbst um diese eigentlich mehr als logische Konsequenz, das Ende und das Ziel dieser beiden Johannes-Viten mit den Lämmern (Christus) zu krönen, galt es zu kämpfen, um sich mit klaren Vorstellungen durchzusetzen.

Bei den Johannes-Portalen sieht man, dass es Wagners Musik „Der Ring der Nibelungen“ ist, der die Macht, die Bewegung, die Dynamik und die Rhythmik enthält, das bildhauerische Denken zu unterbauen, es zu fördern, es aus seinen letzten Reserven herauszulocken. Das ist Leben in der Arbeit, sich ganz hinzugeben, sich nicht zu schonen, alles hineinzunehmen, was die Welt bietet an Schönem und Hässlichem, sich aufbauen mit den Wundern der Natur. Aus dieser Natur heraus sind Menschen entstanden, die die Einzigartigkeit der Musik über dieselben Gesetze schufen, wie sie der eigentliche Bildhauer zu schaffen hat, und die beide sich ergänzen wie Mann und Frau, wenn sie die „Gesetze der Form“ und des „Ornamentes“ erkannt haben. Das Ornament, auch das filigrane Ornament, das ist jener tragende Teil der Gesamtheit meiner Arbeit, so wie in Wagners Musik, das

Ornament der Musik, das Thema der jeweiligen Figur und ihrer Aufgabe immer wieder durchblicken lässt, um dann im Schlussakt der Götterdämmerung beim Ring alle Thematiken vereinend sich tragen und sich zu einem Letzten aufbäumen (Finale allegro appassionato).

Das Marien-Portal

VERKÜNDIGUNG

Beide Themen der Verkündigung bilden ein Gesamtwerk. Das Geschehen der Botschaft ist in die Mitte gerückt. Maria und Abraham sind die empfangenden Figuren. Sara, die Lauschende, die Ungläubige, auch sie hat ihren wichtigen Platz. Die Engel schließen kompositorisch das Geschehen ein, ihre Flügel werden zum klaren Ornament und zur Steigerung ihrer selbst. Baum und Architektur unterstreichen den Ort des Geschehens. Die Dramatik und Spannung, genauso wie die Ergänzung beider Reliefs ist eindeutig. Mit den drei Jünglingen in einer Person erfasst, zeigt sich eine Dreieinigkeit. Die Not um den beschränkten räumlichen Platz als auch mit zwei weiteren Figuren dieses Reliefs gegenüber der Marienverkündigung weit gewichtiger zu machen, zwangen mich zu dieser Einfachheit und Klarheit.

HANNA-MAGNIFIKAT

Inhaltlich und kompositionell eine Symbiose, die die Gipfelung der Dramatik wiederum in der Mitte hat. Stürzende Büste, fast schon lodernbrennender Baum, der zum Ornament wird. Wiederum spielen die äußeren Rahmungen durch die Architektur eine entscheidende, dieses Mal statische Rolle. Ebenso sind die Treppen große Aussage, so wie diese Grundelemente Türen und Treppen immer wieder verwendet sind, sind sie Symbole für größte Geschehnisse im Leben sowohl im Sinne von Aussage als auch im Sinne von Perspektiven und Boden.

Die Hanna sitzt – sie sitzt wirklich – dies ist entscheidend für eine sitzende Figur, Samuel stillend und hinweisend auf die Entscheidungen Gottes. Hier ist eine Frau gebaut im ursächlichen Gestus, fähig ihr Leben zu gestalten, existentiell im Raum

und in der Architektur. Hier wird der Akt, die Figur, voll und ganz zur Demonstration der Bildhauerei vorgetragen. Voll sind die Formen, saftig strömt heraus das Leben, eine Frau auch aus unserer Zeit Else Vogel. Die beiden Portraittöpfe Politiker unserer Zeit Sinnbild und Qualität dessen, was Jahrtausende das wahre Portrait auszumachen hatte, nämlich den Menschen zu zeigen, als Ebenbild Gottes und im Sinne seiner weltlichen Existenz, in diesem Falle mit plastisch-bildhauerischen Mitteln. Beide sind da, sie können heraustreten, selbst in ihrem kleinen Format, um hier einen Platz einzunehmen.

Maria und Elisabeth, ebenso zwei plastische Figuren, bei denen die Architektur des Körpers voll ablesbar wird, fähig sich in Würde und Achtung zu begegnen, weil sie Persönlichkeiten sind. Bewusst wird hier der bildhauerische Akt von vorne und der andere von hinten gezeigt, auch wenn die Kleidung in ihrem funktionalen Helfen den Körper verdeckt. Gleichzeitig wird im Konzert des Ganzen das Kleid zum Ornament.



BILEAM-GEBURT

Hier sind die Hauptakteure wieder eindeutig in die Mitte der einzelnen Reliefs gegeben. Zu wichtig ist das Geschehen, als dass dem „Wichtigen“ Außenplätze hätten zugeordnet werden können. Bileam der Seher bestimmt in seiner knieenden Situation die linke Bronzetafel. Seine ganzheitliche Physiognomie, nicht nur jene des Schädels sondern des ganzen Menschen, nimmt dies in Anspruch, was durch dieses Thema gefordert ist. Auch wenn er heute als Freund unter uns weilt, Gotthard Glitsch, ist er es wert, diese große Seherfigur zu

verkörpern, ganz im etymologischen Sinn. Bileams Esel, ganz auf Hauptvolumen und Nebenvolumen aufgebaut und räumlich geschickt erfasst, erklärt die weitere begleitende Stelle des Bibeltextes. Baum, Engel und Text stützen in ihrem Ornament und in ihrer Funktion diese Thematik.

Die Geburt, ganz in die Architektur gestellt, zeigt den nackten Menschensohn in der Mitte der Bronzetafel. Er und seine Mutter beherrschen die Szene, alles andere dient wiederum nur als Rahmenwerk. Frei und klar im Akt und in der Funktion liegt der Frauenkörper nach der Geburt entspannt da. Die Frau liegt wirklich – auch da weise ich ausdrücklich darauf hin; sie schwebt nicht, nein sie erkennt ihre Lage und nimmt sie an. Das Aktstudium, das Urelement über Jahrtausende für die Bildhauerei, zeigt sich auch hier in all seinem Wissen und Erkennen. Hier ist nichts verwischt, hier ist erfasst und gesehen, was Leben geben bedeutet, auch in seinen Grenzgebieten, um die wir auch als höchstes Schöpfungsgebilde im Gefüge der Welt als Mensch nie herumkommen.

Der heilige Josef, auch eine Person unserer Zeit, Reinhard Hanefeld, begleitet dies Unfassbare mit all seinen Körperteilen und seinem Gestus. Ochs und Esel als Hinweis zur Kreatur steigern den Ort des Geschehens und machen ihn unverwechselbar. Alles andere wird zum Ornament einschließlich der beiden Rauten (Pfau und Hirsch), die sich am Altar des Münsters in Silberguss wiederfinden.



DIE FLUCHT

Das Ziel beider Bewegungen ist der Berg bzw. die Pyramiden. Wiederum sind beide Reliefs in ihrem Aufbau allein kaum denkbar. Auf der linken Seite

beherrscht zur höchsten Dramatik gesteigertes Ornament das Geschehen, macht es weit über das Thema hinaus zum Leitbild. Die Figuren sind klein und sekundär, obwohl selbst in der Figur der Mirjam „Monumentalstes“ dem Betrachter entgegenströmt. Selbst hier bei der Mirjam, in ihrer maßstäblichen Kleinheit, wird der Akt zum eindeutigen Träger des plastischen Themas. Aber bestimmt wird dennoch diese Tafel durch die voll gegeneinander gesetzte Möglichkeit des Ornaments des Wassers und des Ornaments der Landschaft. Diese beiden Gegebenheiten bestimmen das bildhauerische Thema. Ganz anders bei der Flucht zu den Pyramiden. Hier ist die Eile entscheidend, hier ist die Angst, hier sind Mensch und Tier – wie auch in der heutigen Zeit – vor den Vandalen am Fliehen, um ihr Leben zu retten. „Die Flucht, das einzige Mittel, um Rufmord und Mord im Vaterland zu entrinnen“. *Ein ewiges Thema!*



Wenn auch die Texte dieser Tafel noch so widersprüchlich sein mögen, inhaltlich und wahrheitlich gehören sie zusammen. Ohne scharfe Beobachtung und eigen Erlebtes, ist sowohl der Text als das Bild nicht machbar. Ohne eigen Erlebtes würde Carlo Schmid nie den Hölderlin-Vers zum Leitsatz erkoren haben „Verbotene Frucht wie der Lorbeer ist am meisten das Vaterland. Die aber kost' ein jeder zuletzt.“ Hier treffen sich seine Gedanken mit den meinen und auch unsere Ziele, nämlich wie Dante Alighieri in seiner Divina Commedia sagt: „Come l'uoms eterna“, wie der Mensch sich in die Ewigkeit hinein zu projektieren vermag!

Akt, Tierstudium, Landschaftsstudium – selbst dort in Ägypten – zeigen die reife Frucht des Gesehenen in dieser Bronzetafel.

DEBORA UND HOCHZEIT ZU KANA

Ganz im Gegensatz der vorangegangenen Reliefs und ihrer kompositorischen Ordnung liegen bei diesen Gestaltungen die thematischen Hauptfiguren ganz außen. Wenn dies auf den ersten Blick gar nicht so scheinen mag, sind sie es doch, Debora und Maria. Barak und Jesus nehmen zwar optisch die wichtigeren Plätze ein, entscheiden tun jedoch die Frauen, sie sind die Wesentlichen. Welch ein Spiegel auch für unsere Zeit. Debora sitzt, sie sitzt eindeutig, sie herrscht auf dem Thron, Rosemarie Wolf. Barak, Klaus Schuler, ein Hüne baut sich mit seinen Mannen vor ihr auf. Klar und deutlich sind die Aufgaben verteilt. Auch hier zeigt sich, wem ich wessen Rolle in der Gegenwart zuordnen kann. Dies ist entscheidend. Sowohl Debora als auch Barak sind Personen unserer Zeit, und sie können das ihnen zugeordnete mit Geist und Habitus voll einlösen. Ein Dokument das wichtig ist und das Geschichte wird. Diese heutigen Gegebenheiten mit hineinzunehmen in die Bibel, die Bibel damit personifizieren, erschwert die Aufgabe um ein Vielfaches, ist jedoch ein gültiger aber kein neuer Beitrag. Neu ist das Engagement und der Mut auch zu unserer Zeit, solche ablesbaren Zeugnisse zu hinterlassen, wie sie vor Zeiten immer hinterlassen wurden. Dies ist die Verantwortung zur Geschichte.

Bei der Hochzeit zu Kana wird Jesus wie auf der Gegenseite zum plastisch wichtigsten Teil aber in seiner Rolle zum Befehlsempfänger. Deshalb wehrt er sich im Bibeltext. Bei beiden Reliefs sind Architektur und Landschaft, Treppen und Motive, Text und Vorhang, eine ordnende und dem ganzen Thema dienende Aussage.

EVA UND MARIA

Die großen Frauengestalten des Alten und des Neuen Testaments beherrschen die Bogenfelder. Zwar sind die Lebensbäume mehr der Mitte zugezogen und ihrer historischen Bedeutung nach auch gestaltet, aber auch die Zusammengehörigkeit zur Frau mit dem Baum bzw. mit dem Kreuz und ihrer Rolle ist eindeutig. Klar, mit kontrapostischem Stehen, das Bewusstsein vor dem Jetzt in ihrer vollen Verantwortung, so steht, und wie sie steht,

die Figur der Eva. Zwei Säulen – die Beine, der Architrav – das Becken, das Giebelfeld – der Körper und schlussendlich der Firstziegel als Haupt. Diese ewige Architektur in der Figur, im Akt, wer kann ihr ausweichen? Dieses „Gesetz der Form“ jedoch erst einmal kapiert zu haben, dies ist das große Ringen eines jeden Menschen, der sich die Plastik, die Bildhauerei zur Berufung erwählte, so steht die Eva nun da umsäumt vom Ornament des Lebensbaumes, zu ihrer rechten der kuschelnde Löwe, ein großes Zeichen auch unserer Zeit, viel beschrieben und diskutiert, dies jedoch in unserer Zeit verloren zu gehen scheint (die Emanzipation des heutigen Mannes). Maria, sie steht auch in ihrer Figur da, aber umgeben in ihrer Gestik und Trauer mit dem Gewand, das die Bewegung verdeutlicht, die Stimmung steigert, den Gegensatz zur nackten Eva im ornamentalen löst.

Mit diesem Gewand, mit dem Aufsprengen der Gräber, mit dem Heraustreten der Skelette, sind die Mittel gegeben, um dem gerecht zu werden, was die Tragik in der Stunde des Todes dieses „Alemannen Christus“ im flachen Relief, die Bildersprache benötigt. Hier ist ein Bauer, einer von uns, kein Schönheitsideal, hier ist ein Volumen angenagelt, das es erst einmal zu beherrschen gilt. Aber wie zu allerzeit gelingt es auch den heute Mächtigen alles und jeden zu töten, der ihr Programm erkennt und sie zur Rechenschaft ziehen will. Dieses Gedankengut gehört eben auch zur Bildhauerei, wenn man aus dieser Welt schöpft und sich nicht selbst zum gedankenlosen Balverehrer machen lassen will.

Das Johannes-Portal

Johannes der Täufer

DER RUFER IN DER WÜSTE

Resignierend, zusammengesunken und trotzdem noch hinweisend auf den Vollzug der Zerstörung, der unaufhaltsam das heutige Bild prägt – so ist die noch lebende Figur des Rufers in unserer Wüste. Ein mit noch Leben erfülltes Selbstportrait gegenüber den Skeletten, der schon „Erfassten“. Denken wir an die Geschichte Herculaneums und von Pompeji an Hiroshima und Nagasaki, denken wir



an die gewaltige Explosion von Mt. St. Helens, wo fast ein ganzer Berg hinweggefetzt wurde. Bevor es nicht passiert, wird nichts akzeptiert. Das Los aller, die rufen „kehrt um“, die sich nicht mit dem Heulen der Wölfe begnügen, denen das Gewissen noch ein Begriff ist. Bildhauerisch eine klare Aussage. Die Figur in ihrer anatomischen Fleischlichkeit und Räumlichkeit gegenüber der Weite des Todes und des Nichts der Bausünden, der verwüsteten Landschaft und dem klaren Hinweis auf das Ende. So beginnt das Johannes-Täufer-Portal in seiner Konzeption.

Mit wenigen Mitteln ist der Anfang zu einem grandiosen Fünfkakter inszeniert, ein Zyklus, der mit dem endet, worauf der Rufer selbst hinweist, mit dem Tod. „O Babylon, wie oft kehrst du wieder, ehe diese Welt vergeht.“

DIE TAUFGE

Über die Täuferfigur im Fellkleid – der Täufer ist ein Freund und Mitdenker dieser Portale, Karl Völlinger – zieht sich die Reliefhöhe der Diagonalen weiter. Das Geschehen des „Taufens“ am Jordan ist flankiert von kargen, laublosen Bäumen, ein Symbol für das Hoffen zum Grünen und zur Frucht, so wie es im ersten Psalm ausgesagt wird. Auf der Gegenseite harren voll Zögern und Stauen andere Freunde des Bildhauers am Ufer des ganz ornamental gestalteten Flusses. Ihr Dabeisein gibt Zeugnis. Senkrechte und waagrechte Elemente halten sich die Waage. Die Figuren sind von ihrer existentiellen Räumlichkeit erfasst. Sie sind fähig, auch in unserem Leben Platz einzunehmen. Das Aktdenken durchdringt auch hier die Dargestellten. Das Ornament in der Fläche und im Text steigert

die Figuren. Die Bildersprache ist weit mehr als nur Thema. Das Thema ist eingegangen in das Gesetz der Form, der des Reliefs.

JOHANNES IM GEFÄNGNIS

„Es dringt zu Dir, Jahwe, der Gefangenen Stöhnen, die dem Tod geweiht, erlöse sie.“ Hier ist die Tragik des Weltgefängnisses manifestiert, das Innen und das Außen. Ihrer Freiheit bewusst flankieren zwei Tübchen den Gefängnisbogen, in der Mitte des Bogens die Weltkugel – Stammheim ist überall. Man stirbt in- und auch außerhalb der Gefängnisse; dies beides hat Stammheim gezeigt.

Johannes reiht sich als weiterer Teil der diagonalen Bildhauerkomposition ein, eine Figur die sitzt, die verzweifelt wartet, die existent ist. Gestaltetes Leben und hartes totes Gestein, auch wieder als Gegenprogramm vorgetragen, bestimmen diese Bronzetafel. Die Aussage ist deutlichst, die Verharmlosung des Inneren durch ein verlockendes Portal prägnant.

DER TANZ DER SALOME

Der sich windende Körper mit all seiner reifen Jugendlichkeit, aber auch das Wissen um der Aufgabe willen, die es zu erfüllen galt, angestachelt von ihrer Mutter, ist Salome ein weiterer Akzent und wesentlicher Teil dieses diagonalen Aufbaus. Hier wird unterstützt vom Tuch, auch das Tuch des Vorhanges, gezeigt, was der Gegensatz, der große Gegensatz zum Akt der „Eva“ und zum Akt der „Maria“ ist.

Diese Herausforderung ist gelungen!

Hier muss einfach jeder den Bogen sehen, der gespannt ist von dem statischen, von dem liegend annehmenden und von dem mit allen Wassern gewaschenen Weib. Ohne den Bauchtanz in Ägypten erlebt zu haben in seiner vollen Blüte, ist diese gebündelte, aufreizende, darbietende, wirklich bildhauerisch saftige Gestalt nicht zu erbringen. Aber auch hier ist das Architekturgerüst der Figur unverkennbar aufgezeigt, das was trägt, was lastet, was hängt, was spielt, prächtigst demonstriert; mehr kann man einem übersättigten Herodes kaum noch bieten. Und er nimmt es an – er betet es an –. Welche Gegensätze auch in der

Plastik, die sitzende Masse und der schlanke, gespannte Sexbogen.

Auch hier wird eine Welt aufgezählt und klar gezeigt, die uns täglich umgibt; auch hier ist der Spiegel in die Häuser unserer Zeit hineingehalten. Die Attribute des Festes und der sichere Raum durch die Architektur mit den Treppen erheben das Geschehen in königliche Atmosphäre. Das Relief hat auch dadurch seine Ausgewogenheit.



DIE ENTHAUPTUNG

Wiederum geben die gebündelten Zuschauer jenen kompositionalen Zusammenhang her, um den es mir bei dieser Tür geht. Aber gleichzeitig wird die liegende Figur des Johannes zum alles beherrschenden „Halt“ und die massive Gegenbewegung durch den Schlächter zur Notwendigkeit. Alles ist abgestimmt, hier im fünften Akt klar das Finale zu erkennen. Das Theater ist geschlossen, das Opfer gefunden und erledigt, der Vorhang kann sich schließen. Dies ist die Situation im Innenhof des Gefängnisses, die Türen geben Zeugnis. Aber selbst dort steht der Baum des Lebens, die Hoffnung auf Weiterleben. Dort beginnt mit dem österlichen Lamm das Fest der Auferstehung.

Diese Bronzetafel ist der gewaltigste Satz in dieser Symphonie „Finale allegro appassionato“. Statische, liegende und rasant bewegende Elemente beherrschen die Szene. Die Relieffhöhen zueinander stehen in voller Spannung, das Opfer in einer noch gespannteren Lage als der Tanz der Salome es hervorbringen kann. „Der Tod fordert sein Äußerstes!“ Der Schlächter erfüllt seine bezahlte Tätigkeit mit Präzision und Brutalität, die Weiber warten mit der Schüssel. Dies ist keine Zuckerbäckerei, dies ist kein Kunstgewerbe, diese Arbeit ist gefüllt von erlebtem Leben.

Das Johannes-Portal

Johannes der Evangelist

DIE BERUFUNG

Die Bewegung geht von links innen nach rechts außen, von dort wird sie, die Bewegung, weitergegeben zum Geschehen in der zweiten Tafel am Gründonnerstag. Klar und deutlich steht die Figur des Einladenden da. Er weiß was zu tun ist und er hat diesen Platz verdient am Baum des Lebens, Wilhelm Binder. Seine derzeitige Bereitschaft war der Anfang zur Vita des Johannes, des Evangelisten, und in der heutigen Zeit in der Personifizierung der Anfang zur Realisierung der Türen. Nicht nur der Schädel, die ganze Figur geben Zeugnis des Geschehenen in der Geschichte.

Johannes, ein Freund aus Ballrechten, Fritz Beutter, geht in seiner Körperlichkeit und voll Entschlusskraft auf den Meister zu, sein Freund zögert, Rudolf Henning.

Der Dritte erfüllt die ihm gegebene Arbeit, seine starken Arme und Hände greifen in das Ornament des Netzes und heben es ins Boot. Bewegung, plastische Körper, gestaltetes Ornament (Wasser, Baum, Text) und der Freiraum heben das Thema in das bildhauerlich Fachliche.

DAS ABENDMAHL

Mitten im Relief versammelt sich die Runde der Jünger, die Hauptfiguren sind von der Rückenseite her gestaltet. Eine ganz außergewöhnliche Überlegung. Sie war notwendig, weil durch die Frontalität des Hohen Rates, zwei Tafeln höher, eine Wiederholung sonst stattgefunden hätte, die nicht zu verantworten war.

Der Raum durch Arkaden, Boden und Treppen gefasst, bildet den Ort des Geschehens. Der Kreis ist bis auf den Platz des Verräters geschlossen. Hier ist die Zusammengehörigkeit der Jünger eindeutig gestaltet; das Aufreißen des Kreises durch Judas, ein Politiker, markant gezeigt. Deshalb wird auch dieser „Eine“ fast zum Wesentlichen, er geht die Treppe hinab, obwohl er ja gekauft, nach heutigem Denken die Treppe nach oben gehen müsste.

Aber die Geschichte des Judas gibt doch dem Text den Wahrheitsgehalt „30 Silberlinge, das beherr-

schende Zeichen auch unserer Zeit, Judas, einer der ganz wenigen, der daran zerbrach“. Auch in diesem Relief wird durch Münze, Raute, Text und Räumlichkeit Feingefühliges beigelegt und dadurch kostbarer gemacht.

OSTERMORGEN

Zwei Figuren beherrschen die morgendliche Situation. Der jüngere Johannes kündigt Petrus vom leeren Grab. Auch hier ist mit Johannes eine Person portraitiert, die diesen Platz verdient und die viel für die thematische Konzeption der Türen beigelegt hat, Alfons Deissler.

Beide Figuren sind wiederum so existent, dass sie im heutigen Leben ihren Platz einnehmen. Der Reliefgrund ist ein einziges Ornament, die Dramatik des Tuches die Steigerung zum Thema. Sonne und Münze auf dem Grabstein stehen im Zusammenhang. Die Bewegung der Komposition lassen das Ziel unverwechselbar erkennen. Der Ostermorgen bricht auf!

DER HOHE RAT

Frontal die Masse der Richter, frontal der Aufbau des Tisches, frontal und erhöht der Raum. So wartet der Hohe Rat auf jene, die gewaltsam vom Bezahlten, auch ein Heutiger, herangezerrt werden, um sie zu richten.

Überdeutlich vom „eigen Erlebten“ geprägt, so ist dieses Theater gestaltet. Die Mannschaft ist formiert, das Programm durchschaubar, der Vollzug schrecklich. Das Wort eines heiligen Augustinus „REMOTA JUSTITIA QUID SUNT REGNA NISI MAGNA LATROCINIA“ ist nicht mehr zu hören.

Viele Richter auf der ganzen Welt, geprägt von ihren Systemen und Brotgebern, das ist auch die heutige Zeit. Der Satz Kardinal Königs „Das Unrecht ist ein Feuer, das jeden verbrennt, der ihm zu nahe kommt“, das Bekenntnis eines Heutigen. Hier der Gesellschaft den Spiegel vorzuhalten, ihr deutlich zu sagen, so seid ihr in all euren Talaren und Behängen, das muss das Ergebnis eines solch gestellten Themas werden. Hier mit aller bildhauerischer Kraft, mit allem Mut und vollem Herzblut zu portraituren, war das Gebot der Stunde und die

Köstlichkeit unserer Geschichte. Ob man sich nun freut oder ärgert, ist nicht die Frage – die Frage ist die Suche nach der Wahrheit – denn sonst werdet ihr nicht hineinkommen in das Himmelreich.

DER SEHER AUF PATMOS

Gewaltige Ornamentmassen umstrahlen Johannes. Der Blick wird frei zum apokalyptischen Lamm. Die Epoche der Antike zerfällt – siehe ich mache alles neu.

In einer mächtigen Rückenfigur, die gebaut ist aus kerniger Masse, unterstützt in der Bewegung durch das Gewand, das Standhaltenmüssen des Geschauten, Arme und Blick weit geöffnet, so kniet Emil Wachter auf Patmos. Er, der den Blick des Durchdringens hat, er, der wie kein anderer meiner Kollegen von der Bibel erfasst und durchdrungen ist, wer könnte denn noch diesen Platz einnehmen? In einem Bündel vollornamentaler Schlussakkorde findet diese Figur in der Vita des Johannes seinen ewigen Platz.

DIE TYMPANA

Bis 1981/82 war der Platz der beiden Tympana verglast, was natürlich zur Würde der Architektur der Bogenfelder im vollkommenen Widerspruch stand. Wann die ehemaligen Tympana, abhanden gekommen sind, lässt sich nicht feststellen. Jedenfalls ist es unmöglich vom Denken jener Väter her gesehen, diese wichtigen Bogenfelder mit Löchern zu hinterlassen. Diese Bausubstanz musste ergänzt werden, und ich tat es mit dem Sandstein, mit jenem Material, woraus die Stein-Gewände gestaltet sind. So stehen sich nun diese beiden Giebelfelder gegenüber in Wahrung des Gleichgewichtes und des sich Ergänzens.

Feingliedrig liegen sie da, die Lämmer, in bewollter und geschorener Position. Die gegenseitige Steigerung ist auch hier nicht zu übersehen. Beobachtung, genaues Erkennen des Wesentlichen, Ausspielen von Haupt- und Nebenvolumen, von Körper und Extremitäten, dies alles ist exakt, aber in einer stillen Weise vorgetragen. Hier sind es nicht nur Lämmer, sie haben ihren Inhalt im Symbol. Ihre Attribute ergänzen diese Tatsache. Kann man sich als Bildhauer glücklicheres vor-

stellen, als zu zwei Türen in Bronze auch noch zwei Tympana in Stein zu hauen?

RÜCKBLICK UND ZUKUNFT

Am Ende eines Werkes das Gefühl des nicht Unnötigen zu haben, akzeptiert und erkannt worden zu sein, was kann einem besseres widerfahren? Das Werk ist angenommen, der Blick geht zurück. Er findet am Wegrand dieser erlebten Zeit Menschen, die einem „nicht im Stich“ ließen. Die Knappen zogen noch vor dem Todesstoß den mit aller List oftmals gefällten Bildhauer zurück, weil sie seine Arbeit lieben und schätzen. Aber auch jene säumten den Weg, die im Töten ihre einzige Libido zu finden scheinen, wenigstens aber im Rufmorden! Alles wurde getan, um Entstehen und Anbringen dieser Bronzeportale zu verhindern. Aber auch hier sind die Wegelagerer in ihrem eigenen faulen Morast hängengeblieben. Diese Bildhauerei der Portale in Villingen hat die ganze deutsche Presse einschließlich des Fernsehens durchwandert, ohne Schaden zu leiden. Ganz im Gegenteil. Das Gesetz der Form zog seinen unaufhaltsamen Schritt durch den gefährvollen Weg der Existenz. Das Ergebnis der Portale, ihre bildhauerische Kraft und Aussage beweist, dass das empfangene Vertrauen eingelöst wurde, das durch die Kirchengemeinde der Münsterpfarrei Villingen, des Erzbischöflichen Ordinariats Freiburg und ebenso des entscheidenden Spenders Wilhelm Binder auf meinen Schultern gelastet hat. Ein möglicher Weg in der verworrenen Kunstszene unserer Zeit hat seinen Niederschlag gefunden, das Wagnis hat sein gelöstes Ende erreicht, der Bildhauer durch Handwerk, Geist und Gefühl sein Werk vollendet. Die Gießerei der Firma Hans Mayr in München trugen wesentlich bei, dieser Arbeit Qualität und Dauer zu verleihen. Auch ihrem Werk und ihrem Einsatz ist letztendlich die Gültigkeit dieser Portale zuzuschreiben.

All meinen Freunden, die mit Diskussionen, aufmerksam machen, helfen, diese vier Jahre begleiteten, seien einbezogen im Dank und der Gewissheit, ein gut Stück Leistung für diese Portale erbracht zu haben. Wir haben den „großen Balken“ zusammen ein Stück weiter getragen als ich alleine es imstande gewesen wäre.

Zeugnis frommen Bürgersinns

Ringwald-Stele aufgestellt

Erinnerung an den Stationenweg

Der Erntedank-Sonntag des Jahres 2002 war für Dekan und Münsterpfarrer Kurt Müller ein ganz besonderer Tag. Er durfte ein Denkmal segnen, mit dessen Aufstellung für ihn ein lange gehegter Wunsch in Erfüllung ging. Das Denkmal ist eine 2,25 Meter hohe dreieckige in Bronze gegossene Stele, die an den ehemaligen Stationenweg erinnert, der zwischen der Bickenkapelle und dem Friedhof verlief und auf dem viele Generationen Villingener Bürger ihre Toten zur letzten Ruhe begleiteten.

Geschaffen hat sie der Schonacher Künstler Professor Klaus Ringwald, der damit durch ein weiteres Kunstwerk in der Zähringerstadt vertreten ist.

Es war auch ein besonderer Tag für den Geschichts- und Heimatverein, denn er hat die Stele gespendet

und der Stadt zum Geschenk gemacht. Genauer gesagt: Die Mitglieder waren die Spender! Sie, und einige Sponsoren, haben in einer Sonderaktion das Geld für die Anschaffung des Kunstwerkes aufgebracht und damit ein Zeichen dafür gesetzt, dass sie die Geschichte ihrer Heimatstadt „sichtbar und anschaulich“ lebendig halten wollen.

Das brachte auch der GHV-Vorsitzende, Günter Rath, in seiner Ansprache zum Ausdruck. Er erinnerte an die 14 Kreuzwegstationen die einst hier als Zeugnis frommen Bürgersinns standen und zum Stadtbild gehörten. Günter Rath freute sich, dass die im Vorstand geborene Idee eine so breite Zustimmung gefunden hat und jetzt verwirklicht werden konnte. Sein Dank galt allen, die zur Verwirklichung dieses Werkes beigetragen haben.



In einer schlichten Feier wurde die Stele, die der Geschichts- und Heimatverein Villingen zur Erinnerung an den einstigen Stationenweg der Stadt gestiftet hat, ihrer Bestimmung übergeben. Auf unserem Bild von links: Oberbürgermeister Manfred Matusza, der sie als Stadtoberhaupt dankbar entgegennahm, Professor Klaus Ringwald, der sie geschaffen hat, Dekan Kurt Müller, auf dessen Anregung die Anschaffung zurückgeht und der GHV-Vorsitzende Günter Rath.



Für Münsterpfarrer Dekan Kurt Müller, der dem Beirat des Villingener Geschichts- und Heimatvereins angehört, war es eine besondere Freude, an seinem 65. Geburtstag die Stele am Stationenweg segnen zu dürfen. Neben ihm am neuen Denkmal Oberbürgermeister Manfred Matusza und Professor Klaus Ringwald.

Professor Klaus Ringwald bei der Segnung der Stele

Mein ganzes Bildhauerleben zeigt sich hier in Ihrer Stadt, ob Sie nun drüben in die Altstadtkirche blicken – in die Bickebergkirche – in das Zentrum der Altstadt, immer gaben mir die Villingener die Möglichkeit, meine Werke und mein Bildhauerdenken zu präsentieren und unter die Menschen zu bringen. Wenn dann ab und zu, auch zu meinen Geburtstagen, ganz tiefe und feinfühlig Sätze von Stadtführerinnen bei mir im Wald ankommen, so muss ich sagen, dass wir uns schätzen und lieben gelernt haben – das war nicht immer so.

Mit dieser neuen Kreuzwegstèle, die drei wichtige Stationen auch unseres eigenen Lebens aufzeigen – das Verurteilen – das Gekreuzigtwerden – und das Hinabgelegtwerden, habe ich versucht, mit diesen gegenständlichen Reliefs, wieder einmal



Begegnung am Rande: Zahlreiche Gäste nahmen an der Einweihung der Stele beim Villingener Friedhof teil und nutzen die Gelegenheit zu einem persönlichen Gespräch, wie hier Meinrad Belle in den letzten Tagen seiner Zeit als Bundestagsabgeordneter (links) mit Dekan Kurt Müller und Klaus Ringwald (rechts).

Ablesbares und Verständliches zu hinterlassen. Die Reliefs sind klar komponiert und zeigen Ordnung in einer verworrenen Kunstszene. Denn was machen denn die Villingener Münsterportale aus, dass sie belagert, bestaunt und angenommen sind, weil man von ihnen sieht, was die heutige Geschichte uns zeigt, das heutige Leben gegenwärtig und bildlich wird in jenen Grundthemen der Heilsbotschaft und mit diesen klaren bildhauerischen Mitteln, mit dem Bekenntnis zum „Gesetz der Form“, was der genaue Gegensatz dessen ist, was wir das Formale nennen.

Die Urheberschaft zum Inhalt der Texte hat Münsterpfarrer Kurt Müller.

Es ist immer wieder ein großer Aufwand, auch in der Gießerei, bis so ein Werk letztendlich zusammen ist. Sicher waren es an die 20 Teile, einzeln gegossen, die in mühevollerem Aufwand ziseliert,



In großer Zahl nahmen die Mitglieder des Geschichts- und Heimatvereins an der feierlichen Segnung der Ringwald-Stele teil, die am Erntedank-Sonntag, 6. Oktober 2002, beim Villingener Friedhof aufgestellt wurde. Mit einer persönlichen Spende haben die GHV-Mitglieder dieses Denkmal, das ein Stück Villingener Stadtgeschichte lebendig halten soll, mit finanziert.

ausgerichtet, zusammengeschweißt und verarbeitet werden mussten.

Bei diesen wesentlichen Dingen bin ich immer tagelang, wochenlang dabei, damit es so wird, wie ich will, dass es wird. Dies kann man den Mithelfern in der Gießerei nicht alleine überlassen, auch nicht die Farbe der Patina.

Ringwald wandte sich dann mit freundlichen Worten an Oberbürgermeister Dr. Manfred Matusza und dankte für eine langjährige gute Zusammenarbeit.

„Ich danke dem Geschichts- und Heimatverein, und Ihnen Herr Rath, und ich freue mich auch für

unseren Münsterpfarrer, dass dieses Geburtstagsgeschenk zu seinem 65er dasteht und uns alle teilnehmen lässt.

Ich danke der Stadt, dem Gartenbauamt und den Handwerkern, die die Boden-Situation gestaltet haben, und allen Helfern für das Zupacken beim Aufstellen der Stele.

Ich danke für das Vertrauen, das mir der Geschichts- und Heimatverein gegeben hat, und es würde mich freuen, wenn ich wieder einmal sagen könnte, was ein großer deutscher Geist in einem klaren Satz hinterlassen hat: ‚Ich habe euch was gegeben – ihr aber habt es angenommen‘.“

Das Jahrzeitenbuch der Vetersammlung zu Sankt Catharina Senensis in Villingen

Dr. Edith Boewe-Koob

„Jahr Zeithen Buech“

„Item die Verzeichnuß aller Conventualinen des Gottes Hauses Vetter Sammlung Zur Sanct Catharina Senensis in Villingen, sowohl derer, die im Leben, als in dem Herren verschiden seindt. Renoviert den 15. Tag August 1728.“

„Nachdem der hochwürdig wohlehrbare undt hochgelehrte Herr Joann Heinrich Möz H: Can: Doctor Notarius apost. Pfarrherr der Statt Villingen 38 iahr, Decanus 28. aet. 73 den 24. Christmonath gahr Seelig 1698 entschlafen, so ist für disen sehr sorgfältig, getrewen undt hochverdienten bischöflichen Visitatoren des Löbl. Gotteshauß Samlung in Villingen Joannes Jacobus Riegger, Candidat, *bin gebohrener Villingen* Zue Einem neuen Pfarrherrn in selben iahr den 30. December vom Löbl. Magistrat, dem das Recht Einen Pfarrherrn zue Ernennen von uraltem Zuesteht, ernannt worden, der auch 1699 den 22 Maij die Villingische StattpfarrRectur (rectura = Vorsteherschaft) durch Gottes Hl. Gnadt wircklich im 31 iahr seines alters bezogen auch baldt darnach von des herren Weichbischofs von Geist undt Vicarii Generalis Hochwürdig undt Ehrengedacht an disem Kloster, Convent undt Gotteshauß zue Einem neuen bischöflichen Visitatoren undt gevollmächtigten anwaldt in geistlich undt zeitlich sach gnädig verordnet worden: Gott gebe Gnad.“

Mit diesen Worten beschrieb Pfarrer Riegger seine Ernennung zum Pfarr-Rektor und Visitor der Vetersammlung. Unter seiner Leitung wurde am 15. August 1728 das Jahrzeitenbuch neu angelegt, das neben einer kurzen Beschreibung über die Entstehung des Konvents der Vetersammlung, die eigenhändigen Visitationsberichte des Pfarrers Riegger, ein Kalendarium mit den Eintragungen der Jahrzeiten (Gedächtnisgottesdienste) beinhal-

tet. Außerdem sind auch spätere Aufzeichnungen von Konventschreiberinnen vorhanden, die wichtige Ereignisse des Klosters und charakterliche Eigenschaften der einzelnen Schwestern festgehalten haben. Die älteste Urkunde im Klosterarchiv St. Ursula von 1236¹⁾ wird allgemein der Vetersammlung zugeschrieben. Eine erstmalige Benennung fand in der Urkunde von 1255²⁾, in der die frommen Frauen bereits in der Gunst des Hauses Vetter standen. (Vetter war der 1. Stifter). „Sorores de domo patrii...“ (Schwestern aus dem Hause des Veters), diese Bezeichnung wurde in den ältesten lateinischen Urkunden benutzt, während in den späteren deutschen Urkunden dafür traditionsgemäß Vetersammlung eingesetzt wurde. Schon beim Bau der Schanze im Jahr 1287³⁾ wurde erstmals die Lokalitätsbestimmung dieser Gemeinschaft angegeben „...vf der steitte mure inwendig der frouwen Hovestat, die man nemet des veters Samenunge...“. Der Name Vetersammlung wurde also von der 1. Namensnennung (1255) bis zur Zusammenlegung mit den Klarissen im Jahr 1782 weitergeführt. (Abb. 1)

Die in der Urkunde 1287 beschriebene Wohnstätte blieb bis zum Jahr 1782 der Lebensraum der Vetersammlung, auch als 1720⁴⁾ ein zusätzliches Gelände vom „Beehrenwirth“ Riegger für den Kirchenneubau dazugekauft wurde.

Es gab viele wichtige Ereignisse im Laufe der Jahrhunderte. Zuerst die freie Gemeinschaft frommer Frauen, dann die Annäherung an den 3. dominikanischen Orden sowie die geistliche Betreuung durch die Dominikaner von Rottweil. Den Schutz der Sammlung hatten die Konstanzer Bischöfe übernommen. Da waren die Zusammenführungen der verschiedenen Konvente mit der Vetersammlung, von denen die Vereinigung mit der Kirnegger/Oberer Sammlung im Jahr 1452⁵⁾ sicher die Einschneidendste war. Beide Konvente gehörten zu

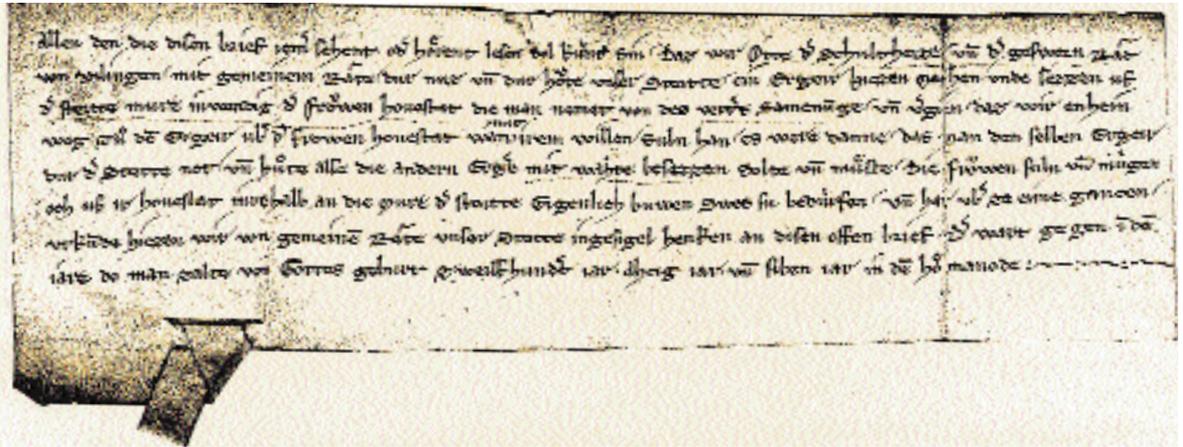


Abb. 1: Urkunde 1287, A.B. AA 6a (Bau der Schanze).

den „Schwestern von der Buße des hl. Dominicus“. Es war bisher nicht bekannt, dass auch die Vetterversammlung zu den Poenitentz-Schwestern gehörte (Poenitentia = Buße). Die beiden Konvente hatten die gleichen Aufgaben und die Schwestern setzten sich wahrscheinlich aus derselben Gesellschaftsschicht zusammen.⁶⁾ Es wurde in der Urkunde von 1452 deutlich darauf hingewiesen, dass sie „...ains ordens vnder ainer regel weren ... vnd auch blihen...“⁷⁾

Doch die für das spätere Kloster wichtigsten Ereignisse fanden fast alle im 17./18. Jh. statt. Durch das Auffinden des von Pfarrer Riegger zusammengestellten Jahrzeitenbuches werden in diesem Bericht viele bisher unbekannte Ereignisse vorgestellt. Seine Eintragungen als Visitor hat Pfarrer Riegger alle eigenhändig ausgeführt und bezeugt. Erstmals wurde dokumentiert, dass die Frauen der Vetterversammlung „den heiligen Orden S.V. Dominici der dritten regul poenitentz schwestern genannt, nach der regul des Vatters Augustini“, angenommen hatten. Die Schwestern hatten sich zur Aufgabe gestellt, für die Lebenden und Verstorbenen zu beten. Ihr großes Vorbild war Katharina von Siena, die derselben Gemeinschaft angehört hatte. Das von Dominicus vorgelebte Ideal von Gebet und Verkündigung begeisterte von Anfang an auch viele Laien, die bei den Dominikanern im Orden von der Buße des hl. Dominicus Anschluss fanden. Diesen „Brüder und Schwestern von der Buße des hl. Dominicus“ (im 13. Jh. gab es den Begriff „3. Orden des hl. Domi-

nicus“ noch nicht) gab der Ordensmeister Munio von Zamora 1285 eine feste Form, die 1405 und 1439 päpstlich bestätigt wurde. Seit dem 15. Jh. ist der Name „Terziaren von der Buße des hl. Dominicus“ allgemein üblich.⁸⁾

In der Einleitung zu den Visitationsberichten schrieb Pfarrer Riegger über den Anfang der Gemeinschaft, in der sich zu einem „einsamen, gaitlichen Leben geneigte Jungfrauen“ im Jahr 1236 vereinigt hatten.⁹⁾ Im Laufe der Zeit erlaubte der Bischof, dass ein Oratorium (Betsaal) erbaut werden konnte, in dem ein Portatile (hier Tragaltar), nach alter Manier aufgestellt wurde, um dort das Messopfer feiern zu können. Für kurze Zeit hatten die Schwestern einen eigenen Kaplan, der sich um die geistlichen Belange des Konvents kümmerte (ab 1422 wurde eine Pfründe errichtet). Der Bischof erlaubte 1438, dass in der Kapelle eine Glocke aufgehängt werden konnte, die zu den Konventgottesdiensten läuten sollte.¹⁰⁾ Nachdem ein eigener Kaplan, wegen nachlassenden Stiftungen nicht mehr bezahlt werden konnte, wurden die Priester vom Münster zu den Gottesdiensten in die Sammlung berufen. Nun wurde die Seelsorge durch Priester der Münsterpfarre ausgeübt.

Der bedeutende Mittelteil dieses Jahrzeitenbuches ist ein aus zwölf Pergamentblättern bestehendes *Kalendarium*. Nach der Renovierung des Jahrzeitenbuches 1728 und dem Zusammenbinden der Visitationsberichte und des *Kalendariums* wurde der obere Rand der Kalenderblätter auf die Größe

der Visitationsaufzeichnungen zurechtgeschnitten, um eine einheitliche Größe zu erhalten. Es wurden neben bekannten Heiligenfesten, die Jahrzeiten für Konventfrauen, Verwandte und Wohltäter eingetragen.

Die Anlage dieses Kalenders entspricht der eines römischen Kalendariums. Die Sonntage wurden mit großem roten A gezeichnet, die folgenden Werkstage (b, c, d, e, f, g) mit schwarzer Tinte ausgeführt. Der Monatserste ist jeweils die Calendae. Die Nonae – im März, Mai, Juli, Oktober am 7. Tag des Monats, in den übrigen Monaten der 5. Tag. Idus fällt in den angegebenen Monaten auf den 15., sonst auf den 13. Tag. Die Tage werden rückwärts gezählt (z. B. Idus II, III, IV, V, VI, VII, VIII, dann Nonae). Auch die Mondphasen wurden eingetragen. (Abb. 2)

Anhand der Schriftanalyse und des Datums von Ostern (27. 3.) konnte das Entstehungsjahr des Kalendariums auf das Jahr 1345 festgelegt werden.

Neben den üblichen, im römischen Kalender stehenden Heiligenfesten, sind vor allem die frühen Gedenktage der Dominikaner-Heiligen aufgezeichnet, die in deutscher Übersetzung folgen: Am 7. 3. „Hl. Thomas, Doktor, OP“, am 14. 3. „das Fest der Oktav des hl. Thomas“. Ein bei den Dominikanern sehr verehrter Heiliger war Petrus der Martyrer oder von Mailand. Der Tag seines Martyriums war am 6. 4. 1252. „An diesem Tag wurde Petrus, OP, getötet“. Auch der Gedenktag seiner Kanonisierung am 29. 4. 1253 wurde eingetragen. „Fest des hl. Petrus, Martyrer, OP“.

24. 5. „Überbringung der Reliquien des hl. Dominicus, unseres Vaters“, dann am 5. 8. „Fest des hl. Dominicus, unseres Vaters.“ Am 5. 9. „Jahresgedächtnis der Familie und Heiligen unseres Ordens“, am 10. 10. „Jahresgedächtnis aller Brüder aus dem Predigerorden“ zeigt, dass das Kalendarium für einen Zweig des Dominikaner Ordens – hier der Vetttersammlung – angelegt wurde.

Bei den im Laufe von Jahrhunderten eingetragenen Gedächtnisgottesdiensten sind 155 Konventfrauen mit Namen angegeben. Mit den Eintragungen der Namen wurde einige Zeit nach der Anlegung des Kalendariums begonnen. Dazu kamen die ab 1671 verstorbenen und im Anhang eingetragenen leben-

den Schwestern, so dass sich die ehemalige Mitgliederzahl auf 181 erhöht. Oft fehlt beim Namen der Zusatz, Konventfrau, aber da die Eintragungen der männlichen Wohltäter entweder allein oder mit der ganzen Familie aufgezeichnet wurden, kann davon ausgegangen werden, dass es sich bei den Aufzeichnungen der Frauennamen um ehemalige Schwestern handelt. Es ist möglich, dass einige Schwestern, vor allem aus der Frühzeit nicht aufgezeichnet wurden. Dadurch kann mit einer Zahl von ca. 200 Konventfrauen gerechnet werden. 200 Schwestern zwischen den Jahren 1345-1782, bedeutet, dass der Konvent immer klein war.

In das Jahrzeitenbuch wurden oft auch Spenden eingetragen, die für Gedächtnisgottesdienste zu verwenden waren. So steht am 8. 4.: „Es wirt Auf heitt Jarzit Sophia Messerschmid prierin gwesen mit ainer figil darum hatt sij geben die zwai pater noster (Rosenkränze) das brun vnd das lang rot chalin (Schal). Jm drei vnd achigsten Jar jm 6 tag aberelen (April) gott trest ier Sel.“ (Gestorben 1571.) Der Visitor Riegger ermöglichte den Schwestern jederzeit, geistlichen Trost durch einen Priester des Münsters zu erhalten. Er bestellte aus seinem „Pfarr Clero undt Choro iedes mahl“ einen geeigneten Priester, weil dem Kloster und dessen Dienstleuten „die pfarrliche Seel- und Sorge im Leben und Sterben und Begraben von Klosteranfang bis in jetzige Zeiten beigehalten werden sollte“. Die Schwestern gingen werktags zum Gottesdienst ins Münster und für die alten und kranken Schwestern fand jeden 1. Sonntag im Monat ein Gottesdienst im Kloster statt.

Der Bericht des Pfarrers Riegger, dass ab 1700-1729 die Schwestern der Vetttersammlung im Münster begraben wurden, ist außer im Jahrzeitenbuch an keiner Stelle vermerkt. „Wehrendt meiner Visitatur seindt folgendte Conventfrawen Seelig in dem Herrn verstorben“. Es folgen die Namen der Verstorbenen ab 1700. Im Jahr 1719 wurde eine Pfründnerin des Klosters, Franziska Schillerin, die Schwester des großen Wohltäters und 2. Stifters Johann Georg Schiller von Wildenstein, in der Altstadtkirche beerdigt. Im Anschluss an diese Aufzeichnung wurde von Riegger mit Unterschrift bezeugt:

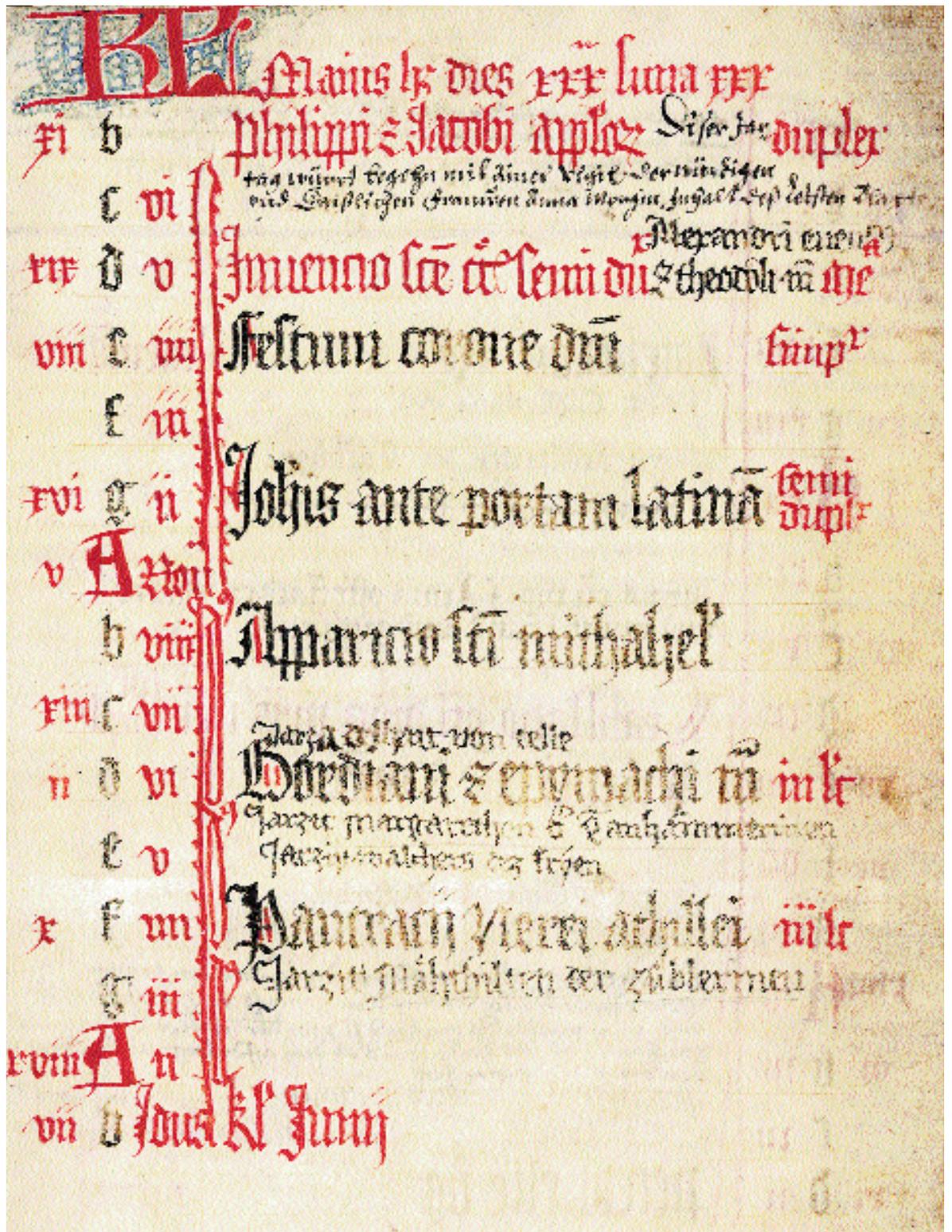


Abb. 2: Eine Seite des Kalendariums (1. Hälfte des Monats Mai).

„*obige (Schwestern) alle im Münster.*“

„*Die lieb verstorbenen schwestern vor disem in der Altstattkürchen, bis dato aber in unserem Liebfrauen Münster pfarrlich begraben worden*“ (1700-1729)

„*Die Priorin Magdalena Schleicherin von Villingen, Priorin im 26 iahr, profieß 52. aet. 74 iahr. Dise fromme M(utter) Priorin ist nach altersschwachheit im iahr 1729 den 28. Aprilis miltseelig verschiden und im Münster vor dem Taufstein begraben.*“

Die von Pfarrer Riegger bezeugten Aussagen geben ein neues Bild vom Leben und Sterben und der Bedeutung dieses kleinen Konvents. Nachdem am Ende des 17. Jhs. ein Grundstück, das an den Garten des Klosters stieß, angeboten wurde, konnte der Neubau der Kirche ins Auge gefasst werden. Aber es dauerte noch viele Jahre, bis der Bau realisiert werden konnte, für den zusätzlich noch ein Grundstück des „Beehrenwirts“ Anton Riegger 1720 erworben wurde.¹¹⁾ Im selben Jahr konnte mit dem Bau begonnen werden¹²⁾, der 1722 fertiggestellt wurde.¹³⁾ Die Kirche war der hl. Katharina von Siena geweiht.

Es geht aus keiner Urkunde hervor, wann die Vetersammlung dem 2. Orden der Dominikaner unterstellt wurde. Der erste Hinweis darauf ist die Einführung des Choralgesangs im Jahr 1723, wie im Jahrzeitenbuch zu lesen ist. Auch die Ordensunterstellung wurde von Pfarrer Riegger für das Jahr 1730 bezeugt:

„1730 Aufsetzung der schwartzen Wühel undt Clausuranfangung.“ Er berichtet, dass die Schwestern der Vetersammlung zu den Poenitenschwestern gehörten, die nach der 3. Regel des heiligen Dominicus lebten, den Wunsch hatten, die *Nigra Vela* (die schwarzen Schleier) und die „*stricta clausura*“ anzunehmen. Dafür hatten sie bereits 1723 den Choralgesang eingeführt. (Das zeigt, dass die Offizien feierlich gesungen und gebetet werden sollten, wie es im 2. Orden üblich ist). Am Fest des hl. Dominicus (4.8., im Kalendarium 5.8.) wurden die Schwestern feierlich dem 2. Orden der Dominikaner unterstellt. Zum Zeichen der angefangenen Klausur wurde von „*mier Visitatore undt in disem Act bischöflicher Commissario*“ die Tür verschlossen. Von dieser Zeit an konnten die Schwestern nur mit Erlaubnis des Visitators (hier noch

Riegger) zum Gottesdienst ins Münster gehen. Bei der Unterstellung unter den 2. Orden, wurde ihr Kloster, wie schon 1722 die neu erbaute Kirche, nach ihrer großen Heiligen, Katharina von Siena, genannt. Der Visitor ermahnte die Schwestern alle Jahrtage zu halten. Es müsse besonders des 2. Stifters, Junker Ferdinand von Freiburg, „*allhiesiger stadtburgermaister*“ gedacht werden, der im Haus wohnte, „*wo ietz am Pfarrhof die Canzlei ist.*“ Er war ein großer Wohltäter des Klosters und half im 30-jährigen Krieg mit Geld und Naturalien den Schwestern zum Überleben. Sein Todestag sollte „*zum ewigem Dankhgedächtnus mit ganzer Vigil undt einer heiligen Mess begangen werden.*“ F. v. Freiburg brachte nach dem Tod seiner Frau und Tochter, die an der Pest gestorben waren, seinen kleinen Sohn in die Vetersammlung, da er ihn sonst nirgendwo unterbringen konnte. Die Schwestern setzten damit ein Zeichen ihrer Nächstenliebe, indem sie den Kleinen bis zu seinem frühen Tod liebevoll pflegten. Nachdem Ferdinand v. Freiburg sein Amt niedergelegt hatte, zog er sich mit bischöflicher Erlaubnis in die Vetersammlung zurück und lebte im sogenannten Junkerstübchen. Er starb 1669 und wurde im Chor der Franziskanerkirche begraben. Er vermachte einen Großteil seines Vermögens und Besitzes der Vetersammlung.¹⁴⁾ Ferdinand v. Freiburg war einer der größten Wohltäter der Sammlung.

Nach dem Tod des ehemaligen Bürgermeisters hatte das Kloster einen 3. Stifter in Johann Georg Schiller von Wildenstein gefunden „...*das die liebe reiche Fürsichtigkeit Gottes über ein Kloster undt Convent war, die den Gottesdienst fleissig halten, geistlich, ordensgemäs feierlich lobet...*“ Dieser 3. Stifter machte sich ebenfalls sehr um das Kloster verdient. Durch seine Schwester, die im Kloster Pfründnerin war, hatte er Kontakt zur Vetersammlung und stiftete immer wieder für den Kirchenneubau und für die Orgel. Eine kostbare Monstranz übergab er ebenfalls dem Konvent. Er starb im Jahr 1724. Als Gedächtnis wurde für ihn eine tägliche Messe „*auf ewig*“ gehalten.

Die beiden Berichte von Priorinnen-Wahlen der Jahre 1729 und 1732, handschriftlich von Dekan Riegger eingetragen, geben ein authentisches Bild

der stattgefundenen Wahlen. Weder in den vorhandenen Aufzeichnungen der Klarissen noch in einer Chronik beider Orden, wurde die Wahl einer Oberin ausführlich beschrieben.

„Gel. S. J. C. (Gelobt sei Jesus Christus)

Neue Priorin Wahl: Anno 1732, den 27 Tag Wintermonath ist nach Seelig ableiben weylant Fraw Anna Theresia Bachin, welche nach dreifertel jähriger abnehmungsschwacheith den 25 Octob. nach nuhr 3 1/2 iahres priorin amts aufgenommener letster stat ahn dem hochwürdigem Viatico (Sterbesakramente) tröstlich verblichen, auß erhaltener gnädiger bischöfl. Commihision newer Priorin Wahl vorzusitzen ist *mier Jo. Jac. Riegger Pfarr-Rectore, Decano, Notario apostolico* als des Gottes Haus Visitor in gegenwarth beider Herren Pfarrmünster Helfern H. Jo: Caspar Machleidt undt Joan. Evangel. Ungerer, Beichtvatter, die Wahl formlich wie oben 1729, am orth mit vorgang undt nachgang aller Dinge, durchaus gleich vorgenommen undt verrichtet worden, wurde von Zehen Frawen Eligenten zur neuen Mr. Priorin erwehlet undt mit mehreren stümmen beehrt Fraw Maria Rosa Stozin von Niderhofen nechst Schongau gebürthig...“.

Nachdem die Schwestern dem 2. Orden der Dominikaner unterstellt waren, wurde der Wunsch nach einem eigenen kleinen Kirchhof dringend, zumal es bei einem 2. Orden üblich war, die verstorbenen Schwestern auf dem Gelände des Klosters zu begraben. Endlich im Jahr 1734 konnte ein eigener Kirchhof durch Pfarr-Rektor, Dekan Riegger, eingeweiht werden.

„nachdem das Gotteshaus Samlung seit seinem Anfang keinen aigenen Kirchhofplatz mögen erhalten bis in das Jahr 1734, als entlich ein solcher an der Seitenkirchenmauer vor der Sacristei mit viller Müheanwendung undt Kosten erhöchet bemauert undt den 22 weinmonat (Okt.) 1734 auf erhaltene hochfürstl. bischöfl. fermelet undt licentz von mier priesterlich benediciert undt geweicht worden in Villingen. Bezeuget Joann. Jacobus Riegger, PfarrRektor, apostol. Notarius, Decanus Capituli, dises Gotteshaus bestletter bischöflicher Visitor.“

Die erste Schwester, die auf dem eigenen Kirchhöllein 1740 begraben wurde, war Sr. M. Anna Hugin

aus Villingen. Drei Jahre nach dem Tod des Pfarr-Rektors Riegger, dessen Sterbetag nicht im Jahrzeitenbuch eingetragen wurde.

Der nachfolgende Pfarrer Jacob Benedict Schueh beurkundet 1758, dass er als ernannter Kommissar die Wahl einer neuen Priorin vorgenommen hatte. Es wurde Sr. M. Josepha Hautin aus Freyburg im Icherlande gewählt. Es ist die dritte Beglaubigung einer Wahl im Dominikanerinnen-Kloster. Als am 28. Februar 1761 Pfarrer Jacob Benedict Schueh starb, schrieb die Konventschreiberin:

„1761 im 28. Februari ist in gott seelig entschlafen Hochw. herrn Jacob Benedict Schueh Pfarrer und Camerer der im geistlichen und zeitlichen unserem Clösterlein vill gutts gethan. *Er hat den Althar Bladt im Hochalthar bezahlt*, dessen wir schuldig sein im Gebett, sonderlich zu gedencken, wahr ein Beeiferer deß Frieden.“ Das Altarbild des Hochaltars, das sich heute in der Klosterkirche St. Ursula befindet, wurde vom Stadtpfarrer Schueh gestiftet. Diese Stiftung war bisher nirgendwo aufgezeichnet. Im Jahr 1793 ließ die damalige Superiorin und ehemalige Dominikanerin, Feliciana Arnold, die drei Altäre der Vetersammlung in die Klosterkirche von St. Ursula bringen.

Weniger freundlich sind die nachfolgenden Sätze der Schreiberin: „1761, den 24 Martius ist hochw. herrn Joseph Xaveri Beck Stadtpfaher worden, in einem Jahr darauf hatt er wollen unser Visitor sein, dessen auß erheblichen ursachen, sich priorin und daß Convent vil und stark widersetzen haben müssen.“ Leider ist nicht bekannt, was die Ursache der Ablehnung Pfarrer Becks war. Es muss eine tief-sitzende Verbitterung bei den Schwestern gewesen sein, denn als Pfarrer Beck starb, wurde sein Tod nur mit wenigen Worten eingetragen. „1777, ist den 13. Jan. in Gott entschlafen der hochw. Herr Xaverius Beck, Stadtpfarrer und Camerer. Gott gebe ihm die ewige Ruhe und...“ Als dagegen im selben Jahr Kaplan Dominicus Lutz zum Stadtpfarrer ernannt wurde, schrieb die Konventschreiberin euphorisch: „1777, den 31. Jan. ist Ihro Hochwürden Herrn Capelan Dominicus Lutz als Stadtpfarrer erwölt und ernannt worden, zu manniglichen Trost und Freud dessen unser Gotteshaus einen großen Theil genommen. Gott erhalte ihn biß in

1732.
18. Xbr

Der maligos Convent stand im d. Jahr
1732 folgender.

- 1. Sr. Frau Maria: Josefa, 27. J. in d. Stadt, a. d. 27. Sept. 1732.
 - 2. Sr. Frau Maria: Anna, 27. J. in d. Stadt, a. d. 27. Sept. 1732.
 - 3. Maria: Dominica, 27. J. in d. Stadt, a. d. 27. Sept. 1732.
 - 4. Maria: Elisabeth, 27. J. in d. Stadt, a. d. 27. Sept. 1732.
 - 5. Maria: Lucia, 27. J. in d. Stadt, a. d. 27. Sept. 1732.
 - 6. Maria: Joanna, 27. J. in d. Stadt, a. d. 27. Sept. 1732.
 - 7. Maria: Agnes, 27. J. in d. Stadt, a. d. 27. Sept. 1732.
 - 8. Maria: Petrus, 27. J. in d. Stadt, a. d. 27. Sept. 1732.
 - 9. Maria: Victoria, 27. J. in d. Stadt, a. d. 27. Sept. 1732.
 - 10. Maria: Hildegard, 27. J. in d. Stadt, a. d. 27. Sept. 1732.
- NB alle diese sind gewisseloh.

NB Die Frau in d. Stadt a. d. 27. Sept. 1732. Maria: Victoria, in d. Stadt a. d. 27. Sept. 1732. Maria: Hildegard, in d. Stadt a. d. 27. Sept. 1732. Maria: Lucia, in d. Stadt a. d. 27. Sept. 1732. Maria: Joanna, in d. Stadt a. d. 27. Sept. 1732. Maria: Agnes, in d. Stadt a. d. 27. Sept. 1732. Maria: Petrus, in d. Stadt a. d. 27. Sept. 1732. Maria: Victoria, in d. Stadt a. d. 27. Sept. 1732. Maria: Hildegard, in d. Stadt a. d. 27. Sept. 1732.

Convent: a. d. 27. Sept. 1732. Maria: Victoria, in d. Stadt a. d. 27. Sept. 1732. Maria: Hildegard, in d. Stadt a. d. 27. Sept. 1732. Maria: Lucia, in d. Stadt a. d. 27. Sept. 1732. Maria: Joanna, in d. Stadt a. d. 27. Sept. 1732. Maria: Agnes, in d. Stadt a. d. 27. Sept. 1732. Maria: Petrus, in d. Stadt a. d. 27. Sept. 1732. Maria: Victoria, in d. Stadt a. d. 27. Sept. 1732. Maria: Hildegard, in d. Stadt a. d. 27. Sept. 1732.

NB Die Frau in d. Stadt a. d. 27. Sept. 1732. Maria: Victoria, in d. Stadt a. d. 27. Sept. 1732. Maria: Hildegard, in d. Stadt a. d. 27. Sept. 1732. Maria: Lucia, in d. Stadt a. d. 27. Sept. 1732. Maria: Joanna, in d. Stadt a. d. 27. Sept. 1732. Maria: Agnes, in d. Stadt a. d. 27. Sept. 1732. Maria: Petrus, in d. Stadt a. d. 27. Sept. 1732. Maria: Victoria, in d. Stadt a. d. 27. Sept. 1732. Maria: Hildegard, in d. Stadt a. d. 27. Sept. 1732.

Abb. 3: Der Konventsstand im Jahr 1732 (aufgezeichnet von Dekan Riegger).

späteste Alter und segne sein Hirtenstab zum Seelenheil aller seiner underhabenten Schäflein in der Statt Villingen.“ Am Ende des Jahrzeitenbuches wurden alle lebenden und ab 1669 verstorbenen Schwestern namentlich aufgeführt. (Abb. 3)

Es waren verschiedene Schreiberinnen, die über die Herkunft und die charakterlichen Eigenschaften der lebenden und verstorbenen Schwestern schrieben. Eine Liste der im Konvent sich befindenden Schwestern gibt ihr Alter, ihre Profess und ihren Heimatort an. Die letzte Eintragung wurde am 27. Januar 1782 vorgenommen: „Maria Wallentina Columba Theressia Hausserin hatt die hl. proffession nach gebrauch und Satzung abgelegt.“ Kurz darauf wurden die beiden Orden der Dominikanerinnen und Klarissen auf die Regel der hl. Ursula verpflichtet.

Das Jahrzeitenbuch ist das wichtigste Dokument der Vetttersammlung, da es außer den Urkunden von 1236 bis 1782 und ab 1722 einigen Rechnungsbüchern kaum Hinweise auf die Bedeutung dieses Konvents gab. Über die personelle Zusammensetzung des kleinen Klosters war bisher nichts bekannt. Erst durch die eigenhändigen Aufzeichnungen Rieggers werden genaue Zahlen in das Bewusstsein der Öffentlichkeit gebracht. So waren es 1649 nur vier Schwestern, 1702 acht Schwestern und zwei Novizinnen, 1716 neun Schwestern und 1728, wie der Visitor Riegger schrieb, 12 Schwestern. „Es ist auch der Nachkommenschaft zue wüssen, das so vihl man von alters her weiß, niemahls 12 Conventualien seindt beisammen in disem Closter gewesen, es hat aber der geführte Kürchen undt anstoßbaw, umb durch zu bringendte mittel, der iung Closterfrawn die bawkösten undt Capitalschulden wider abgestossen, auch die Music besser fortzuführen, die gemelte Zahl nothdürftig vermehret. J. Riegger, Visitoris.“

Durch die vielen authentischen Eintragungen des Pfarrers Riegger und die der nachfolgenden Schwestern, entsteht ein neues und lebendiges Bild des Konvents der Dominikanerinnen, der in Villingen einen besonderen Platz unter den Frauenklöstern eingenommen hatte und unter dem Namen Vetttersammlung bekannt wurde.

Quelle:

A.B. GG 6a Jahrzeitenbuch der Vetttersammlung (Verzeichnis aller Konventualinnen des Gotteshauses der Vetttersammlung zu Sankt Catharina Senensis in Villingen).

Anmerkungen:

- 1) A.B. AA 1.
- 2) A.B. L 2.
- 3) A.B. AA 6a.
- 4) A.B. P 11.
- 5) A.B. O 9.
- 6) Die Kirnegger Sammlung wurde erstmals 1310 in einer Urkunde erwähnt. Die Ansicht, dass diese Sammlung erst 1420 auch als Obere Sammlung bekannt wurde, muss revidiert werden, da sie bereits 1345 (SAVS, Best. 2.3) urkundlich erwähnt wurde und weitere Urkunden aus dem 14. Jh. vorhanden sind (SAVS, Pfründarchiv M 16) und im Archiv des Bickenklosters (A.B.) in einem Einband verwendet wurde (noch ohne Signatur).
- 7) A.B. AA 20.
- 8) Gieraths, Gundolf: Terziaren. II. Terziaren der Dominikaner, in: LThK. Bd.9, Freiburg: Herder 1964, Sp. 1376.
- 9) A.B. AA 1.
- 10) A.B. L 10.
- 11) A.B. P 11.
- 12) A.B. AA 17a.
- 13) A.B. L 17.
- 14) A.B. AA 47.

Johann Martin Hermann – Villinger Kunstschreiner (1700 - 1782)

Ute Schulze

Die Auseinandersetzung mit Johann Martin Hermanns Arbeiten in den Bereichen Schreinerei und Bildhauerei stehen bisher fast ausschließlich im Zusammenhang mit der Erforschung anderer Meister wie Johann Martin Winterhalter, Johann Michael Feuchtmayr und Joseph Christian oder der Betrachtung des Villinger (Kunst-)Handwerks allgemein.¹⁾ Eine eigenständige ausführliche Darstellung zum Villinger Schreiner steht noch aus. Dies betrifft vor allem die kunsthistorische Einschätzung seiner noch vorhandenen Arbeiten.²⁾ An dieser Stelle kann auch nur ein kurzer Überblick geboten werden.³⁾

Der Mensch Johann Martin Hermann

Bisher ist in den meisten Veröffentlichungen⁴⁾ als Geburtsdatum Johann Martin Hermanns der 7. November 1688 angegeben. Als Eltern erscheinen dabei im Taufbuch Hans Hermann und Anna Maria Matheyser. Gustav Walzer hat bei seinen Personenforschungen einen weiteren Eintrag gefunden.⁵⁾ Am 13. November 1700 wurde ebenfalls ein Johann Martin Hermann als Sohn von Johann Michael Hermann und Anna Maria Dinckel geboren, deren Ehe am 10. Oktober 1699 geschlossen worden war.⁶⁾ Dieser Martin Hermann war nun der spätere Schreinermeister, wie später eindeutig festgestellt werden kann.

Martin Hermann selbst heiratete zweimal. In erster Ehe vermählte er sich 1731 mit Anna Maria Rieger, die am 3. Februar 1738 starb. Mit ihr hatte er fünf Kinder: Maria Cunigundis (* 2.3.1732, † 6.5.1754), Maria Agatha (* 12.2.1733), Josef Ignatius (* 29.6.1734⁷⁾), Maria Anna Franziska (*19.3.1737) und Maria (*1.2.1738, † 3.2.1738 [?]). Bereits am 21.4.1738 heiratete Hermann Anna Maria Frank. In der Heiratsabrede der beiden sind von den fünf Kindern aus erster Ehe nur noch die drei ältesten genannt.⁸⁾ Diese Quelle liefert auch den entscheidenden Hinweis für die zweifelsfreie

Feststellung des Geburtstags Johann Martin Hermanns. Unter den Zeugen des Vertrags erscheint nämlich sein Stiefvater Anton Oberle, Müller. Dieser hatte am 10. Juli 1713 die verwitwete Anna Maria Dinckel geheiratet und nicht Anna Maria Matheyser.⁹⁾

Am 6. Dezember 1731 wurde Martin Hermann „in ein löbl. handwerckhs auff und ahn genommen als Schreiner und hat sein Meister stückh in Natura verfertiget als namlich ein bredtspühl“. Das Brettspiel war ein typisches Meisterstück der Zeit.¹⁰⁾ Als Meistergeld musste Hermann 3 rheinische Gulden hinterlegen und die Meister, die seine Arbeit begutachteten, mit je einem Maß Wein und einem Brot verköstigen.¹¹⁾

Die weiteren Lebensumstände des Schreiners und seiner Familie bleiben weitgehend im Dunkeln. Nur ab und an geben die Archivalien, v. a. die städtischen Protokollbücher, etwas preis. So erwarb Hermann 1735 ein Haus in der Färberstraße vom Schmied Hans Caspar Müller für 650 Gulden „rauer Währung“.¹²⁾ Am 14. Februar 1743 suchte er um die Abgabe einiger Sägklötze nach. 15 Klafter wurden ihm bewilligt.¹³⁾ Im Mai 1744 kaufte Hermann Wiesen und einen Garten, die er nicht bar bezahlte und sich daher verpflichtete, geliehene Gelder zu verzinsen.¹⁴⁾

Es gibt keine detaillierten Aussagen über die Größe seiner Werkstatt. Es wird nur hin und wieder ein Geselle oder Lehrjunge genannt.¹⁵⁾ Man geht aber sicher nicht fehl in der Annahme, dass die Mitarbeiterzahl dauerhaft über einen Gesellen und einen Lehrling nicht hinausging.¹⁶⁾

Im Jahre 1764 wollte Hermann die Stelle des Zunftmeisters der Stadt Villingen nicht antreten. Die Begründung, die er in einem eigenen Memorial vorgelegt hatte, ist dem Protokoll leider nicht beigefügt. Der Inhalt kann aber aus der Entscheidung des Rats erschlossen werden. Unter dem

16. Juli vermerkt das Ratsprotokoll zunächst, Hermann nicht aus der Pflicht zu lassen, da das Gemeinwesen vor auswärtigen Verpflichtungen den Vorrang haben müsse. Er machte aber nochmals eine Eingabe beim Rat und verwies neben einem Akkord über 4.000 Gulden in Ottobeuren auf sein hohes Alter. Diesmal wurde er von der Aufgabe entbunden.¹⁷⁾

Im Zeitraum zwischen 1764 und 1782 hören wir noch weniger von Johann Martin Hermann als in den Jahren zuvor. Neben dem genannten Vermerk im Feuerversicherungskataster von 1766 taucht er 1774 im Zunftrodel der Schreiner, Schiffter, Orgelmacher, Siebmacher, Küfer, Drechsler und Bildhauer als Lichtpfleger auf.¹⁸⁾ Zu seinem Tod ist nur der Eintrag im Sterbebuch vorhanden. Dieser teilt uns unter dem 13. Oktober 1782 mit, dass seine Frau bereits verstorben war, und er selbst vom Alter dahingerafft auf dem allgemeinen Friedhof beige-setzt wurde.¹⁹⁾

Die Villingener vergaßen Martin Hermann jedoch nicht. 1934 wurde in Erinnerung an ihn die noch unbebaute Gutenbergstraße nach ihm umbenannt. Der Villingener Verkehrsverein hatte bereits im April 1931 beantragt, dem Meister eine Straße zu widmen.²⁰⁾

Der Kunstschreiner Johann Martin Hermann

Es stellt sich nun die Frage nach den bildhauerischen und gestalterischen Tätigkeiten und Fertigkeiten Johann Martin Hermanns bzw., ob er als Künstler anzusprechen sei. Neuere kunsthistorische Einschätzungen bewerten die eigenständigen Arbeiten Hermanns als qualitativ weniger hochstehend gegenüber denjenigen, bei denen er „nur“ mit der Ausführung der Schreinerarbeiten betraut war. So formuliert Klaus Könner: „Keine seiner bislang bekannt gewordenen eigenständigen Arbeiten ... zeigt sich auf dem künstlerischen Niveau Zwiefaltens und Ottobeurens.“ Zum heute nur noch in Resten erhaltenen Chorgestühl in der Villingener Benediktinerkirche führt er aus, dass hier die künstlerischen Qualitäten eher bei der „meisterlich gefertigten Kunstschreinerarbeit“ als in der Gesamtkonzeption liegen.²¹⁾

Zweierlei muss aber berücksichtigt werden. Zum einen ist gerade Ottobeuren als Gesamtprojekt eine

herausragende Leistung, sowohl was den Finanzrahmen angeht – es wurde immerhin eine Summe von 1 Million Gulden verbaut –, als auch was die künstlerische Qualität betrifft. Nicht von ungefähr spricht man vom „schwäbischen Escorial“.²²⁾ Martin Hermann war aber selbstständig, d. h. als Planer und Gestalter fast ausschließlich in der „Provinz“ tätig. Auf der anderen Seite darf man nicht vergessen, dass die von Hermann selbst entworfenen Arbeiten, die als „einfacher“ eingestuft werden, zeitlich vor den großartigen Stücken in Zwiefalten und Ottobeuren geschaffen wurden.²³⁾ Die Umsetzung der Erfahrungen und Eindrücke, die er bei diesen beiden Projekten gewonnen haben dürfte, kann also in den auf uns gekommenen Werken nicht abgelesen werden. Daher ist gerade die totale Zerstörung der Villingener Silbermann-Orgel, die zeitlich zwischen Zwiefalten (1744-1752) und Ottobeuren (1757-1764) fiel, auch für die Beurteilung der Künstlerschaft Martin Hermanns ein großer Verlust.

Klaus Könner weist eindrücklich auf die qualitätvollen Intarsien hin, die sich sowohl in Zwiefalten und Ottobeuren als auch beim Chorgestühl der Villingener Benediktinerkirche finden. In diesem Zusammenhang kommt er auf die entscheidende Differenzierung zwischen Künstler und Kunsthandwerker zu sprechen, wie sie heute allgemein üblich ist.²⁴⁾ In früheren Zeiten war diese Trennung jedoch weniger strikt.²⁵⁾ Dies scheint ein wichtiger Punkt bei der Einordnung Johann Martin Hermanns zu sein. Ihn als Schreiner und nicht als Bildhauer zu bezeichnen qualifiziert ihn also nicht ab, wie Paul Revellio meinte. Wobei der Bildhauer im 18. Jahrhundert auch ganz andere Aufgaben erfüllte, als man es heute landläufig mit ihm in Verbindung bringt. Revellio gelangte zur Auffassung, dass man Hermann auf jeden Fall unter die Bildhauer zu rechnen habe. Er führt dafür die von ihm eingehend studierten Bauunterlagen des Klosters St. Georgen zu Villingen im Generallandesarchiv als Beleg an.²⁶⁾ Aus diesen Quellen schöpft man am ergiebigsten zu Hermanns Tätigkeiten für das Kloster. Revellio ist insoweit Recht zu geben, als in Villingen, Riedböhringen, Donaueschingen, Waldkirch und Herbertshofen auch Bildhaueraufgaben



Das Chorgestühl in Ottobeuren.

an den Schreinermeister Hermann vergeben wurden. So hat er beispielsweise 1734 für Bildhauer- und Schreinerarbeit am St. Gregor-Altar der Benediktinerkirche 70 Gulden verdient.²⁷⁾ Der Meister weist auch selbst mit Nachdruck darauf hin. Beispielsweise schreibt er in der Abrechnung für die beiden Seitenaltäre im Chor eindeutig alles besorgt zu haben auch die ‚vollkommene Architektur samt Engeln und benötigten Ornamenten‘.²⁸⁾

Auf der anderen Seite war in Villingen, wie auch anderwärts, die genaue Abgrenzung der einzelnen Berufe und, was von ihnen erledigt werden durfte, eine peinlich genau einzuhaltende Sache. Martin Hermann wird in den zeitgenössischen Quellen auch stets als Schreiner und nie als Bildhauer tituliert. Die Unterscheidung der beiden Berufsgruppen war sehr strikt. Bereits im 16. Jahrhundert waren die Bildhauer eng mit den Malern verbunden. In Ulm waren sie beispielweise in der Kramerzunft organisiert, während die Schreiner gemeinsam mit Bindern, Wagnern, Drechslern, Wann-

und Siebmachern der weniger angesehenen Binderzunft angehörten.²⁹⁾ Aus dem 17. und 18. Jahrhundert sind aus Villingen selbst Kontroversen zwischen Bildhauern und Schreibern bekannt, in denen es um die strikte Differenzierung beider Berufe ging. Der Streit wurde teilweise erbittert vor dem Rat der Stadt ausgefochten.³⁰⁾ Über Hermann jedoch wurden dort scheinbar keine Klagen geführt, als er auch Bildhaueraufgaben ausführte. Jedenfalls schweigen die Protokolle dazu.

Nachrichten über Arbeiten Martin Hermanns nach 1764 sind, soweit Literatur und Archivalien erkennen lassen, nicht vorhanden. Auch war der Meister zu diesem Zeitpunkt selbst nach eigener Aussage schon hoch an Jahren (vgl. oben).

Auch wenn alle Werke des Villingers einfacher als die großen Vergleichsobjekte in Zwiefalten und Ottobeuren sind, seine Arbeitsergebnisse scheinen dennoch überzeugt zu haben, sonst hätte man bei diesen beiden großen Klosterprojekten zweifelsohne einen anderen Schreiner verpflichtet.



Das Chorgestühl in Zwiefalten.

Die von Revellio ins Feld geführten Unterlagen des Generallandesarchivs sind zwar durchaus reichlich, betrachtet man sie jedoch in der Zusammenschau, stellt man einige Redundanzen fest. In den jeweiligen Faszikeln geht es mehr oder weniger immer wieder um die Abrechnung derselben Arbeiten.³¹⁾ In der chronologischen Zusammenschau sehen wir, dass Hermann in den 1730er Jahren einerseits Reparatur- und handwerkliche Schreinerarbeiten ausführte. Aber auch ganze Altäre, wie die beiden Seitenaltäre St. Benedikt und St. Gregor in der Benediktinerkirche (samt Bildhauerarbeit) stammten von ihm.

Für das Villingener Liebfrauenmünster ist ein Vertrag vom 29. März 1737 bekannt zwischen dem Dekan und Pfarrherrn, Johann Jakob Riegger, und ‚Hans Martin Hermann, Bürger und Schreiner dahier‘, über die „Verfertigung und Herstellung eines Hochaltars“, laut dem Hermann dort auch die Bildhauerarbeiten herstellen lassen musste. Ob er selbst bzw. seine Werkstatt diese ausarbeiteten oder

ob er diese Tätigkeiten weiter vergab, muss offen bleiben. In jedem Fall stammte hier auch der Entwurf (Riss) von ihm, anhand dessen die Vereinbarung geschlossen wurde.³²⁾ Auch diese Konzeption ist leider nicht erhalten.

Nicht zu leugnen ist auch, dass der Villingener Schreinermeister sowohl bei Abt Coelestin, dem Vorsteher des Benediktinerkonvents, als auch bei Johann Andreas Silbermann gefragt war, wenn es um Auskünfte über den Stand der Arbeiten in Zwiefalten ging. Man scheint ihm auch ein gutes Auge und eine ausgeprägte Beurteilungsgabe beigegeben zu haben. Vor allem sein Sinn für Proportionen scheint auf. Das Silbermann-Archiv ist zu diesem Punkt eine wertvolle Quelle.³³⁾ Die Unterlagen des Straßburger Meisters enthalten einige Informationen, die sich auf Hermann beziehen. Neben Coelestin Wahl war der Villingener Schreiner einer der Gewährsmänner Silbermanns zu den großen Orgelprojekten wie Zwiefalten. So musste er dort die Richtigkeit der Angabe Hermanns, der

Raum für die Orgel sei nicht so hoch wie angenommen, feststellen und seine Pläne entsprechend korrigieren.³⁴⁾ Am 10. Mai 1761 schrieb Hermann an Silbermann über den Stand der Arbeiten an der Orgel in Ottobeuren.³⁵⁾ Dabei dürfte die Zusammenarbeit in Villingen den Grundstein für das Vertrauen Silbermanns in Hermann gelegt haben, wie die zeitliche Reihenfolge der Arbeiten nahe legt. Seine Briefe an Abt Hieronymus von St. Georgen zeigen durchaus seine planerischen Fähigkeiten.³⁶⁾

Dass der Handwerksmeister nicht als Einzelperson bei den großen Projekten tätig war, sondern auch weitere Mitarbeiter beschäftigte, belegt seine Abschlussrechnung über die Arbeiten 1732/33 für den Villingener Benediktinerkonvent. Dort wird der Geselle separat aufgeführt.³⁷⁾ Auch das Großkellerregister des Klosters Ottobeuren, in dem für den Zeitraum 3. November 1755 bis 2. Mai 1756 vermerkt ist: „Hans Martin (Hörmann) mit fremde Gesellen“,³⁸⁾ ist ein Beleg dafür. Eine Anzahl der Gesellen ist auch hier nicht genannt. Ebenso erfahren wir nicht, ob Hermann seine Mitarbeiter aus Villingen mitbrachte oder ob er sie andernorts anwarb.

Über Hermanns Arbeit an der Silbermannorgel wissen wir nur sehr wenig. Die Belege sind äußerst dürftig. Es existieren keine Beschreibungen, Abbildungen oder Skizzen. Auch hier kann man wieder nur den Schluss ziehen, dass man Hermann den Vorzug vor anderen Schreibern gab, weil man allseits gute Erfahrungen mit ihm gemacht hatte. Der Villingener Meister reiste nach Straßburg zu Silbermann. Dieser machte ihm die nötigen Angaben für den Orgelkasten, den der Villingener anfertigen sollte.³⁹⁾ Im Gegensatz zum detaillierten Vertrag mit Johann Andreas und Johann Daniel Silbermann über das Instrument selbst liegen keine ins einzelne gehenden Informationen über die Schreinerarbeit des Johann Martin Hermann für das Gehäuse vor. Unter den Abrechnungen mit Handwerkern und Künstlern findet sich lapidar die Notiz: „1751 den 14 April für den Kasten dem Hermann 500“ Gulden.“⁴⁰⁾ Es sind also keine Auskünfte über Material, Ausführung etc. wie bei anderen Stücken zu erhalten. Ebenso wissen wir nicht wie viele Handwerker

neben dem Meister selbst daran mitwirkten, und ob er nicht einige Tätigkeiten (z. B. an Bildhauer) weitervergeben hat. Der Vertrag mit Silbermann verlautbart ebenfalls nur äußerst knapp: „Was das Orgelcorpus oder -Kasten betrifft, so wird solches auf die Kosten des Gotteshauses völlig fertig auf den platz gestellt.“⁴¹⁾

Bis heute erhalten und weithin sichtbar ist der Turm der Benediktiner-Kirche. Er entstand nach einem Entwurf Martin Hermanns. Für seine Zeichnungen griff Hermann auf seine Erfahrungen in Ottobeuren und Ochsenhausen zurück.⁴²⁾



Der Benediktiner-Kirchturm.

Wie breit gefächert die Aufträge an einen Schreiner im 18. Jahrhundert waren, zeigt die folgende Aufstellung. Darin sind die in schriftlichen Quellen und in der Literatur genannten Arbeiten in ihrer zeitlichen Reihenfolge aufgelistet.

Chronologie der Werke Hermanns⁴³⁾

- 1730 2 Kreuze schwarz gebeizt 4 fl (GLAK 100/472, [13])
- 1731 Verleihung der Meisterschaft
- 1732 2 Blindrahmen für den Laurentiusaltar (GLAK 100/472, 17r)
- 1732/1733 Treppe zum Hochaltar (Juni 1732), Schubladenkasten, 3 Nachstühle, Altartreppe Heilig Kreuz Altar „Tottenplatten“ um den Hochaltar, Türen und Fenster repariert, 2 große Kästen für die Bibliothek, Blindholz zu einem furnierten Beichtstuhl, Reparatur von 2 alten Beichtstühlen, Winkelhaken für Messgewänder und 2 Laden für Tücher, Türreparaturen in der Prälatur (GLAK 100/473, [44])
- 1734 SS. Placidus und Maurus Altar (GLAK 100/475, 5r), Gregoraltar (GLAK 100/475, 7r)
- 1735 2 Blindrahmen zum schwarz gebeizten Altar, Bedachung und Postament, Pult für den Chor (GLAK 100/473, [45])
- 1736 Benediktaltar (GLAK 100/475, nach [6]); Kanzel in Donaueschingen (Kling)
- 1737 Tabernakel (GLAK 100/475, 4r); Marienaltar in Donaueschingen (Kling)
- 1737/1738 Hochaltar Münster, 29.3.1737 Vertrag (SAVS 2.4 U 25)
- 1738/1739 untere Chorstühle (GLAK 100/475, 10r)
- 1739 Reparaturen an der Krippe (GLAK 100/473, [49]); Franziskusaltar in Donaueschingen (Kling)
- 1740 2 Seitenaltäre St. Benedikt und Gregor (samt Bildhauerarbeit) (GLAK 100/473, [50]); Seitenaltäre in Rietböhringen (Köner)
- 1741 Kästen für die Sakristei (zusammen mit Hops (GLAK 100/475, [11 und 12]); Seitenaltäre in Waldkirch (Thieme-Becker)
- 1743 Beichtstühle in Donaueschingen (Kling; laut Thieme-Becker „nach 1743“)
- 1744-1752 Zwiefalten Chorgestühl, Abtstuhl (Kling)
- 1751 Gehäuse der Silbermannorgel (GLAK 100/472, 8r)

- 1753 Arbeiten in Obermarchtal (Kling)
- 1756 Febr. und Juli Aufenthalte in Ottobeuren (GLAK 100/480, [23, 27, 30]); Turm der Benediktiner-Kirche nach Hermanns Entwürfen
- 1756/1757 6 neue Beichtstühle (GLAK 100/475, 10v)
- 1757-1764 Ottobeuren v. a. Chorgestühl (Kling)
- 1758 Reparaturen am Laurentiusaltar (GLAK 100/475, 10v)
- 1760 Reparaturen am Marienaltar (GLAK 100/475, 10v)
- 1764 10. Juli Ablehnung des Zunftmeisteramts wegen der Arbeit in Ottobeuren (Es ist von 4.000 fl die Rede; SAVS Best. 2.1AAAb 15)

Anmerkungen:

¹⁾ vgl. dazu: Benno Griebert: Johann Michael Winterhalter, in: *Ober-rheinische Kunst*, Jg. 1936, S. 163-196. Rudolf Huber, Joseph Christian der Bildhauer des schwäbischen Rokoko, Tübingen 1960, S. 38. Wilhelm Kling: *Das Kunsthandwerk in Villingen*, in: *Badische Heimat* 8 (1921), S. 119-131. Klaus Köner: *Der süddeutsche Orgelprospekt des 18. Jahrhunderts*, Tübingen 1992 (*Tübinger Studien zur Archäologie und Kunstgeschichte*, Bd. 12), S. 73, 75-80, 84, 90, 92, 94, 151-158, 167, 169 u. Abb. v.a. 73-77. Robert Lieb: *Die Feichtmayr-Christian-Frage in Ottobeuren*, in: *Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte* 4. (1931), S. 175-187. Paul Revellio: *Baugeschichte des Benediktinerklosters*, in: *ders.: Beiträge zur Geschichte der Stadt Villingen. Gesammelte Arbeiten*, Villingen 1964, S. 168-171. Paul Revellio: *Vom alten Kulturgut der Stadt Villingen*, in: *ders.: Beiträge zur Geschichte der Stadt Villingen. Gesammelte Arbeiten*, Villingen 1964, S. 246-247. Richard Zürcher (Text), Hellmut Hell (Aufnahmen): *Zwiefalten. Die Kirche der ehemaligen Benediktinerabtei, Ein Gesamtkunstwerk des süddeutschen Rokoko*, Konstanz / Stuttgart 1967, S. 53.

²⁾ Eine im Jahre 1980 projektierte Dissertation, die diese Frage untersuchen wollte, wurde leider nicht zum Abschluss gebracht. Die im Stadtarchiv vorhandenen Vorarbeiten sind über eine Frühstufe nicht hinausgekommen.

³⁾ Der Schwerpunkt soll hier auf der Sichtung der Archivalien liegen. Dabei muss einschränkend zugestanden werden, dass die in Frage kommenden Archive aufgrund der knapp bemessenen Zeit nicht alle aufgesucht werden konnten. Die Benutzung der Materialien v. a. zu Ottobeuren und Zwiefalten (z. B. im Bayerischen Staatsarchiv Neuenburg, bzw. Hauptstaatsarchiv Stuttgart) beschränkt sich daher auf die in der Literatur genannten Angaben.

⁴⁾ Ulrich Thieme und Felix Becker: *Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart*, Bd. 17, Fotomechanischer Nachdruck, Leipzig: Seemann, [1978], S. 218 (Thieme/Becker). Paul Dehio: *Handbuch der Kunstdenkmäler*, Dritter Band: *Süddeutschland*, 2. Aufl., Berlin 1920, S. 403-406. Wilhelm Kling: *Das Kunsthandwerk in Villingen*, in: *Badische Heimat* 8 (1921), S. 119-131, hier: S. 124-125.

- 5) Walzer vermerkt, das Ehepaar erscheine nicht im Ehebuch und im Taufbuch nur mit dieser Taufe.
- 6) Sie hatten weitere Kinder: Maria Theresia (geb. 1704), später verheiratet mit Ludwig Oßwald, Maria Anna (geb. 1710), und Franz Joseph (geb. 1712).
- 7) Joseph Ignatius wurde später Priester und starb am 29. Juli 1804 im Kloster St. Trudpert. Willibald Strohmayer: Die Konventualen des Klosters St. Trudpert, in: FDA NF 40 (1940), S. 202.
- 8) Kontraktenprotokoll vom 13. April 1738, Stadtarchiv Villingen-Schwenningen (SAVS) Best. 2.1 AAAf/17, S. 87v.
- 9) Ehebuch, SAVS Best. 4.4 (Kopien und Abschriften der Kirchenbücher der Münsterpfarre Villingen).
- 10) Michael Stürmer: Handwerk und höfische Kultur. Europäische Möbelkunst im 18. Jahrhundert, München 1982, S. 176.
- 11) SAVS Best. 2.1 PP 51d, S. 5r und v.
- 12) SAVS Best. 2.1 AAAf/16, S. 211r und v: Eintrag im Kontraktenprotokoll unterm 14. Mai 1735. Vielleicht ist das Gebäude identisch mit dem im Feuersocietätskataster von 1766 eingetragenen dreistöckigen Haus Nr. 399, dessen Versicherungssumme dort mit 600 Gulden taxiert ist. Rauhe Währung heißt nach willkürlichem Fuß ausgebrachtes lokales Münzsystem; vgl. dazu: Ursula Huggel, Norbert Ohler: Maße, Gewichte und Münzen. Historische Angaben zum Breisgau und zu den angrenzenden Gebieten, Bühl 1998 (Themen der Landeskunde 9. Veröffentlichungsreihe des Alemannischen Instituts Freiburg ...), S. 85.
- 13) Ratsprotokoll, SAVS Best. 2.1 AAAb/11, S. 272v.
- 14) Kontraktenprotokoll, 27. Mai 1744, SAVS AAAf/18, S. 16v und 17r.
- 15) SAVS Best. 2.1 PP 51d, S. 28v und 33v; PP51g, S. 6v und 8v; PP 51h S. 1v.
- 16) Michael Stürmer: Handwerk und höfische Kultur. Europäische Möbelkunst im 18. Jahrhundert, München: C. H. Beck, 1982, S. 78.
- 17) SAVS Best. 2.1 AAAb/15, S. 211v.
- 18) SAVS Best. 2.1 PP 51h, S. 100r. Der Lichtpfleger verwaltete das Lichtgut und sorgte für den Bedarf an Kerzen; vgl. dazu: Ruth Schmidt-Wiegandt: Kerze, in: Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte, Bd. 2, Berlin 1978, Spp. 704-705.
- 19) „1782 13.10. Martin Hermann Tischler maritus A M Franck p. m. senio consumptus saepius provius, sep. in communi cementario.“ SAVS Best. 4.4 (Kopien und Abschriften der Kirchenbücher der Münsterpfarre Villingen; hier das Verzeichnis der verstorbenen Mitglieder der Rosenkranzbruderschaft).
- 20) SAVS Best. 2.2 XVII 1b, Nr. 16.
- 21) Klaus Köner: Der süddeutsche Orgelprospekt des 18. Jahrhunderts, S. 94.
- 22) s. dazu Bernd Roock, Über Zusammenhänge zwischen Kunstgeschichte und Wirtschaftsgeschichte. Architektur und Ökonomie in der Frühen Neuzeit, in: Hans-Peter Becht u. Jörg Schadt (Hg.): Wirtschaft – Gesellschaft – Städte. Festschrift für Bernhard Kirchgässner zum 75. Geburtstag, Ubstadt-Weiher 1998.
- 23) Thieme/Becker, S. 218; Klaus Köner: Der süddeutsche Orgelprospekt des 18. Jahrhunderts, S. 94.
- 24) Klaus Köner: Der süddeutsche Orgelprospekt des 18. Jahrhunderts, Tübingen, 1992 (Tübinger Studien zur Archäologie und Kunstgeschichte, Bd. 12), S. 94.
- 25) Individuelle Künstlerschaft stand nicht im Vordergrund, s. dazu: Claudia Lichte: Meisterwerke massenhaft – Zum Problem der Händescheidung in der Weckmann-Werkstatt, in: Württembergisches Landesmuseum (Hg.): Meisterwerke massenhaft. Die Bildhauerwerkstatt des Niklaus Weckmann und die Malerei in Ulm um 1500, Stuttgart 1993, S. 19. Auch die Signatur eines Werkes bestätigte Vertragserfüllung, nicht eigenständige Herstellung, nach: Gerhard Weilandt: Künstlerinschriften auf Ulmer Retabeln, ebd., S. 319.
- 26) Paul Revellio: Vom alten Kulturgut der Stadt Villingen, in: ders.: Beiträge zur Geschichte der Stadt Villingen. Gesammelte Arbeiten, Villingen 1964, S. 247.
- 27) Generallandesarchiv Karlsruhe (GLAK) Best. 100, Nr. 472, S. 10r.
- 28) „auch die volkommen Archentagtur samt Engel undt benetiget ornamenten“, GLAK Best. 100 Nr. 473, Quadrangel 50.
- 29) Gerhard Weilandt: Die Ulmer Künstler und ihre Zunft, in: Württembergisches Landesmuseum (Hg.): Meisterwerke massenhaft. Die Bildhauerwerkstatt des Niklaus Weckmann und die Malerei in Ulm um 1500, Stuttgart 1993 S. 369-387.
- 30) z. B. Ratsprotokoll vom 12. Mai 1732, SAVS Best. 2.1 AAAB/.
- 31) GLAK Best. 100, Nr. 472, 473 und 475. Hier taucht z.B. jedes Mal die Altartreppe aus Eichen-, Einhorn- und Kirschbaumholz auf.
- 32) Das Original des „Accords“ ist leider verschollen. Im Stadtarchiv gibt es nur eine maschinenschriftliche Transkription (SAVS Best. 2.4, U 25).
- 33) Marc Schaefer (Hg.): Das Silbermann-Archiv. Der handschriftliche Nachlaß des Orgelmachers Johann Andreas Silbermann (1712-1783), Winterthur 1994 (Prattica Musicale ..., Bd. 4) (Marc Schaefer, Das Silbermann-Archiv).
- 34) Marc Schaefer: Das Silbermann-Archiv, S. 214, Text zu Abb. 22.
- 35) Marc Schaefer: Das Silbermann-Archiv, S. 226.
- 36) GLAK Best. 100, Nr. 480. Drei Briefe schickt Hermann im Februar und Juli an den Abt, wobei der erste nur „in Eile“ die Beschreibung des Kirchturms von Ottobeuren enthält. Die Korrespondenz steht in Zusammenhang mit den Entwürfen, die Hermann für den Villingener Benediktiner-Kirchturm gefertigt hat.
- 37) GLAK Best. 100, Nr. 473, Quadrangel 44.
- 38) Bayerisches Staatsarchiv Neuburg, Ottobeuren KL Nr. 376, zitiert nach: Klaus Köner: Der süddeutsche Orgelprospekt des 18. Jahrhunderts, S.151. Die fremden Gesellen wurden von den ortsansässigen unterschieden.
- 39) Marc Schaefer: Das Silbermann-Archiv, S. 514.
- 40) GLAK Best. 100, Nr. 472, S. 8r. Des weiteren wurde gezahlt dem „H. Hops Bildhauer 280“, wofür ist nicht dabei vermerkt.
- 41) GLAK Best. 100, Nr. 473, Quadrangel 51.
- 42) GLAK Best. 100, Nr. 480.
- 43) Ohne Nennung einer Kirche beziehen sich die Angaben immer auf die Benediktiner-Kirche oder das -Kloster. Zahlen in eckigen Klammern nennen die Seitenzählung der Akten.

Rottweil ist eine Stadt mit Krippentradition. Unter ihren Kirchenkrippen fällt in der Kapellenkirche die Altarkrippe des Asam-Schülers Joseph Firtmair mit ein Meter hohen Brettfiguren von etwa 1730 ins Auge. Noch vor 100 Jahren gab es auch in jedem alten Rottweiler Stadtviertel zwei oder drei Krippen in Bürgerhäusern, die in der Weihnachtszeit zum Besuch einluden. Die wichtigste und „volkskundlich interessanteste“ unter ihnen ist sicher die „Herrenkramersche Krippe“.

Der Herrenkramer und seine Krippe

Die im Kern barocke Herrenkramersche Krippe ist heute benannt nach ihrem ersten nachweisbaren Besitzer, nach Franz Joseph Kramer (1813 - 1873). Kramer stammte aus kinderreicher Familie und wurde im Rottweiler Lorenz-Ort groß.

Als Schuhmachergeselle lernte er auf der Walz die Schweiz, Bayern, Böhmen, Sachsen, Norddeutschland, das Rheinland und Italien kennen. Nach dem Militärdienst bei einem Esslinger Reiterregiment ließ er sich 1839 in seiner Vaterstadt nieder und heiratete. 1850 wurde er Spitalverwalter, musste dieses Amt jedoch nach Schwierigkeiten mit den Spital-Schwestern 1858 aufgeben. Danach ging es ihm nicht eben glänzend – als Mitglied des Feldgerichts, als Aufseher des städtischen Hopfengartens und als Agent einer englischen Feuerversicherung, bis er 1869 zum städtischen Polizeiwachtmeister gewählt wurde. 1872 kaufte er das oberste Stockwerk des Hauses Hauptstraße 58, nachdem er zuvor mit seiner Familie in einem sehr bescheidenen Haus in der Badgasse gewohnt hatte. Schon im folgenden Jahr starb er. Von seinen fünf Kindern



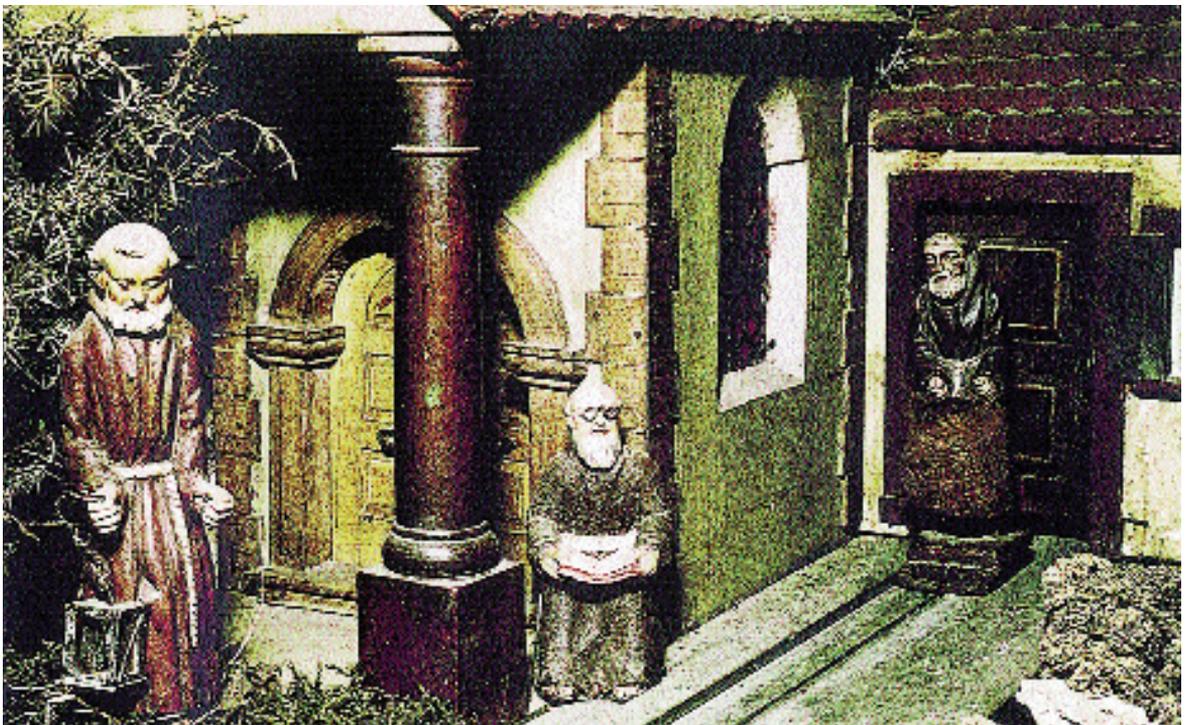
Gesamtansicht der Herrenkramerschen Krippe.

übernahm der älteste Sohn Viktor den Namen „Herrenkramer“ und das Herrenkramersche Haus. In seiner Wanderzeit hatte der „Herrenkramer“ zweierlei gelernt. Der demokratisch denkende, freisinnige Mann, der 1849 in den Rottweiler Bürgerausschuss gewählt wurde, wusste, wie man mit „besseren“ Leuten sprach, mit ihnen umging, wie man sich unter ihnen bewegte, und erhielt so seinen Zunamen. Dass seine Bildung sich jedoch nicht im Beherrschen von Konventionen erschöpfte, zeigen seine Interessen und seine Liebhabereien. Der „Herrenkramer“ schrieb über seine Gesellenzeit ein Wandertagebuch, er gehörte 1844 wohl zum „Verein der narrenlustigen Brüder“ und baute einen Fundus alter Rottweiler Narrenkleider und Larven auf, als dies noch nicht „in“ war. Schließlich machte er nachweislich seit 1865 jene Spielkrippe „lebig“, die seinen Namen erhielt und bis heute behalten sollte.

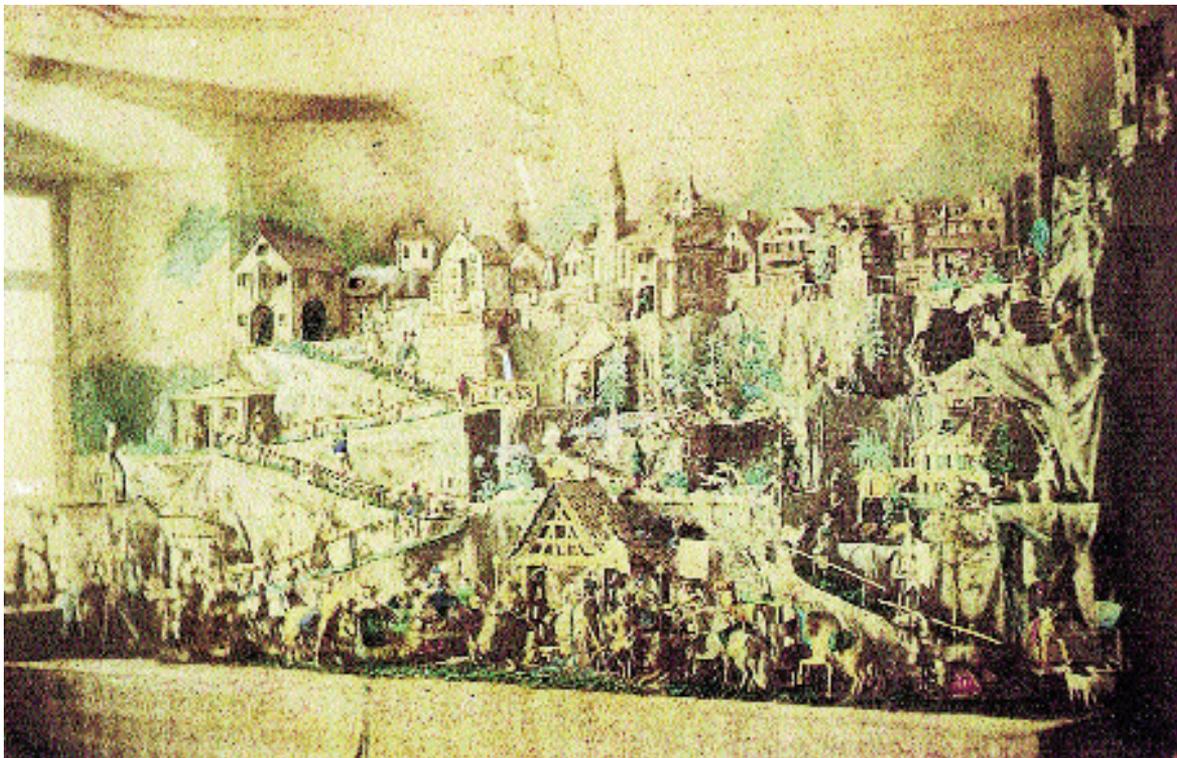
Zur Geschichte der Herrenkramerschen Krippe

Das Aufstellen von Krippen brachten im Barock vermutlich die Jesuiten aus Bayern ins Schwäbi-

sche. Im oberschwäbischen Gutenzell wurde die Krippe um 1700 zur stehenden Bühne mit wechselnden Bildern. Die Franziskaner und die einzelnen Zweige ihres Ordens sorgten für die Verbreitung der Krippenfrömmigkeit in den Häusern und Familien. In Rottweil ließen sich die Jesuiten 1652 für 20 Jahre und 1692 endgültig nieder. Ihr Kolleg befand sich in unmittelbarer Nachbarschaft der Badgasse, wo die Herrenkramersche Krippe erstmals nachweislich gespielt wurde. – 1627 gründeten die Kapuziner in Rottweil ihr Kloster, in ihrer Kirche ist für 1768 eine Krippe belegt. Die in der Herrenkramerschen Krippe gesprochenen Texte erinnern an Krippenspiele mit dem Thema „die christlichen Stände kommen nach Bethlehem“ in österreichischen Kapuzinerklöstern (Steyr, Graz u.a.). Außerdem ist der „arme Kapuziner“ eine besonders wichtige Figur der Rottweiler Krippe. – Schließlich könnte man an Hand der Beliebtheit der Herrenkramerschen Krippe bei Kindern und Alten zusammen mit der 8-jährigen Dienstzeit E.J.Kramers im Spital annehmen, dass sie von daher stammt und im frühen 19. Jahrhundert dort aufbe-



Vor der Einsiedelei des Armen Kapuziners, die an den Vorgängerbau von Ruhe Christi denken lässt.



Herrenkramers Krippe auf einer kolorierten Fotografie von etwa 1880, der frühesten bekannten Aufnahme des Rottweiler Kripples.

wahrt und „lebig“ gemacht wurde. 1865 schrieb der Herrenkramer seine Krippe zum Verkauf aus. Dazu kam es nicht. Die Krippe zog mit Kramers Familie um in die untere Hauptstraße und blieb noch nach dem Tod des „Herrenkramers“ in dessen Haus unterhalb vom Spital in der Weihnachtszeit allgemein zugänglich. Ein koloriertes Foto von ihr aus der Zeit um 1880 hat sich erhalten. 1939 beschrieb August Steinhauser die Krippe erstmals. Ihr neuer Besitzer Joseph Baier verlegte sie in die Flöttlinstorstraße, wo sie bis 1970 von Paul und Miriam Hetzinger und ihrem Sohn betreut wurde. 1954 wurde sie im Stuttgarter Alten Schloss ausgestellt. Nach mehr als einem Jahrzehnt, in dem das Kripple nicht „lebig“ gemacht wurde, kaufte sie das Land Baden-Württemberg für das Rottweiler Stadtmuseum. Hier wurde sie wieder aufgebaut und in der Weihnachtszeit wieder zugänglich.

Die Krippe und ihre Figuren

Das Alter der Herrenkramerschen Krippe lässt sich nicht einheitlich für alle ihre Teile festlegen. Die

Figur des Bärentriebers trägt die Jahreszahl 1759. Der Kapellenturm ist im Rahmen der Kulisse der Krippe noch mit der Zwiebelhaube zu sehen, die er 1762 wieder verlor. Die Predigerkirche trägt bereits einen barocken Dachreiter, den sie 1753 erhalten haben könnte. So wird die Krippe im wesentlichen um 1760 entstanden sein. Schwieriger sind die Figuren zu datieren: Die in Textil gekleideten Figuren dürften noch aus dem 18. Jahrhundert stammen, jünger scheinen jene aus Ton. Auch dieser Bestand wurde im 19. Jahrhundert ergänzt: Die Laterne des „kühnen Asiaten“ ist inschriftlich auf 1847 datiert. Der Typ des betenden Kapuziners mit dem beweglichen Kopf wurde um die gleiche Zeit in der Rhön hergestellt und auf Jahrmärkten verkauft. Der Herrenkramer hätte demnach den Figurenbestand planmäßig erweitert

Auch der Spieltext der Herrenkramerschen Krippe weist spätere Ergänzungen auf. Der Brand im Kreuz (s’Kreiz brennt!) ereignete sich nachweislich im Dezember 1829 und das entsprechende Gebäude erinnert eher an die einstige Linde und könnte

ursprünglich im Zusammenhang mit einer Herbergssuche eine Rolle gespielt haben. Das dem Küfer in den Mund gelegte „s'Kübele rinnt, s'Kübele rinnt“ wurde 1887 in Rottweils Schwarzwälder Bürgerzeitung veröffentlicht. Bis in die Gegenwart ist es beim Kripple-Lebigmachen üblich gewesen, Textzusätze zu improvisieren und auf anwesende Personen einzugehen. Nachweisen lässt sich auch an Hand des Figurenbestandes, dass neben den heute noch üblichen Szenen der Geburt Christi, der Ankunft der Dreikönige und der Hochzeit zu Kana weitere Szenen der Weihnachtsgeschichte gestellt wurden wie die Beschneidung Christi.

Das Lebigmachen der Herrenkramerschen Krippe
Die am Krippenspiel beteiligten Figuren der Herrenkramerschen Krippe werden durch Führungsrinnen an Drahtstäben von der Rückseite des Krippenberges bewegt. Es sind dies der Kreuzwirt und s'Annamaregle, der Kemichfeger, der Doktor Eisenbart, der kühne Asiate, der Kauder, die Hexe



Von der Rückseite des Krippenberges aus werden Figuren mit Drahtführungen bewegt.

von Rheinau, der Nachwächter, der Jäger von Kurpfalz, der Küfer, der Büttel, der Bergmann im Stollen, das Jaköble und die Kathrin, ein Bürgersmann, der Holzhacker und natürlich der arme Kapuziner. Die ihnen in den Mund gelegten Texte werden von den 3 bis 6 „Kripplesbuben“ hinter der Krippe gesprochen, wobei auf absolute Texttreue kein Wert gelegt wird, sondern eher Improvisationsfähigkeit



Anbetung der Könige in der Herrenkramerschen Krippe (1989).



Vor dem Wirtshaus zum Kreuz: Der Kreuzwirt, das Annemaregler, der Kemichfeger und der Büttel.



Die Hochzeit zu Kana ist eine der eindrucksvollsten Szenen der Rottweiler Krippe. Hier kann man eine gewisse Parallele zu der Darstellung des gleichen Themas erkennen, die im Villingen Kloster St. Ursula zu finden ist.



Wenn sonntags die Krippe lebig gemacht wird, dann kommen die Besucher oft von weit her. Auch bei den Villingern ist ein Besuch im Rottweiler Heimatmuseum schon lange kein Geheimtipp mehr.

erwünscht ist. Nicht ganz ungefährliche Höhepunkte des Ganzen sind der realistisch vorgeführte Brand im Kreuz und der Brand der Traglast des Kaudermannes. Die Zuschauer sind ins Krippenspiel dadurch einbezogen, dass sie ein Weihnachtslied singen und mit guten Wünschen für eine glückselige Fasnet entlassen werden. Für den Kapuziner bringen die Kinder ein paar Münzen mit, sie erhielten umgekehrt früher beim Gehen ein winziges Brötchen, das vorher die Hochzeitstafel von Kana in der Krippe bereichert haben konnte.

Die Herrenkramersche Krippe wird sonn- und feiertags vom Stephanstag bis Lichtmess um 14, 15, und 16 Uhr lebendig gemacht, und zwar für jeweils höchstens 50 Besucher. Für auswärtige Besuchergruppen sind Termine dienstags- und samstags nachmittags nach Absprache möglich. Besichtigungstermine für die Krippe an Sonntagen werden jeweils in der Rottweiler Presse bekanntgegeben.

Känsterle und Fatschenkinder

Gegenüber dem Prager oder dem Salzburger Jesulein war die Darstellung des Christkinds als „Fatschenkindle“ in einem „Känsterle“, die bei einfachen Bürgern und auch auf dem Land bis weit ins 19. Jahrhundert verbreitete Vorstufe der Krippe mit mehreren Figuren, die es aber auch in Kirchen gab.

Die Fatschenkindle wurden in der Regel aus Wachs und in einem Frauenkloster oder bei den seit 1697 in Rottweil tätigen Wachsmachern hergestellt. Mit spitzen- und glassteinbesetzten Textilien waren sie bis zum Hals in der damals bei Säuglingen üblichen



Glaskänsterle mit gefatschtem Jesuskind aus der Umgebung von Rottweil (Schörzingen?).

Art umwickelt und „gefatscht“; das Wort „fatschen“ oder „pfätschen“ ist dabei vom lateinischen „fascia“ (Binde) abgeleitet. Die wenigstens optisch kostbare Ausstattung des Christkinds stellt es auch als Fatschenkindle wiederum als kleinen Himmelskönig dar. Von ihrer Form her können die Fatschenkindle durchaus in der bis weit in die spätmittelalterliche Mystik reichenden Tradition des weihnachtlichen „Kindleinwiegens“ stehen.

Mit seinem Stechkissen lag das Christkind so im „Känsterle“ aus Glas, das nach klösterlichen Vorbildern in Handwerkerstuben und auf Bauernhöfen gebastelt wurde. Das Käensterle wurde mit buntem Papier ausgeklebt und mit Blumen, Vögeln und Ornamenten aus Pappmaché, Gips, Holz oder Wachs ausgestattet, die mit Flittergold und ähnlichen Materialien noch mehr herausgeputzt sein konnten. Ähnliche Käensterle verwendete man auch bei der Darstellung von Themen aus der Passion Christi. Das Wort „Käensterle“ kommt wieder aus dem Lateinischen von „canistrum“ (Korb, Behälter). Eine Vorform der gläsernen Käensterle ist in entsprechend verwendeten Spanschachteln zu sehen.

Das Prager Jesulein

Besonders beliebt war im Barock zur Weihnachtszeit die Darstellung des Jesuskinds in Gestalt eines kleinen königlichen Prinzen nach dem Vorbild der „Prager Jesulein“. Das Original dieser in kostbare Textilien gekleideten Wachsplastik hatte die spanische Adelige Maria Maximiliana Manriques de Lara von der Mystikerin S. Teresa de Jesus von Avila (1515-1582) erhalten und bei ihrer Heirat nach Prag gebracht. Ihre Tochter Polyxena schenkte es 1628 an die Prager Karmeliten, die es in ihrer Kirche S. Maria della Vittoria auf der Kleinseite der Hauptstadt Böhmens aufstellten.

Das wundertätige Prager Kind – Prazské milostné Jezulátko – erlebte bald und bis heute einen ungeheuren Zulauf aus allen katholischen Ländern Europas und Südamerikas. 1743 besuchte Kaiserin Maria Theresia das Gnadenbild und verehrte ihm ein kostbares, selbstbesticktes Gewand. Bald wurden Nachbildungen des Prager Jesulein angefertigt und fanden zur Weihnachtszeit Eingang in zahllose

Kirchen, Schlösser und wohlhabendere Bürgerhäuser. Dies gilt auch für Rottweil, wo das „Prager Jesulein“ beispielsweise in St. Pelagius ebenso wie im Haushalt der Freiherren Bletz von Rotenstein schon im 18. Jahrhundert nachzuweisen ist.

Ähnlich dargestellt wurde das Christkind um die gleiche Zeit als „Salzburger Loreto-Kindl“, als „Augustinerkindl“ in München und in der Schweiz als „Sarner Christkind“. In Rom wird in der Weihnachtszeit „Il Santo bambino“ in der Kirche von Araceli öffentlich verehrt, eine Figur aus Olivenholz von Gethsemani. All diesen Darstellungen liegt der auch in der barocken Musik (J.S.Bach) formulierte Gedanke zugrunde, dass das Christkind als Gottessohn bei seiner Geburt in Bethlehem in sein Reich kam und in seiner kindlichen Schwäche alle Macht des Erlösers besaß.



Prager Jesulein (Mitte 18. Jh.) im Stadtmuseum Rottweil.

Ewald Huth – Mutiger Mann und aufrechter Christ

Villinger Widerstandskämpfer /
Von den Nazis hingerichtet

Hermann Colli
Dr. August Kroneisen



Ewald Huth

Vor fast 60 Jahren ging der Villinger Chordirektor und Münsterorganist Ewald Huth als Opfer der Nazi-Diktatur in den Tod. An Allerheiligen 2001, wurde an dem Haus, in dem er 23 Jahre mit seiner Familie lebte, eine Gedenktafel enthüllt, die die Erinnerung an diesen mutigen Mann wach halten soll.

Es war eine schlichte Feier, die ganz dem Charakter von Ewald Huth entsprach, der um seine Person nie großes Aufsehen machte und nicht gern im Rampenlicht der Öffentlichkeit stand. Dekan Kurt Müller hatte im Festamt im Münster auf das Ereignis hingewiesen und die Gemeinde zur Enthüllung der Tafel eingeladen.

In seiner Predigt beleuchtete er die große Zahl der Männer und Frauen, die als Heilige das Leben der Kirche wesentlich mit geprägt haben und den Gläubigen aller Zeiten als Vorbild dienten. Dabei ging er auch auf die Menschen ein, die in den Stürmen der Zeit mutig ihre Stimme erhoben und gegen viele Widerstände beeindruckende Glaubenszeugnisse abgaben. Mit der Gedenktafel am Kaplaneihaus wolle die Münsterpfarrei auf Ewald Huth aufmerksam machen, der für seine christliche Überzeugung in den Tod gegangen ist. „Wir wollen ihn nicht heilig sprechen, aber wir heiligen und pflegen sein Gedächtnis, weil er es verdient hat,“ sagte der Münsterpfarrer.

Vor dem Haus auf dem Münsterplatz, in dem heute Christian Schmitt mit seiner Frau Irmgard wohnt – einer von Huths Nachfolgern auf der Orgelbank – erlebte dann eine kleine Gemeinde die Feier, die der Münsterchor musikalisch umrahmte. Dieses Randereignis stellt auch ein Stück Villinger Stadtgeschichte dar, weil sie an eine Zeit erinnert, die zu den dunkelsten in Deutschland gehört.

Dr. August Kroneisen, Schwiegersohn von Ewald Huth, erläuterte in einer kurzen Ansprache, wie es zu der Idee kam, eine solche Tafel anzubringen. Stephan Rommelspacher habe kurz vor seinem Weggang angeregt, das Haus durch einen Hinweis etwas mehr ins Blickfeld der Öffentlichkeit zu rücken.

Die Familie Kroneisen nahm sich der Sache an und fand in Ewald Merkle und Dekan Kurt Müller die gewünschte Unterstützung. Der Text wurde gemeinsam erstellt und Siegfried Reith, Chef des Bildungszentrums Winkler in der Turmgasse, erklärte sich spontan bereit, mit seinem Team die Tafel zu schaffen.

Diese hat nun ihren Platz gefunden und soll, wie es der heute 88-jährige Dr. Kroneisen formulierte,

„kommende Generationen an eine schreckliche Zeit mit aufrechten christlichen Menschen erinnern.“ Er rief aber auch einige persönliche Erinnerungen an dieses Haus wach. Hier habe er 1944 seine Frau Gertrud, Tochter des Chordirektors, kennen gelernt und ein Jahr später geheiratet. Und hier eröffnete Dr. Kroneisen – der übrigens bis ins hohe Alter für den Geschichts- und Heimatverein mit großem Engagement aktiv war! – 1945 auch seine erste Praxis.

Dr. Kroneisen erinnerte aber auch an einen anderen mutigen Mann, der in den Schicksalsjahren der Familie Huth wahre Solidarität bewies: Josef Maichle. Der Musiklehrer und Organist von St. Fidelis übernahm spontan die Stelle als Münsterorganist als Ewald Huth verhaftet worden war. Auf das Gehalt verzichtete der bescheidene Mann und übergab das Geld Maria Huth, der Ehefrau des inhaftierten Chordirektors.

An der Feier auf dem Münsterplatz nahmen auch die beiden Huth-Töchter Gertrud und Magarita

mit ihren Familien teil. Der Münsterchor feierte das Ereignis mit einem kleinen Sekttempfang im Haus ihres Chorleiters Christian Schmitt, das nun durch die Tafel noch mehr zu einem Anziehungspunkt auf dem Münsterplatz geworden ist.

Der Text auf der Tafel:

Kaplaneihaus St. Spiritum
Erbaut 1634
Hier wohnte von 1921 bis 1944
Ewald Huth
Chordirektor am Villingen Münster ULF mit
seiner Familie. Er wurde wegen seines
christlichen Widerstandes von den Nazis verhaftet
und am 1. November 1944, 54 Jahre alt, in
Stuttgart-Dornhalde erschossen.

Diese Tafel war längst überfällig. Sie würdigt die Verdienste dieses bescheidenen Mannes, der das kulturelle Leben dieser Stadt mitgeprägt hat. Die



Eine Gedenktafel wurde am Allerheiligentag 2001 am Kaplaneihaus der Münsterpfarre enthüllt und durch Münsterpfarrer Kurt Müller (rechts) gesegnet. Sie erinnert an Chordirektor Ewald Huth, der hier 23 Jahre mit seiner Familie lebte. Am 1. November 1944 ging er als Opfer der Nazidiktatur für seine christliche Überzeugung in den Tod. An den Widerstandskämpfer erinnerte in einer Ansprache dessen Schwiegersohn Dr. August Kroneisen (Mitte).

Villinger haben ihn aber nie vergessen. Eine Straße wurde nach ihm benannt und im Münster-Gemeindezentrum gibt es einen Ewald-Huth-Saal. Auch ein Register der neuen Silbermann-Orgel-Rekonstruktion ist mit seinem Namen verbunden. In dem Buch „Villingen und Schweningen“, vom Stadtarchiv aus Anlass des Stadtjubiläums „1000 Jahre Münz-, Markt- und Zollrecht“ im Jahre 1999 herausgegeben, wird Leben und Werk Huths gewürdigt. Er ist auch einer der wenigen Laien, die in der von der Deutschen Bischofskonferenz herausgegebenen Dokumentation „Zeugen für Christus“ – Das deutsche Martyrologium des 20. Jahrhunderts (Band I, Seite 229) – vorgestellt wird.

Ein unbeugsamer Mann des Widerstandes

Ewald Huth war ein Mann, „der sich der menschenverachtenden Diktatur nicht beugen wollte ..., der nicht wie die anderen reagierte, sondern gleichsam das menschliche Gewissen einer Nation verkörperte“; so charakterisierte ihn der ehemalige Landtagspräsident Camill Wurz 1972 in einem Geleitwort zur Broschüre der ehemaligen Musikschüler Ewald Huths.

Wer war Ewald Huth, der einen Großteil seines Lebens in Villingen verbrachte?

Er wurde am 11. Januar 1890 in Hersfeld/Hessen geboren. Nach der Volksschulzeit kam er an die Lehrerbildungsanstalten in Fritzlar, Fulda und Olpe, um Lehrer zu werden. Kurz vor dem Abschlussexamen brach er das Studium ab, um sich dem Musikstudium, speziell der Kirchenmusik, zuzuwenden. Nach anfänglich privatem Unterricht besuchte er die St.-Gregorius-Akademie der Benediktiner in Beuron, anschließend 1913/14 die Kirchenmusikschule in Regensburg, die er mit der Note „sehr gut“ abschloss.

Der 1. Weltkrieg begann. Wegen eines Sehfehlers wurde Ewald Huth nicht als Soldat eingezogen. Er meldete sich jedoch freiwillig als Sanitäter beim Deutschen Roten Kreuz und arbeitete in verschiedenen Lazaretten. Er erhielt die Rotkreuz-Medaille in Bronze und das österreichische Verdienstkreuz. Der 29jährige Ewald Huth wurde 1919 als Musiklehrer am Erziehungsinstitut der Benediktiner im bekannten Kloster Ettal angestellt. Während

dieser Tätigkeit bildete er sich mit Fortbildungskursen in Nürnberg und Maria Laach in liturgisch-musikwissenschaftlichen Wochen weiter aus. Ende 1920 bewarb er sich auf die vakante Stelle eines Organisten und Chorleiters am Villingen Münster. Mit Telegramm vom 16. November 1920 wurde ihm vom damaligen Stadtpfarrer Wilhelm Kling mitgeteilt, dass er in die engere Wahl gekommen sei. In einem weiteren, noch erhaltenen Telegramm vom 17. Dezember 1920 ist zu lesen: *„bitte sich sofort vorzustellen – fährt dritter klasse wird bezahlt – pfarramt villingen“*. Bereits zum 1. Januar 1921 wurde Ewald Huth als Chordirektor und Organist an das Villingen Münster berufen.

Dieses Amt hatte Ewald Huth 23 Jahre bis zu seiner Verhaftung 1944 inne. Er heiratete 1923 Maria Huth, geborene Gromann, aus dem damaligen Musikhaus in der Färberstraße 7. Aus der Ehe gingen 3 Töchter hervor, von denen Antonie mit 4 Jahren an einer perforierten Blinddarmentzündung starb.

Während seiner Tätigkeit am Villingen Münster wurden unter seiner Leitung größere Werke aufgeführt: 1926 das Oratorium „Odysseus“ von Max Bruch mit dem Münsterchor und dem Männerchor, 1933 die „Missa laudete Dominum“ von Franz Philipp, an der Orgel als Gast war Franz Kaller aus Freiburg. Da Huth ein besonderer Verehrer von Anton Bruckner war, kam 1936 die „e-Moll-Messe“ zur Aufführung. Bei der Weihe der neuen Orgel in der Benediktinerkirche, die nur mit Spendengeldern angeschafft werden konnte – früher war in der Kirche nur ein Harmonium –, wurde 1939 das Werk „Sancta Elisabeth“ von Franz Philipp, in Gegenwart des Komponisten aufgeführt. Huth leitete auch weltliche Chöre, wie den Männerchor Villingen mit 120 Sängern, den Werkschor Vereinigte Aluminium Gießereien, den Liederkranz Trossingen, den Männergesangverein Frohsinn e.V. Schramberg, den Efka-Werkschor Fritz Kiehn Trossingen, den Männerchor des Arbeiterfortbildungsvereins St. Georgen und den Liederkranz St. Georgen.

Huth warnt vor dem Nationalsozialismus

Schon nach der „Machtergreifung“ erkannte Ewald Huth, dass vom Nationalsozialismus große Gefahr

ausging. Er versäumte es nicht, vor der Tyrannei, wo immer er konnte, zu warnen. Alle Tatsachen nannte er beim Namen und schwieg nicht. Sein Gerechtigkeitsinn und sein christlicher Glaube ließen ihn auch nicht um den Preis des Überlebens seinen christlichen Idealen abschwören. Ständig wurde er und seine Familie bespitzelt und überwacht. So erfolgte – nach Denunziation von Nachbarn und eines Fahnenjunker-Feldwebels – am 19. Januar 1944 die Verhaftung und Einlieferung in das Gefängnis in Villingen. Zum Verhängnis wurde Huth, dass er am 13. September 1943 zur Gendarmerie eingezogen worden war, die der Gerichtsbarkeit der SS unterstand. Er wurde dann nach Stuttgart überführt, wo am 17. März 1944 die Anklageverfügung und der eigentliche Haftbefehl erfolgte. Ewald Huth war jetzt 54 Jahre alt. Das „Feldurteil im Namen des deutschen Volkes“ erging am 26. Mai 1944.

Ewald Huth wurde wegen „Zersetzung der Wehrkraft“ zum Tode und zum Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte auf Lebenszeit verurteilt. Mit diesem Wissen musste Huth noch über fünf Monate leben. In der Begründung des 10-seitigen Urteils des SS- und Polizeigerichts XI in Stuttgart, unter Vorsitz des SS-Obersturmbannführers Hoffmann und vier weiteren Polizei- bzw. SS-Leuten, als Beisitzer warf man dem Angeklagten im Todesurteil vor: „über Jahre hinweg in der Öffentlichkeit den Willen des deutschen Volkes zur wehrhaften Selbstbehauptung gelähmt und zersetzt zu haben ... Der Angeklagte ist in einer geradezu verbrecherischen Weise kirchenhörig“. An anderer Stelle wird er als „schwarze Wühlmaus“ charakterisiert und, „dass es sich bei dem Angeklagten um einen ganz gefährlichen Hetzer handelt, der bei jeder Gelegenheit sein Gift verspritzt“.

Ein Gnadengesuch über den Rechtsanwalt K. in Stuttgart wurde vom Reichsführer der SS in München abgelehnt, wahrscheinlich auch als Folge des gescheiterten Attentats auf Hitler am 20. Juli 1944. Nach Bombenangriffen auf Stuttgart und der Zerstörung der Haftanstalt erfolgte im August 1944 die Verlegung nach Ludwigsburg und von dort nach Leonberg.

Wie ein Vater für die Mithäftlinge

Für die Mithäftlinge wurde „Papa Huth“, wie sie ihn nannten, aufgrund seiner religiösen Überzeugung zum Vorbild. Von einem Mitgefangenen liegt ein Brief an die Ehefrau Maria Huth vor, dort steht u. a.: „Papa Huth wird mir und allen, die jene schreckliche Zeit überlebt haben, unvergesslich sein. Wir hatten alle wirklich etwas auf dem Kerbholz, so dass man jedem von uns sagen musste, irgendwie hast du das verdient. Papa Huth hatte jedoch nichts angestellt, nur seine Meinung gesagt. Als wir ihn beten sahen, da haben wir zuerst spöttisch gelächelt. Mehr und mehr ging uns jedoch auf, dass für ihn Gott wie eine Wirklichkeit war. Uns hat er dabei nie übersehen, hat uns stets Mut gemacht und zugeredet ... Das letzte Stück Brot hat er weggegeben, wenn einer von uns jüngeren Hunger hatte. Er war uns wie eine Sonne in jenen dunklen Tagen. Nie habe ich einen solch überzeugten Christen kennengelernt wie ihn“. Dazu ist zu bemerken, dass Huth stets mit mehreren

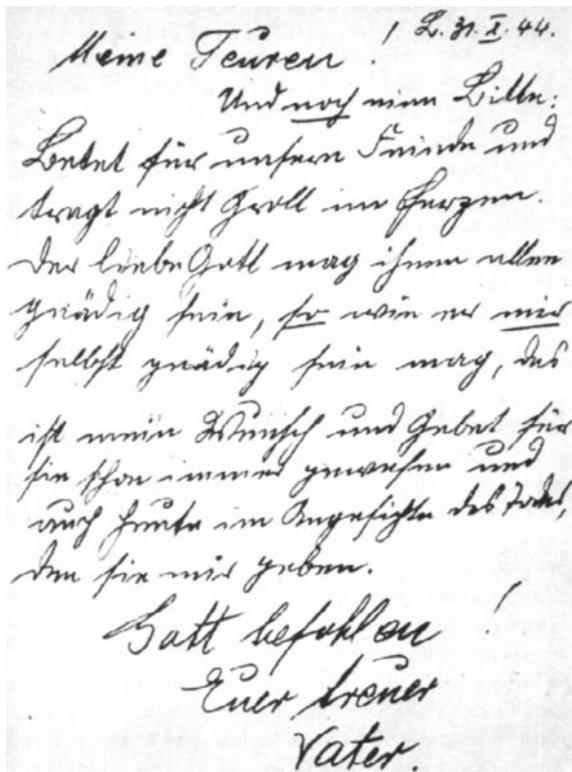


So sah ein französischer Mithäftling den Villingen Chordirektor, den er 3 Wochen vor dessen Hinrichtung im Gefängnis zeichnete.

Häftlingen in einer Zelle war und nur die letzte Nacht vor dem gewaltsamen Tod in einer Einzelzelle zubrachte.

Sein letzter Brief, den Ewald Huth einen Tag vor seiner Hinrichtung am 31. Oktober 1944 an seine Angehörigen schrieb, ist ein einzigartiges Vermächtnis für seine Familie. Seine letzte Bitte lautet: „Betet für unsere Feinde und tragt nicht Groll im Herzen. Der liebe Gott mag ihnen allen gnädig sein, so wie er mir selbst gnädig sein mag, das ist mein Wunsch und Gebet für sie schon immer gewesen und auch heute im Angesicht des Todes, den sie mir geben.“

Am 1. November 1944, dem Allerheiligentag, wurde er morgens um 7.10 Uhr in Stuttgart-Dornhalden erschossen. Die Grablegung auf dem Hauptfriedhof Stuttgart-Bad Cannstatt im Steinhaldenfeld geschah sofort nach der Erschießung um 8 Uhr, ohne Geistlichen, ohne Kreuz. Die Familie erfuhr erst am 3. November 1944 durch ein Telegramm des Rechtsanwalts von der Vollstreckung des Urteils.



Meine Teuren ! L. 31. 10. 44.
Und noch mein Lieber:
Lohnt sich unsere Feinde und
sorgt nicht Groll im Herzen.
Der liebe Gott mag ihnen allen
gnädig sein, so wie er mir selbst
gnädig sein mag, das
ist mein Wunsch und Gebet für
sie schon immer gewesen und
auch heute im Angesicht des Todes,
den sie mir geben.
Gott befohlen!
Euer treuer
Vater.

Betet für unsere Feinde..., schrieb Ewald Huth im Abschiedsbrief an seine Familie.

Die Odyssee des toten Ewald Huth

Nach dem Ende des Dritten Reiches versuchte die Familie 1945, den Leichnam nach Villingen zu überführen. Dies stieß auf größte Schwierigkeiten. Laut Friedhofsverwaltung Stuttgart waren Umbettungen wegen Mangel an Arbeitskräften und Transportmittel (Benzin) nicht erlaubt. Erst am 17. Juli 1946 fuhr der Verfasser, nach langem Schriftverkehr, mit Fritz Maier sen. von der Firma Bernhard Maier mit einem Leichenwagen zur Exhumierung und Überführung nach Stuttgart-Bad Cannstatt. Der aus dem geöffneten Grab gehobene Sarg war mit einem vergilbten Zettel versehen, auf dem sich die Aufschrift befand „Donny Jacques“. Es kamen Zweifel auf, ob Ewald Huth in diesem Sarg lag. Dieser wurde geöffnet, dabei ergaben sich keinerlei Anhaltspunkte, dass die darin liegende Leiche die des Herrn Huth sein konnte. Der Friedhofsinspektor konnte den Sachverhalt aufklären: Im Februar 1944 wurde die Leiche des ebenfalls erschossenen belgischen Barons J. D., der in Brüssel wohnhaft war, beigesetzt. Am 22. November 1945 durfte die Familie die Leiche des Barons ausgraben und in einem neuen Eichen- und Zinksarg nach Brüssel überführen. Dort wurde er in einem Mausoleum bestattet. Infolge eines Irrtums (gleiche Grabnummer 287) war jedoch der Sarg von Ewald Huth gehoben und nach Brüssel überführt worden. Dies geschah, obwohl bei der Exhumierung der Bruder des Barons zugegen war und dieser den Sarg öffnen ließ.

Der Verfasser und Herr Fritz Maier mussten demnach im Juli 1946 mit leerem Leichenwagen nach Villingen zurückfahren.

Bis zur Auswechslung der beiden Leichen – die Witwe des Barons durfte von dem Irrtum nichts erfahren – wurden 64 Schriftstücke mit den verschiedensten Stellen in Deutschland und Belgien hin und her gewechselt. Erst am 6. August 1949 wurde durch einen belgischen Militärkonvoi die Leiche Ewald Huths kostenlos nach Villingen überführt und vom Verfasser nach Öffnung des Sarges anhand der Beigaben identifiziert.

Im kleinsten Familienkreis wurde Ewald Huth am 8. August 1949, mit geistlichem Beistand vom früheren Orgelschüler des Verstorbenen, Pfarrer Karl



Ewald Huths Beerdigung auf dem Villingener Friedhof, wo seine Urne nach einer abenteuerlichen Odyssee beigesetzt wurde, fand am 8. August 1949 im engsten Familienkreis statt. Auf dem Bild von links: Pfarrer Karl Münch, Münsterpfarrer Dekan Max Weinmann und Münstermessner Rudolf Schmid; in der hinteren Reihe (von links): August Kroneisen sen., Dr. August Kroneisen, Maria Huth und Maria Oberle.

Münch und Dekan und Münsterpfarrer Max Weinmann beerdigt.

37 Jahre später – im Jahr 1986 – starb seine Ehefrau Maria Huth im Alter von 85 Jahren. Sie wurde bei ihrem Mann beigesetzt.

Die Stadt Villingen ehrte das Andenken an Ewald Huth 1972 durch die Umbenennung der Jahnstraße im Westen der Stadt in Ewald-Huth-Straße. Die Münsterpfarrei nannte zum 40jährigen Todestag den „Kleinen Saal“ im Gemeindezentrum – den Übungsraum des Münsterchores – zum Gedenken an den aufrechten Christen in „Ewald-Huth-Saal“ um.

Mit Schreiben vom 14. und 30. Januar sowie vom 10. Februar 1947 an die Staatsanwaltschaft im Landgericht Konstanz wurde Antrag auf Aufhebung des Urteils des SS- und Polizeigerichts XI in Stuttgart gestellt. Durch Beschluss des Landgerichts Konstanz vom 22. 4. 1947 wurde das Urteil aufgehoben.

Maria Huth dokumentierte die Ereignisse einer schweren Zeit

Dass über Ewald Huth, und vor allem die Ereignisse nach seiner Verhaftung, viele Einzelheiten bekannt und für die Nachwelt gesichert wurden, ist in großem Maße seiner Ehefrau, Maria Huth, zu verdanken, die den Angehörigen ihre Gedanken, Erlebnisse und Erfahrungen in einem umfangreichen Gedächtnisprotokoll hinterlassen hat. Auf mehr als einem Dutzend DIN A 4-Seiten hat sie in klarer und flüssiger Handschrift festgehalten, was sich in der Zeit zwischen Verhaftung, Hinrichtung und Beisetzung ereignet hat.

Aus diesem Brief, der auch ein Stück Vermächtnis für die Familie des Villingener Widerstandskämpfers ist, seien hier einige Sätze, die das Geschehen jener dramatischen Tage widerspiegeln, aufgeführt.

Als Ewald Huth ins Villingener Gefängnis gebracht worden war, suchte er, so gut es ging, mit seiner

Familie Kontakt zu halten. Seine Frau schrieb: „Wir mussten jeden Tag zur selben Zeit am Gefängnis vorbei und an der Ecke stehen bleiben bis er mit dem Taschentuch winkte. So wusste er, dass es uns soweit gut ging. Eine Frau, die gegenüber vom Gefängnis wohnte, erlaubte mir von ihrem Fenster aus zu beobachten, wie mein Mann im Hof mit den anderen Gefangenen lief.“

Ein Ereignis aus dieser Zeit zeigte, dass es immer wieder Menschen gab, die der Familie Huth halfen und dabei oft ein großes persönliches Risiko eingingen. „Eines Abends läutete bei uns ein junger Mann und sagte er käme aus dem Gefängnis. Ich ließ ihn ein, er erzählte, er sei heute entlassen worden und solle Grüße von meinem Mann bestellen. Dann bat er um eine Schere und ging auf die Toilette. Ich erschrak. Aber als er heraus kam, gab er mir ein Bündel Briefe von Vater, die er in die Hose eingenäht hätte. Um Mitternacht gelang es ihm, Kuchen für meinen Mann ins Gefängnis zu schmuggeln. Es war uns schon unheimlich einen fremden Menschen im Haus zu haben. Anderntags ging er heim ins Elsass, gottlob ohne von der Gestapo bemerkt zu werden.“

Bittere Tage durchlebte die Familie Huth, als der Chordirektor nach Stuttgart ins Gefängnis verlegt worden war, wo seine Frau ihn besuchen konnte. „Da unser Vater, bewacht von zwei Gendarmen, elend und traurig, zerstoichen von Wanzen. Ich tröstete ihn und versprach ihm, ich bleibe dir treu und Sorge für die Kinder. Das Gefängnis wurde kurz darauf von Bomben zerstört und ich wusste lange nichts von ihm. Bis ein Brief aus Ludwigsburg kam, wohin er gebracht worden war und mich bat, ich solle sofort kommen. Ich bin, trotz der dauernden Fliegerangriffe sofort hingefahren. Wie war der arme Mensch froh, als ich kam und frische Wäsche, Obst und Essen brachte. Neun Häftlinge waren in einem kleinen Raum und sie hatten nur ein Bett. Ein Wärter, der mich beobachtete, stand dabei am Fenster und weinte.“

Die Familie und einige Freunde setzten alle Hebel in Bewegung um ihrem Gnadengesuch zum Erfolg zu verhelfen. Aber alles blieb erfolglos. Am 26. Mai 1944, an Pfingsten, wurde er zum Tode verurteilt. „Als er die Todesnachricht bekam, bat er um eine Einzelzelle, in der er seinen letzten Brief an uns

schrieb. Mit Gottes Hilfe ist er nicht zusammengebrochen. Er ging aufrecht in den Tod. Ein Villingen, der sich dort befand, erfuhr von seiner Hinrichtung. Er ging hinter ein Haus und beobachtete wie er mit zwei anderen Häftlingen in den Hof geführt wurde. Die beiden anderen ließen sich die Augen verbinden, mein Mann nicht. Er stand aufrecht. Mit beiden Händen hatte er sich die Jacke aufgemacht. Der Mann der mir das erzählte, war Besitzer des Gasthauses ‚Germania‘ von hier.“



Unter der Gedenktafel: Dr. August Kroneisen mit seiner Frau Gertrud, geborene Huth (links) und deren Schwester Marga Huth-Schneller.

Zerbombtes Stück Zeitgeschichte wieder lebendig gemacht

Hermann Colli

Bickenkapelle nachgebaut

Spurensuche in Oberschwaben

Meisterwerk von Dietmar Kempf

„Auferstanden aus Ruinen...“ singen die Menschen in den neuen Bundesländern schon lange nicht mehr. Aber die Villingener könnten eigentlich diese Melodie jetzt anstimmen, denn ein Stück lieb gewordener Stadtgeschichte, das vor fast 60 Jahren von Fliegerbomben in Schutt und Asche gelegt wurde, ist zu neuem Leben erwacht: Die Bickenkapelle. Leider nur als Modell, geschaffen von Dietmar Kempf.

Um es gleich vorweg zu sagen: Das Kirchlein des Villingener Rentners und leidenschaftlichen Modellbauers, der zuvor über 40 Jahre bei der Firma Winkler schaffte, unter anderem als Konstrukteur und Ausbilder, ist ein Meisterwerk und eine Freude für heimat- und geschichtsbewusste Bürger.

Welche Wertschätzung die Bickenkapelle bei der Villingener Bevölkerung genießt, kam 1995 zum Ausdruck. Am 20. Februar, genau 50 Jahre nach



Meisterhaft hat Dietmar Kempf das Innere der im Krieg zerstörten Villingener Bickenkapelle nachgebaut. Im Maßstab 1:25 ist das Gotteshaus neu entstanden.

dem Tag, als von dem barocken Kleinod frommen Bürgersinns nur noch eine qualmende Ruine übrig blieb, trafen sich viele Menschen aus der ganzen Stadt, Katholiken wie Protestanten zu einer Gedenkstunde im Münster.

Münsterpfarrer Dekan Kurt Müller stellte bei dieser Feier die geschichtliche und religiöse Bedeutung des Kirchleins heraus. Diese Kapelle, in der einst das über Jahrhunderte hinweg bis heute hoch verehrte Nägelinkreuz „zu Hause“ war, wurde noch kurz vor Kriegsende bei einem Bombenangriff auf das Bahnhofsviertel dem Erdboden gleichgemacht. Sie war den Villingern sehr ans Herz gewachsen. In ihr kamen die Bürger nicht nur zu Gottesdiensten und Andacht zusammen. Hier hatte auch in den Jahren nach 1933 die Villingener katholische Jugend ihren Treffpunkt, als die Nazis deren Arbeit weitgehend verboten hatten. Die Zerstörung machte die Villingener sehr betroffen. Übrigens nicht nur die Katholiken, denn auch die Menschen anderer Glaubensgemeinschaften sahen in ihr ein Stück Stein gewordener Religiosität und ein Zeugnis echter Volksfrömmigkeit ihrer Stadt.

Kreuz erinnert an Standort

Vielen war es unverständlich, dass die Kapelle nach dem Krieg nicht wieder aufgebaut wurde. Sie musste Raum machen für eine neue Verkehrsführung. Auf Initiative der aus Villingen stammenden Geistlichen wurde im Mai 1976 auf dem Platz der ehemaligen Bickenkapelle ein Gedenkkreuz eingeweiht, das die Stadt Villingen-Schwenningen und Seelsorger der Münsterpfarre finanzierten. Leonhard Eder aus Rheinfeldern hat es aus weißem Kalkstein geschaffen.

Es erinnert an bleiches Gebein. Und das soll es auch, denn damit will der Künstler den Gedanken an das Elend und das Sterben in Kriegszeiten wach halten. Vor dem Kreuz ist auf einem mächtigen Steinwürfel eine Inschrift eingemeißelt: *„Etwa seit dem Jahr 1400 stand hier eine Kapelle, Bickenkapelle genannt. Mehrmals zerstört, wurde sie zuletzt im Jahre 1660 erbaut. Bomben legten die Kapelle am 20. Februar 1945 in Schutt und Asche. Das Nägelinkreuz – in der Kapelle hoch verehrt – ist im Münster geborgen. Gekreuzigter Herr Jesus Christus, beschütze*

deine Stadt.“ In der besagten Gedenkfeier mahnte der Münsterpfarrer die Bürger der Stadt, die Bickenkapelle nicht zu vergessen. Diese Mahnung fiel auf fruchtbaren Boden. 2000 machte sich Dietmar Kempf daran, die Kapelle als Modell nachzubauen. Dass er das konnte, hatte er zuvor schon bewiesen, als er zum Stadtjubiläum 1999 ein prächtiges Modell vom Alten Villingener Rathaus mit der Fassadenbemalung von Karl Eydt aus dem Jahre 1895 ablieferte, das im Franziskaner Museum zahlreiche Bewunderer fand.

So einfach war die Sache mit dem Kirchenmodellbau dann aber doch nicht. Erstens hatte Kempf nur eine schwache Erinnerung an das Gotteshaus, das unweit seines Elternhauses gestanden hat und zerstört wurde als er gerade neun Jahre alt war, und zweitens hatte er nie einen Fuß hinein gesetzt, denn Dietmar Kempf ist evangelisch. Das hat ihn aber nie gehindert, mit katholischen Jungen und Mädchen seiner Heimatstadt eine herrliche gemeinsame Jugendzeit zu verbringen. Er war sogar viele Jahre in einer Gruppe der Münsterjugend sehr aktiv.

Was dem Modellbauer einige Probleme bereitete, waren die spärlichen Unterlagen, die über das Kirchlein vorhanden waren. Ein Bekannter besorgte einen Katasterplan, aus dem er die genauen Maße für den Grundriss errechnen und im Maßstab 1:25 zu Papier bringen konnte: 21,06 m lang, 12,32 m breit war die Kirche und die Giebelhöhe maß etwa 15 Meter. Mit dem Bau des Äußeren wurde Kempf schnell fertig. Schon nach sechs Monaten Bauzeit konnte er seinen originalgetreuen Nachbau präsentieren.

Wie sah die Kirche innen aus?

Doch der Innenausbau gestaltete sich dann viel schwieriger. Es gab nur ein paar Zeichnungen und Fotos und eine sehr düstere Fotografie vom Inneren. Damals wandte sich Kempf an Zeitzeugen mit der Bitte, sie möchten ihm Informationen und eventuell Unterlagen über die Innenausstattung zur Verfügung stellen. Die Bitte fand Gehör, es kamen zahlreiche Hinweise, Anregungen und Tipps aus der Bevölkerung, die dem passionierten Bastler weiter halfen.



Mit welcher Präzision der Modellbauer zu Werke ging, zeigt ein Blick auf den nachgebauten Hochaltar, den Josef Anton Hops 1750 für das Villingen Kirchlein schuf.

Aus Büchern und Schriften, von alten Postkarten und Dokumenten aus Archiven, aber vor allem durch Gespräche mit Menschen, die sich noch an die Kapelle erinnerten, setzte Kempf ein Bild zusammen, das weitgehend dem des einstigen Kirchenraumes entspricht.

Aber zuvor machte sich der Modellbauer auf die Suche nach Spuren von Joseph Anton Hops, der 1750 den Hochaltar in der Bickenkapelle geschaffen hatte. Der Bildhauer, der 1748 das Villingen Bürgerrecht erhielt, stammte aus Mietingen im Oberschwäbischen, wo er am 2. Juni 1720 geboren wurde. Im benachbarten Schwendi fand Dietmar Kempf was er suchte: Einen Altar, an welchem unter anderen Johann Baptist Hops (1681-1747), der Vater von Joseph Anton Hops und einer der berühmtesten Barockkünstler Oberschwabens, Dominikus Hermenegild Herberger (1694-1760) tätig waren.

Da Fähigkeiten und Kenntnisse zur damaligen Zeit kaum schriftlich festgehalten worden sind, sondern teilweise sogar als Familiengeheimnisse vom Vater auf den Sohn weitergegeben wurden, ging Kempf davon aus, dass Joseph Anton Hops später vergleichbare Formen und Farben angewandt hat. Johann Baptist Hops war der Begründer einer Dynastie, die eine ganze Reihe von hervorragenden Künstlern hervorgebracht hat, wovon jedoch „unser“ Joseph Anton wohl der Bedeutendste war.

Arbeitsweise der Barockkünstler studiert

In Kirchen an verschiedenen Orten in Oberschwaben, wo die Hops-Sippe tätig war, machte sich Kempf ein Bild von deren Arbeitsweise, studierte Farbgebung, die Anordnung von Figuren und Ornamenten. Mit diesen gewonnenen Eindrücken gelang es ihm, aus den düsteren Schwarz-Weiß-Fotografien, auf denen Einzelheiten mehr zu erahnen als zu erkennen waren, ein lebendiges farbenfrohes Innenleben der Bickenkapelle zu gestalten.

Der Hops'sche Hochaltar mit dem Bild der „Ver-spottung Jesu“ und den Figuren von Zacharias und Elisabeth, den Eltern Johannes des Täuflers, ist in Kempfs Kirchlein neu erstanden. Die Seitenaltäre, mit dem Nägelnkreuz und der Statue „Maria mit der Traube“ wurden detailgetreu modelliert.

Alles ist aus Holz und von Hand geschnitzt und bemalt, Putten und Ornamente in Blattgold gefasst, Altardecken und Läufer aus Stoffen geschneidert. Die Kirchenbänke füllen den Raum aus und geben jedem Betrachter den Eindruck, hier ein ech-

tes Gotteshaus zu betreten. Und das alles im Mini-format 1:25! Das Modell zeigt den Zustand der Kapelle nach der Restaurierung des Nägelinekreuzes im Jahre 1933. Dieses Aussehen blieb bis zu ihrer Zerstörung erhalten.

Kempf ist ein Perfektionist und selbst sein schärfster Kritiker. Wenn ihm auch nur ein kleines Detail nicht 100-prozentig gelingt, dann landet es im Abfallkübel. Fragt man ihn, was nötig ist um eine solche diffizile Arbeit zu schaffen, antwortet der Hobby-Baumeister spontan: „Drei Dinge: Geduld, Geduld und eine Frau, die auch Geduld hat.“ Aber er habe das Basteltalent auch von seinem Vater geerbt, der sich als junger Mann viel mit Schiffmodellbau befasst habe. Lehrmeister konnte er seinem Sohn Dietmar aber kaum noch werden, denn er kehrte aus dem Krieg nicht mehr heim.

Auch der Filius begann seine Modellbau-Karriere mit Schiffen. Alles was im Laufe der Jahrhunderte

auf den Weltmeeren kreuzte, ist in Dietmar Kempfs Bastelstube entstanden. Der Allround-Handwerker baute auch Uhren, malte Bilder, dekorierte Truhen. Kurzum: Er machte alles was sich ein leidenschaftlicher Hobby-Künstler so ausdenken kann.

Was der 66-jährige Industrie-Meister mit der Bickenkapelle in rund zweijähriger Bauzeit geschaffen hat – und das alles ganz allein! – ist ein sichtbarer und „handgreiflicher“ Beitrag zur Historie seiner Heimatstadt. Sein Werk trägt dazu bei, dass der Wunsch des Münsterpfarrers Kurt Müller, die altehrwürdige Bickenkapelle nicht zu vergessen, erfüllt wird.

Und wenn man bedenkt, dass ein evangelischer Christ ein Denkmal katholischer Kirchengeschichte neu belebt hat, dann darf das sicher auch als ein Stück gelungener Ökumene angesehen werden.



Auf dem linken Seitenaltar: Maria mit der Traube.



Auf dem rechten Seitenaltar: Das hoch verehrte Nägelinekreuz.

Bilder und Skulpturen aus der Kapelle

Als Dietmar Kempf das Modell der Bickenkapelle zum ersten Mal der Öffentlichkeit vorführte, löste sein Werk große Bewunderung aus. Das geschah bei einer kleinen Feier im Münster-Gemeindezentrum, nachdem ein Team des Bildungszentrums Turmgasse, unter der Leitung von Siegfried Reith, die restaurierte Turmuhr der Benediktinerkirche an Dekan und Münsterpfarrer Kurt Müller übergeben hatte. Dabei hielt der Dekan einen Lichtbildervortrag über die Bickenkapelle und berichtete sehr anschaulich über deren wechselvolle Geschichte und die des Nägelinkreuzes. Das veranlasste Dietmar Kempf, die neu gewonnenen oder bestätigten Erkenntnisse aufzuzeichnen.

Das bekannteste und wertvollste Stück, das Nägelinkreuz, wird heute in der nördlichen Turmkapelle des Münsters aufbewahrt und verehrt. Der Lorbeerkranz, den man auf alten Fotografien am oberen Ende des Kreuzes findet, ist wohl eine



Dietmar Kempf in seiner Bastelwerkstatt mit dem Modell der Bickenkapelle, die er im Miniformat detailgetreu nachgebaut hat.



Gute Bekannte, wie hier Karl Kratt (links), lässt der Modellbauer auch einen Blick hinter die Kulissen des kleinen Kunstwerkes werfen.

Votivgabe. Das Schnitzwerk hat, nachdem es einige Jahre im Museum untergebracht war, inzwischen wieder seinen Platz beim Nägelinkreuz gefunden. Die beiden Hauptfiguren vom Hochaltar der Bickenkapelle, Elisabeth und Zacharias, sind im Chorraum der Benediktinerkirche aufgestellt. Ebenso befindet sich die Pieta vom Hochaltar und der heilige Wendelin, der auf der linken Seite unter den Triumphbogen der Bickenkapelle stand, in diesem Gotteshaus.

Der heilige Sebastian, der, St. Wendelin gegenüber, auf der anderen Seite unter dem Triumphbogen stand, wird jetzt im Münsterpfarrhaus aufbewahrt. Vom linken Seitenaltar der Kapelle stammt die Madonna mit dem Kind und der Traube, die jetzt auch beim Münsterpfarrer ihr neues Zuhause hat. Unterhalb des Nägelinkreuzes auf dem rechten Seitenaltar der Bickenkapelle stand eine kleine Barockfigur, ein so genannter Schmerzensmann, auch als „Letzte Rast Christi“ oder „Erbärbild“ bekannt. Diese Skulptur ist jetzt in einer, mit einem Renaissancegitter verschlossenen, kleinen Wandnische der Münstersakristei beheimatet.

Das große Giebelkreuz der Bickenkapelle, geschaffen von Dominikus Aggermann (1779-1835), als Schemenschnitzer „Ölmüller“ bekannt, hängt heute im Treppenhaus des Münsterzentrums.

Auf einer alten Postkarte des Kirchenraumes der Bickenkapelle sind noch zwei weitere Figuren zu erkennen. Es handelt sich um einen heiligen Antonius von Padua und wahrscheinlich um eine barocke Madonna. Über deren genaues Aussehen und Verbleib ist jedoch bis heute nichts bekannt.

Vorhanden sind außerdem noch Reste von zwei Putti aus dem Hochaltar, die Dekan Kurt Müller im Münsterpfarrhaus aufbewahrt.

An Bildern sind noch die Nothelfertafel, die im Chorraum der Bickenkapelle ihren Platz hatte, und ein Votivbild mit der Kapelle und dem darüber schwebenden Nägelinkreuz, das ebenfalls dort hing, vorhanden. Die 14 Nothelfer hängen jetzt im Sitzungszimmer des Pfarrhauses und das Votivbild ist im Besitz des städtischen Museums.

Das Hochaltarblatt mit der „Verspottung Christi“ ist wohl bei der Zerstörung der Kapelle verloren gegangen.

Arbeitsamt: Dreifacher Grund zum Feiern 1927 Reichsanstalt / 1952 Bundesanstalt / 1987 Neubau

Das Arbeitsamt Villingen-Schwenningen hatte 2002 wahrlich genügend Gründe zum Feiern. Gleich drei Jahrestage tauchten im Kalender auf. Unter dem Motto „Tradition verpflichtet“ erinnerte der amtierende Direktor Uwe Kurt Wilsser an die Ereignisse in den letzten 75 Jahren.

Einen umfassenden Rückblick in die Geschichte und Aufgaben des heimischen Arbeitsamtes hat dessen Pressesprecher Klaus Helm zusammengestellt. Lange Zeit existierte eine Vielzahl voneinander unabhängiger lokaler Arbeitsnachweise. So gab es eine solche städtische Einrichtung auch bereits 1898 in Villingen im Polizeigebäude in der Josefsgasse. Erst 1927 wurden die Arbeitsvermittlung und die Arbeitslosenversicherung in Deutschland auf eine einheitliche gesetzliche Basis gestellt. Ebenfalls im Jahr 1927 entstand der erste Arbeitsamtsneubau in der Villingener Uhland-/Goethestraße.

Vor 50 Jahren wurde schließlich die Bundesanstalt für Arbeit errichtet und 1987 bezog das Arbeitsamt Villingen-Schwenningen seinen Neubau an der Lantwattenstraße.

In diesen vielen Jahrzehnten hat die Arbeitsverwaltung einen wichtigen Beitrag für Arbeitnehmer, Wirtschaft und Gesellschaft geleistet. Die Sicherung des Lebensstandards und die Eingliederung in Arbeit und Ausbildung zählten immer zu den Grundaufgaben. Auch die Förderung der beruflichen Rehabilitation und die Durchführung von Strukturanpassungsmaßnahmen waren und bleiben wichtige Aufgaben.

Die Flexibilität der Arbeitsverwaltung hat sich auch in jüngster Zeit bei der Versorgung der IT-Branche mit dringend gesuchten Fachkräften über die „Green Card“ bewährt, ebenso wie in der Vergangenheit bei der Anwerbung ausländischer Arbeitnehmer, als die Deutsche Wirtschaft händelnd Personal suchte. Auch beim Aufbau der Neuen Bundesländer hat die Arbeitsverwaltung



Bei der Amtsübergabe von Direktor Horst Billing (2. von links) an seinen Nachfolger Kurt Uwe Wilsser (rechts neben ihm) war auch der Präsident des Landesarbeitsamtes Baden-Württemberg, Otto Werner Schade (links) und der damalige Präsident der Bundesanstalt für Arbeit, Bernhard Jagoda (rechts) anwesend.

einen wesentlichen Beitrag – insbesondere zum Erhalt des sozialen Friedens – geleistet.

Ich bin überzeugt, dass die Arbeitsverwaltung dank des Engagements ihrer Mitarbeiterschaft auch weitere Veränderungsprozesse zum Wohle aller am Arbeitsmarkt Beteiligten aufnimmt und damit gestärkt zur Lösung der zukünftigen Arbeitsmarktprobleme beitragen wird.

In 75 Jahren zehn Direktoren beim Arbeitsamt

Die Direktoren des Villingener Arbeitsamtes waren Ludwig Übler (1928 bis 1933), Erwin Kleinböck (1934 bis 1942), Philipp Hessel (1942 bis 1945), Erwin Hiegert (Kriegsende), Johann Fuchs, Ernst Wehrle und Richard Wagner (1945 bis 1953), Hans Hosius (1953 bis 1967) und Horst Billing (1967 bis 1998). Seit 1998 leitet Uwe Kurt Wilsser das Arbeitsamt.

Das Arbeitsamt Villingen-Schwenningen und die bundesweite Arbeitsvermittlung haben im Jahr 2002 mehrfach Jubiläum: Seit 75 Jahren gibt es ein eigenes Arbeitsamtsgebäude in Villingen. Vor 75 Jahren wurde auch die Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung (16. Juli 1927) gegründet. Seit 50 Jahren gibt es die Bundesanstalt für Arbeit (BA). Und seit 15 Jahren besteht das moderne Dienstgebäude an der Villingener Lantwattenstraße.

Erste Ansätze zu einer organisierten Arbeitsvermittlung in Deutschland enthielten die Zunftordnungen des Mittelalters. Aber erst im Verlauf der stürmischen Industrialisierung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, als sich die ungelöste soziale Frage zuspitzte, wurden für die spätere Entwicklung bedeutsame Schritte getan. Es entstanden einzelne öffentliche kommunale Arbeitsnachweise, die sich vor besonders schwierige Arbeitsmarktprobleme gestellt sahen.

In Villingen wurde die erste kommunale Arbeitsnachweis-Anstalt im April 1898 im Polizeiwachtgebäude in der Kanzleigasse errichtet. Im November 1914 verlegte man das städtische Arbeitsamt in das alte Kaufhaus in der Rietstraße und schließlich, am 31. März 1927, beschloss der Gemeinderat, ein eigenes Amtsgebäude in der damaligen Uhlandstraße/Ecke Goethestraße zu errichten. Damit ist das Arbeitsamt Villingen sogar älter als das Gesetz über Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung (AVAVG), das am 16. Juli 1927 verabschiedet wurde und in ganz Deutschland am 1. Oktober 1927 in Kraft trat. Diese „Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung“ war bereits eine selbstständige Körperschaft mit Selbstverwaltung und Träger der Arbeitsvermittlung und einer obligatorischen Arbeitslosenversicherung. Außerdem wurde ihr die öffentliche Berufsberatung und die Vermittlung von Lehrstellen übertragen.

In der kurzen Zeitspanne von der Gründung der Reichsanstalt bis zum Ausbruch der Weltwirtschaftskrise von 1929/1932 konnte die Arbeitslosenversicherung keine finanziellen Reserven bilden und war deshalb der Belastung nicht gewachsen, die ihr durch die immer mehr anschwellende

Massenarbeitslosigkeit auferlegt wurde. Im Juli 1927 gab es in Deutschland 750 000 Arbeitslose. Ende 1928 waren es bereits zwei Millionen. 1932 wurde die Höchstzahl von über sechs Millionen bei den Arbeitsämtern registrierten Arbeitslosen erreicht – das war fast ein Drittel aller Arbeitnehmer! Im damaligen Arbeitsamtsbezirk Villingen, der aus den Kreisen Villingen und Donaueschingen bestand, waren es im gleichen Jahr 2250 Arbeitslose.

1933 kam die Gleichschaltung

Mit dem Nationalsozialistischen Regime im Jahr 1933 wurde die Reichsanstalt „gleichgeschaltet“. Damit begann ein dunkles Kapitel der Arbeitsverwaltung, das erst 1945 endete. Die Selbstverwaltung wurde beseitigt. Die freie Berufswahl und die freie Wahl des Arbeitsplatzes wurden praktisch aufgehoben, die „Lenkung der Arbeitskräfte“ per Dienstverpflichtung zum Staatsprogramm erhoben. Im Jahr 1939 wurde die Hauptstelle der Reichsanstalt dem Reichsarbeitsministerium eingegliedert; die Landesarbeitsämter und die Arbeitsämter wurden dem Reichsarbeitsministerium unterstellt. Die Arbeitsverwaltung musste, eingebettet in ein totalitäres Regime, alle verfügbaren Arbeitskräftereserven ausschöpfen. Die „Arbeitsschlacht“ wirkte sich auch auf dem hiesigen Arbeitsmarkt deutlich aus, denn schon 1933 gab es hier nur noch 175 registrierte Arbeitslose. Im August 1934 mussten ledige Jugendliche ihre Arbeitsplätze zu Gunsten erwerbsloser Familienväter aufgeben. Für sie bot das Regime mit dem Reichsarbeitsdienst und der Wehrpflicht Beschäftigung. Das im Februar 1935 eingeführte Arbeitsbuch sollte zur Kontrolle und Bedarfsklärung des einzelnen Arbeitnehmers dienen. Bedürftige wurden in dieser Zeit durch das „Winterhilfswerk“ versorgt.

Der Rückgang der Arbeitslosenzahlen führte 1936 zur Lockerung des seit 1933 bestehenden Lohnstopps. Im November 1935 trat zudem das Gesetz über Arbeitsvermittlung, Berufsberatung und Lehrstellenvermittlung in Kraft. Die Reichsanstalt für Arbeit hatte damit das Alleinrecht für diese Dienste. 1938 war die Vollbeschäftigung erreicht. Weil dadurch Arbeitskräftemangel herrschte, wurde zum 1. Juli 1938 die Dienstpflicht eingeführt.

Während des zweiten Weltkriegs wurde in Villingen eine Verwaltungsbaracke als Arbeitsamtsneubau erstellt. Von dort aus wurden „Fremdarbeiter“ aus von Deutschland besetzten Gebieten zur Arbeit in der heimischen Industrie eingesetzt. Auch Kriegsgefangene zählten hier in Villingen und Umgebung zu den Zwangsarbeitern, deren Einsatz – wie überall in Deutschland – vom Arbeitsamt organisiert wurde.

1945: 1574 Arbeitslose

Nach einem Bericht über die Entwicklung des Arbeitseinsatzes waren dann im September 1945 im Arbeitsamtsbezirk Villingen insgesamt 1574 Arbeitslose gemeldet, 688 Männer und 866 Frauen. Die Verwaltungsbaracke wurde zu diesem Zeitpunkt von den französischen Besatzern beschlagnahmt.

Im Gesetz über die Errichtung einer Bundesanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung vom 10. März 1952 wurde erneut die paritätische Beteiligung der Sozialpartner und der Vertreter der öffentlichen Körperschaften neben Gewerkschaften und Arbeitgebervereinigungen an der Selbstverwaltung festgelegt, weil die Aufgaben der Bundesanstalt über die einer bloßen Versicherungsanstalt weit hinaus gehen.

Im Jahr 1952 zählte man beim Arbeitsamt in Villingen 613 Arbeitslose. Nach mehrfachem Standortwechsel – zurück ins alte Arbeitsamtsgebäude, Verkauf des Gebäudes an die Stadt, wieder in die Baracke und schließlich Unterbringung in einem städtischen Gebäude in der Josefsgasse – begannen bald schon die Arbeiten für einen weiteren Neubau, dem die Baracke weichen musste. Im Jahr 1955 wurde dieser Neubau in der Justinus-Kerner-Straße bezugsfertig. Er wurde 32 Jahre vom Arbeitsamt Villingen genutzt.

Im Jahr 1959 herrschte wieder einmal Vollbeschäftigung. Die Arbeitslosenquote betrug im Jahresdurchschnitt 0,0 Prozent. Es kamen die ersten Gastarbeiter aus Italien, um den Arbeitskräftemangel im aufkeimenden „Wirtschaftswunder“ zu beheben. Heutzutage unvorstellbar: In den Wirtschaftswunderjahren Anfang der Sechziger führen die Arbeitsvermittler verstärkt aufs Land, um Frauen

als Arbeiterinnen für die Fabriken zu gewinnen. Sie warben regelrecht in den einzelnen Gemeinden des Bezirks. Die Firma SABA bot sogar einen angemieteten Omnibus an, der von Blumberg aus die Arbeiterinnen und Arbeiter in die Fabrik und wieder nach Hause fuhr. Da weiter Bedarf an Mitarbeitern bestand, kamen Flüchtlinge aus den osteuropäischen Staaten gerade recht. Zudem wurden Arbeitskräfte aus den strukturschwachen „Zonenrandgebieten“ angeworben.

Zeitweilig führen auch Mitarbeiter des Arbeitsamts Villingen nach Italien, Jugoslawien und in die Türkei, um dort für die hiesigen Betriebe Arbeitskräfte anzuwerben. Viele der ersten Gastarbeiter kehrten nach Ablauf ihrer befristeten Arbeitsverträge wieder in ihre Heimatländer zurück. Im Jahr 1972, als die Bundesregierung den Anwerbestopp verhängte, wohnten rund 12000 ausländische Mitbürger im Arbeitsamtsbezirk.

Mit der Verabschiedung des Arbeitsförderungsgesetzes am 1. Juli 1969 bekam die Bundesanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung ihren bis heute bestehenden Namen: Bundesanstalt für Arbeit.

1979: Pläne für den Neubau

Im Dezember 1979 wurde der Planungsauftrag für den aktuellen Neubau des Arbeitsamts Villingen-Schwenningen erteilt. 1983 wurde das Projekt mit einem Finanzvolumen von 20 Millionen Mark (10 226 000 Euro) genehmigt und im Frühjahr darauf mit dem Bau begonnen. Mit hohem Kostenaufwand musste zunächst das mit Teeröl und Zyaniden verseuchte Erdreich abgetragen werden. Diese Rückstände stammten von einem früheren Gaswerk der Stadt Villingen auf dem Baugrundstück. Die Beseitigung des hochgiftigen Umweltschadens verzögerte den Bau um ein volles Jahr, so dass erst Ende 1984 mit dem Betonieren der ersten von 76 Pfählen für das Fundament begonnen werden konnte. Nach drei Jahren Bau- und Ausbauezeit konnte der Neubau schließlich im November 1987 an die Arbeitsverwaltung übergeben werden.

Bis einschließlich 1972 bestand der Arbeitsamtsbezirk Villingen aus den Landkreisen Donau-eschingen und Villingen mit insgesamt 96 selbst-

ständigen Gemeinden. Dienststellen befanden sich zunächst in Donaueschingen, Furtwangen, St. Georgen und Triberg. Zum 1. Januar 1972 entstand die Stadt Villingen-Schwenningen als Oberzentrum der Region Schwarzwald-Baar-Heuberg. Durch die Gebietsneugliederung entstand ein Jahr darauf der heutige Schwarzwald-Baar-Kreis, der sich im Wesentlichen aus den ehemaligen Kreisen Villingen und Donaueschingen zusammensetzt. Gleichzeitig wurde der Bezirk umbenannt in „Arbeitsamtsbezirk Villingen-Schwenningen“ mit 20 eigenständigen Städten und Gemeinden. Dienststellen gab es weiterhin in Donaueschingen, Furtwangen, St. Georgen und im Stadtbezirk Schwenningen. Der heutige Arbeitsamtsbezirk ist deckungsgleich mit dem Schwarzwald-Baar-Kreis mit rund 210 000 Einwohnern und 107 000 Erwerbspersonen.

Nach dem Niedergang der Uhrenindustrie in den Siebzigern des 20. Jahrhunderts (Kaiser, Mauthe, Kienzle, später Schmeckenbecher) und dem Zusammenbruch der Unterhaltungselektronik in den Achtzigern (Dual, SABA) wurde der Zuliefererstandort zwischen Donau-Ursprung und Neckarquelle Anfang der Neunziger von der Rezession erneut hart getroffen. „In der Region gehen die Lichter aus“ titelten die Tageszeitungen, als hier die höchste Arbeitslosenquote in Baden-Württemberg den drastischen Personalabbau im Produzierenden Sektor verdeutlichte. Massenentlassungen und Outsourcing trugen allerdings auch dazu bei, die „regionale Intelligenz neu zu mischen“. Inzwischen beweisen am Neuen Markt agierende Namen wie „bäurer“, „Living Systems“ und „GFT“, dass der legendäre „Tüftlergeist“ der Schwarzwälder wieder eine Krise überstanden hat.

2001: Neue Strukturen

Seit April 2001 hat sich das Arbeitsamt Villingen-Schwenningen mit seinen Geschäftsstellen in Donaueschingen, Furtwangen, St. Georgen und in Schwenningen endgültig neu strukturiert. Im Mittelpunkt der Neuorganisation stand der Übergang von der bisher stärker arbeitsteilig orientierten Spartenorganisation zur ganzheitlich ausgerichteten, kundenorientierten Teamorganisation. Damit

verbunden ist, aus dem breiten Dienstleistungsangebot vieles „vor Ort“, also in den Geschäftsstellen, anzubieten. Die unterschiedlichen Anliegen der Kunden, wie Information und Beratung, Vermittlung in Arbeit oder Ausbildung sowie Leistungen zum Lebensunterhalt und zur Schaffung und Erhaltung von Arbeitsplätzen, werden nun ganzheitlich von Mitarbeiter-Teams erledigt. Die nachhaltigen Veränderungen der gesellschaftlichen, wirtschaftlichen, sozialen und fiskalischen Rahmenbedingungen führten dazu, dass sich Unternehmen wie öffentliche Verwaltungen reformieren und anpassen. Dies gilt im besonderen für die Bundesanstalt für Arbeit (BA), die aufgrund ihrer vielfältigen Aufgaben in starkem Maße von den veränderten Rahmenbedingungen beeinflusst wird. Die Arbeitsverwaltung sieht es als eine ihrer Aufgaben an, Aufbau- und Ablauforganisation immer wieder zu überprüfen und zu verbessern. Dies geschieht nicht, weil die bisherige Organisation versagt hat. In ihrer 75-jährigen Geschichte haben sich die Arbeitsämter den unterschiedlichen wirtschafts- und arbeitsmarktpolitischen Herausforderungen jeweils mit großem Engagement gestellt. Sie haben durch ihre Arbeit und Leistungen dazu beigetragen, Arbeitnehmern und Arbeitgebern mit Rat und Tat zu helfen und den sozialen Frieden zu erhalten.

Die Mitarbeiter-Teams sind mit weitgehend selbstregulierender Teamarbeit und größerer Entscheidungskompetenz für die Ausführungsaufgaben zuständig. Für den Kunden bedeutet dies: Im Regelfall nur noch wenige Ansprechpartner. Schätzungsweise 30-40 Prozent der Kunden können ihr Anliegen an Kundentheken erledigen, was zu noch kürzeren Wartezeiten führt. Für intensive Einzelberatungen werden darüber hinaus individuelle Termine vereinbart. Da Vorgänge nicht mehr über Abteilungsgrenzen laufen, werden Bearbeitungszeiten und Entscheidungswege kürzer. Damit aus Abteilungsgrenzen nicht Teamgrenzen werden, gibt es in festen Gesprächsforen einen regelmäßigen Erfahrungsaustausch. Neben der fachlichen Seite werden hier auch Erkenntnisse weiter transportiert, die in die Weiterentwicklung der Ablauforganisation einfließen können.

Über Homepage zu erreichen

Mit dem Berufsinformationszentrum (BIZ) im Arbeitsamt Villingen-Schwenningen, dem mobilen Berufsinformationszentrum (BIZ mobil), das jährlich in Blumberg und Furtwangen im Einsatz ist, dem Stellen-Informationen-Service (SIS) für Arbeitnehmer, der Bildungsdatenbank (KURS), dem Ausbildungs-Stellen-Informationen-Service (ASIS) und nicht zuletzt dem Arbeitgeber-Informationen-Service (AIS) mit Bewerberangeboten in allen Geschäftsstellen und im Internet, bietet das Arbeitsamt bereits eine breite und viel genutzte Palette von Selbstinformationsmöglichkeiten an. Neu hinzugekommen ist gerade der Arbeitgeber-Stellen-Service, zur noch schnelleren Aufnahme von Stellenangeboten. Dies wird sowohl für die Kunden als auch für die MitarbeiterInnen weiter ausgebaut. Unter dem Zugang über die Homepage der Bundesanstalt für Arbeit (www.arbeitsamt.de) stellt das Arbeitsamt Villingen-Schwenningen regionale Informationen und Angebote ein.

In die Teams sind Leistungsberater integriert, die vornehmlich aus dem bisherigen mittleren Führungsbereich der Gruppenleiter kommen. Ihre Aufgabe ist in erster Linie die qualifizierte Kundenbetreuung ab dem Erstkontakt mit Arbeitnehmern oder Betrieben durch frühzeitige Aufklärung in leistungsrechtlichen Angelegenheiten und eine individuelle Hilfestellung als Teil der Intensivierung des Betreuungsprozesses. Extern wirken sie beispielsweise als Ansprechpartner für Betriebe in solchen Fragen und koordinieren den weiteren Ablauf im Amt. Ein zusätzlicher Aufgabenbereich ist die Intensivierung der Zusammenarbeit mit anderen Leistungsträgern, Behörden, Verbänden und Institutionen. Das Team unterstützen sie beratend, um Bearbeitungsprozesse in Leistungsangelegenheiten zu verkürzen und Fehlerquoten zu senken. Kunden- und Mitarbeiterbefragungen begleiten den Prozess. Sie sind aber da-

rüber hinaus fester Bestandteil der Organisationsphilosophie. Das Instrumentarium dafür bietet das „Neue Steuerungsmodell“ der Bundesanstalt für Arbeit mit den wesentlichen Bestandteilen „Controlling“ und „Leistungsorientierte Führung“.

Jüngste Geschichte – Wiedervereinigung

Im Rahmen des planwirtschaftlichen Systems der DDR, in dem es Arbeitslosigkeit offiziell nicht gab, gab es auch keine „Arbeitslosenversicherung“.

Auf dem Weg zur deutsch-deutschen Einigung begannen die Behörden der DDR schon 1990 mit der Einrichtung von Arbeitsämtern nach dem in der BRD eingeführten Aufgaben- und Organisationsmuster. Mit dem Einigungsvertrag gingen alle Dienststellen der bisherigen DDR-Arbeitsverwaltung am 3. Oktober 1990 in den Verantwortungsbereich der Bundesanstalt für Arbeit über.

Zahlreiche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Arbeitsamts Villingen-Schwenningen – angefangen im mittleren Dienst über Führungskräfte unterschiedlicher Ebenen bis hin zum Direktor – beteiligten sich mit mehreren mehrwöchigen Einsätzen vor Ort am Aufbau der Arbeitsämter in den neuen Bundesländern.



Im Jahr 1955 wurde ein zweiter Neubau in der Uhlandstraße (heute Justinus-Kerner-Straße) bezogen.



1898 wurde im sogenannten Polizeiwachtgebäude in der Josefsasse der erste städtische Arbeitsnachweis eingerichtet.



1927 entstand der Neubau für das Arbeitsamt an der Ecke Uhlandstraße/Goethestraße. Später war hier die sogenannte „Goethepost“.

Sonderausstellung:

„Die Unbestechlichen – Kienzle Registriergeräte für die Automobilisierung“

12. Oktober 2001 bis 31. März 2003

Die industrielle Fertigung begann in Schwenningen im Jahre 1855 mit einer Kontrolluhr, der Nachwächterkontrolluhr, die Johannes Bürk erfand und wofür er die erste Fabrik errichtete. In einem Teil dieser Fabrik ist heute das 1994 eröffnete Uhrenindustriemuseum untergebracht. Hier wird die Geschichte der Uhrenindustrie in der Region mit allen produktiven und sozialen Facetten dokumentiert und lebendig gemacht, denn alle Maschinen sind funktionstüchtig und werden von Museumsbediensteten vorgeführt und von ehrenamtlichen Mitarbeitern restauriert und gewartet. Sie fertigen auch einen Museumswecker, der käuflich erworben werden kann.

Damit Besucher die Industriegeschichte des Raumes besser begreifen lernen und die Funktionen einer mechanischen Uhr verstehen, wurde das Museum im Jahre 2000 um ein Besucherlaboratorium erweitert. Es lädt ein zum aktiven Erfahren von den in der Uhr wirkenden Kräften und der subjektiven Zeiterfahrung. Das Publikum ist aufgefordert, selbst die Geräte zu bedienen: die Uhrfeder, das Uhrgewicht, die Hemmung, die Unruh, das Pendel, das Zeigergetriebe und angebaute Mechanismen. Den modernen „hands-on“-Geräten gegenüber steht eine Anzahl historischer Schaumodelle von Uhrwerks-Prinzipien, von denen manche fast 150 Jahre alt sind.

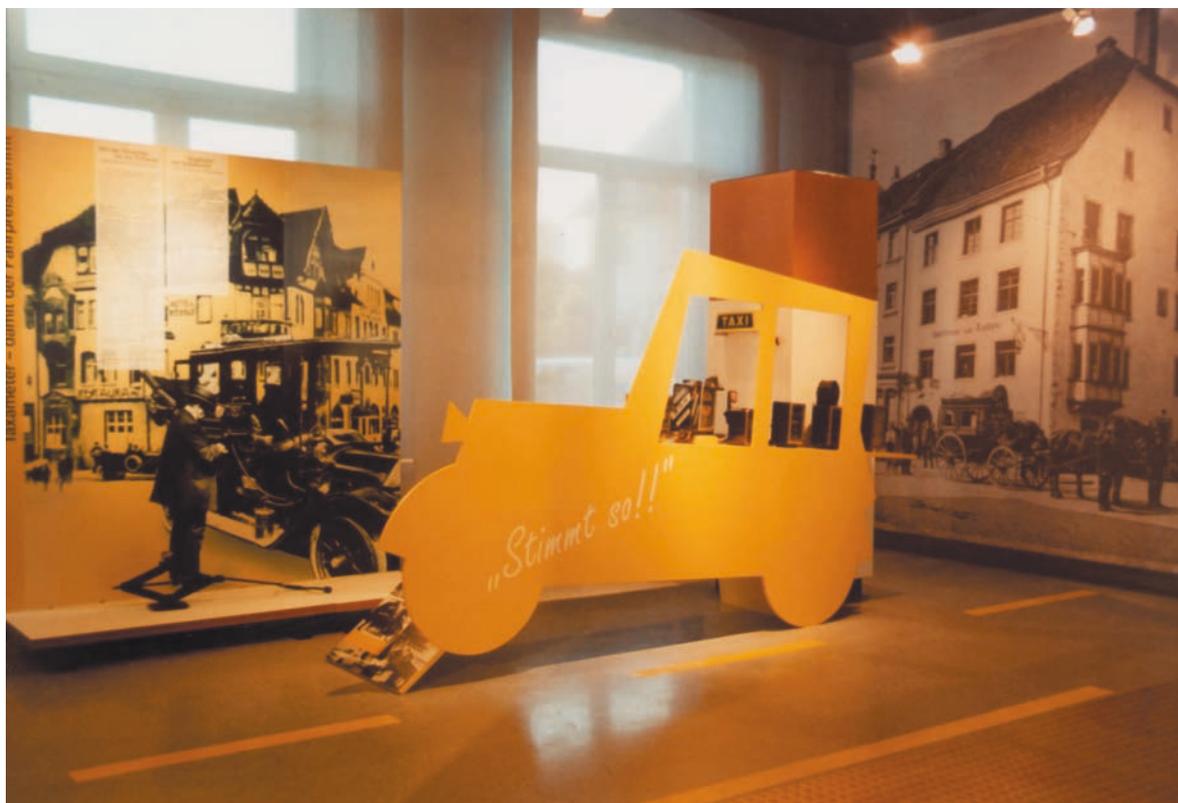


Die erste große Sonderausstellung im Uhrenindustriemuseum wurde am 12. Oktober 2001 eröffnet. Die Stadt Villingen-Schwenningen erhielt im Jahr 2000 die Sammlung der Firma Kienzle Apparate von der Rechtsnachfolgerin Mannesmann VDO geschenkt. Nun wird ein Ausschnitt daraus der Öffentlichkeit vorgestellt. Der aus Schwenningen stammende Herbert Kienzle baute in Villingen eine Weltfirma auf. Die Produkte werden im Uhrenindustriemuseum in Schwenningen in der Sonderausstellung gezeigt. Ehemalige Mitarbeiter der Firma Kienzle gaben die notwendigen technischen Informationen.

Die Wurzeln unserer „Automobilgesellschaft“ liegen in den letzten zwei Jahrzehnten den 19. Jahrhunderts, als beispielsweise mit der Erfindung der „Benzinkutsche“ durch Karl Benz im Jahr 1885 wichtige Neuerungen gemacht wurden. Im Sinne des Individualverkehrs und des Transportwesens jedoch gehen die Wurzeln sehr viel tiefer in die Vergangenheit zurück. Auch die Geschichte der

Geräte, mit denen versucht wird, die Probleme dieses neuen Verkehrs zu messen und zu kontrollieren, hat ihre Anfänge bereits tief im sogenannten Kutschenzeitalter. Nicht nur, dass die geeigneten Messprinzipien zum Teil bereits im 17. und 18. Jahrhundert erfunden worden waren, auch fand beispielsweise beim Taxameter ein erster Einsatz in großer Stückzahl nicht in Automobilen, sondern an Pferdedroschken statt. Für das 20. Jahrhundert kann die Geschichte des Verkehrs und der Verkehrsmittel dank ihrer dynamischen, phasenweise boomhaften Expansion dickste Bücher füllen.

Die Belegstücke-Sammlung der Firma Kienzle Apparate zeigt ein Randsegment dieser Entwicklung: die Mess-, Kontroll- und Dokumentationsgeräte aus feinmechanischer Produktion für verschiedenste Bereiche des Sektors „Verkehr“ seit etwa 1900 bis in die 1990er Jahre. Diesem Aspekt will sich deshalb auch die Ausstellung schwerpunktmäßig widmen.





Mess-, Kontroll- und Dokumentationsgeräte sind für den Konfliktfall gemacht. Ihnen ist die Eigenschaft zugeschrieben, unbestechlich, neutral und rund um die Uhr zuverlässig zu sein. Sich auf die Angaben eines technischen Gerätes verlassen zu können, war bereits den Käufern der ersten dieser Kontrollapparate viel Geld wert. Sie waren Droschenbesitzer und der auf dem Kutschbock montierte Taxameter brachte ihnen zweierlei: als Unternehmer die Kontrolle über die Arbeit der angestellten Kutscher und gegenüber den Fahrgästen galten nur mit Taxametern ausgestattete Droschken als seriös. Den Nutzern der ersten Fahrtenschreiber steckte Ende der 20er Jahre des 20. Jahrhunderts neben der Idee der Überwachung der Arbeitszeit ihrer Omnibus- und Lastkraftwagenfahrer auch die Verlängerung der Lebensdauer ihrer Fahrzeuge im Hinterkopf. Die Gesetzgeber aller Länder setzten zu guter Letzt auf den Fahrtenschreiber als Instrument der Überwachung von Fahrzeiten, Pausen und Geschwindigkeitsgrenzen.





Parkuhren waren zunächst in den USA entwickelt worden, die Probleme des städtischen Individualverkehrs hatten sich dort früh bemerkbar gemacht. Kienzle Apparate stellte Parkuhren seit den 1950er Jahren her und genau diese Art von Uhren war es, die den Namen Kienzle in der ganzen Bundesrepublik und noch weit darüber hinaus zum Begriff machten. Parkuhren standen plötzlich überall deutlich mit dem Kienzle-Schriftzug versehen.

Versteckter fand man das Kienzle-Logo an den Tankstellen. Dort trat der Hersteller des Preis-Liter-Rechners, eingebaut in jede Zapfsäule, weit in den Hintergrund. Wichtiger waren die Logos der Benzin-Markenartikler. Kienzle Apparate baute nicht die einfachen Dinge. Die Firma, allen voraus Dr. Herbert Kienzle, suchte – so scheint es – die Herausforderung der etwas komplizierten Aufgabenstellung.

Das Uhrenindustriemuseum wird finanziell unterstützt von der Stadt Villingen-Schwenningen, dem Schwarzwald-Baar-Kreis, dem Förderkreis lebendi-

ges Uhrenindustriemuseum und von Firmen aus der Region. Über die zahlreichen Spender und Helfer kann der Besucher sich im „Ehrenbuch“ einen Überblick verschaffen, denn dort sind sie verzeichnet.

Die Abbildungen auf den vorstehenden Seiten geben einen Einblick in die Gestaltung der Sonderausstellung.

Das Uhrenindustriemuseum, Bürkstraße 39, 78054 VS-Schwenningen ist geöffnet von Dienstag bis Sonntag von 10-12 Uhr und von 14-18 Uhr.

Kontakt: Tel. 07720/38044, Fax 07720/822377

Das Neujahrsschießen der Historischen Grenadiere von 1810

Wolfgang Bräun

Renaissance einer Tradition seit 1967

Die Feuerwaffen der mehreren hundert Württemberger Angreifer brachten einst mit dem 13. Januar des Jahres 1633 Bedrohung, Verwüstung und auch Tod über die Stadt Villingen. Am ersten Tag waren es 293 Kugeln, die vom Hubenloch auf die Stadt abgeschossen wurden, tags darauf waren es 487, die Granaten nicht gerechnet, und schließlich fielen 100 Kugeln und 32 Granaten in die Stadt, *„ohne jedoch wunderbarerweise großen Schaden anzurichten. Zum großen Teil fielen die Granaten in die Wasserbäche und in den Stadtgraben, wo sie explodierten“*, so die Überlieferung.

Es waren der Feldmarschall Horn und der württembergische Hofmeister Pleikart von Helmstädt, die in jenen Tagen im Januar 1633 die Stadt erobern wollten. Der 30-jährige Krieg hatte damit auch den Ort Villingen mit seinen „676 Häusern, 102 Scheuern und 28 Gärtlin“ in schwere Drangsal gebracht. War auch der Ort stark befestigt mit zwei Gräben und zwei Mauern galt die Stadt aber auch dem Chronisten Pater Ungelehrt nicht gerade als lohnend reiches Ziel, sie wegen fetter Beute all zu lange zu belagern und zu unterwerfen: *„Liegt sie sonst in einem Lande, da ausser Thannenzapfen,*



„Batterie Feuer!“

Schlehen und Hagenbutzen wenig Obst wächst, aber ein gutes Korn“.

Damals befehligte der österreichische Obrist Hans Werner von Aescher die Besatzung von Villingen, deren 188 Pickeniere, 478 Musketiere und 40 Kanoniere er mit 520 eigenen Mann gegen die Angreifer unterstützte. Und weil die Villinger im eisigen Januar 1633 bis zum 24. des Monats so tapfer waren und schließlich der Feind abzog, weil Schneewetter, Sturm und Regenwind dafür sorgten, *„dass dem Feind die Hosen nass, die Finger spitzig und der ganze Leib zittern wurde“*, gelobten irgendwann später ledige Bürgersöhne der Stadt, dieser hehren Verteidigung der Stadt mit einem Böllerschießen jeweils am 1. Januar zu gedenken.

Ein historisch bestimmter Brauch also, den seit 1967 das Historische Grenadiercorps von 1810 mit 48 Salutschüssen jeweils am Neujahrstag zelebriert. Meist herrschte gute Stimmung am 1. Januar auf dem vorderen Hubenloch, wo die Mannen um Kommandant Kurt Kunle, der Oberbürgermeister und eine wechselnde Gästeschar an Stadträten, Vereinsvorständen und zwischen 70 und 100 Fröh-aufsteher das Neue Jahr begrüßen.

Zwischen ihnen und dem Dutzend privater und beruflicher Fotografen des stets motivstarken Ereignisses entdeckt man auch so manchen Historien- und Zeremonien-Fan und weitere zivile Getreue eines Ereignisses, das um diese frühe Stunde jedoch die ganz große Popularität nie so recht erfahren hat. So vollzieht sich – seit das Historische Grenadiercorps von 1810 den Brauch wieder aufgenommen hat – droben über der Stadt, das gleiche Ritual.

Ein wenig Trommelwirbel der braven Chargen, ein wortfester Offizier Rolf Hässler, ein treuer Hauptmann Wolfgang Kunle, ein kleines Feuer im Blechfass und dann auch schon mit dem Glockenschlag zur achten Stunde „Batterie Feuer!“

Aus vier Kanonen donnern die 12 Salven in Richtung Bickeberg bis Marbach über die Stadt, und bei jeder Salve bricht sich das Echo gleich zweimal von der „Wanne“ und dem Altstadtsteig zurück zum Hubenloch. Vier mal 12 Schuss zu Ehren der Stadtkirche, dem Münster „Unserer Lieben Frau“, der Häuser Baden und Fürstenberg, den Bürgern und

den Bürgemeistern, den Gönnern und Freunden und natürlich den Hauptleuten des Corps.

In der Folge sind dies zugleich die Salutschüsse für die 12 Monate Hartung, Hornung, Lenzmond, Brachmond, Ostermond, Wonnemond, Heuert, Ernting, Scheiting, Gilbhard, Nebelung und Julmond.

Nach Pulverrauch und Böllerschmauch laden die Grenadiere um Hauptmann Kurt Kunle in die „Stadtwache“ ein, wo eine Krawazisuppe, ein Spielchen um die Neujahrsbrezel und einige Ehrungen bei den Grenadieren das erste Ereignis im Neuen Jahr bestimmen, wenn da nicht doch schon ein erster Erdenbürger im Krankenhaus zuvor zur Welt gekommen ist.

Salut fürs neue Jahrtausend: Zwei Grad Minus, trockene Kälte! Die Stadt Villingen schläft wie nur einmal im Jahr. Wach ist man aber auf dem vorderen Hubenloch. Der erste lautstarke Salut am frühen Morgen donnert über die Stadt. Begrüßt von rund 80 Bürgern, die das besondere Ereignis miterleben möchten.

Hey Chef! Hallo Manfred wird der Oberbürgermeister von zwei kecken Burschen aus der Menge begrüßt, als der Kommandant fünf vor acht schon auf die Uhr „schächelt“, weil er vielleicht ganz kurz daran zweifelte, ob der OB diesmal überhaupt kommt. Er kommt, wie jedes Jahr.

Weitere offiziell honorable oder lokalpolitisch prominente Personen waren an diesem frühen Morgen im neuen Jahrtausend nicht auszumachen. Eigentlich ein Neujahrsschießen wie eh und je, wie es 1967, vor 35 Jahren, als Renaissance einer Tradition vom Historischen Grenadier-Corps von 1810 aufgenommen wurde.

Wer es mit der ehrenden Bedeutung der Schüsse genau wissen will, wie im übrigen an diesem Morgen eine Gruppe ortsfremder Besucher der Stadt, dem macht die Geschichte aus der Urkunde, die wie immer feierlich verlesen wird, klar, was sich im Winter 1633 abgespielt haben mag.

Die Villinger trotzten als Belagerte tapfer und standhaft den Schweden und Württembergern. Und weil man sich erfolgreich zur Wehr gesetzt hatte und die Stadt nicht gefallen war, gelobten Bürgersöhne: „Jährlich 12 Schuss zu Ehren der

Stadt und der Region“ abzuschließen. Das ist inzwischen Tradition geworden. Und auch dieses: Kommandant Kurt Kunle wünscht den treuen Gästen des ersten Morgens in jedem neuen Jahr Gesundheit und Wohlergehen.

Und an den kommenden Neujahrsmorgen werden sie wieder aufmarschieren, die Grenadiere in ihren grünen Uniformen und ihren dicken Bärenfellmützen um das Neue Jahr traditionsgemäß und lautstark zu begrüßen.



Neujahrsmorgen auf dem Hubenloch.

Der Kampf um den Südweststaat

Wie sah dieser „Kampf“ in Villingen und Schwenningen aus?

Arbeitsgemeinschaft
Geschichte
des Gymnasiums
am Romäusring

1. Ein Blick zurück

Wenn wir von Baden und Württemberg sprechen, so haben wir meist die beiden Länder vor Augen, wie sie sich im 19. und 20. Jahrhundert darstellten: Das schlanke Baden, das sich den Rhein entlang vom Bodensee bis an den Main erstreckte und das etwas massigere Württemberg, das von Oberschwaben bis zum Taubergrund reichte. Diese beiden Länder haben denselben Vater: Napoleon. Nach seinen Siegen über das habsburgisch geführte Deutsche Reich ging er daran, Deutschland nach seinen Bedürfnissen umzugestalten. Die Beseitigung des territorialen Flickenteppichs im deutschen Südwesten erwies sich als sehr dauerhaft. Die Markgrafschaft Baden vervierfachte ihr Territorium und wurde zum Großherzogtum Baden. Das Herzogtum Württemberg verdoppelte seine Fläche und wurde zum Königreich. Die von den beiden Fürstenhäusern neu dazuerworbenen Gebiete waren oft keineswegs glücklich über ihre neue Zugehörigkeit. Die neue badische oder württembergische Herrschaft wurde von ihnen oft als Fremdherrschaft empfunden. Das vorderösterreichische Villingen fühlte sich viele Jahrzehnte von der Regierung in Karlsruhe vernachlässigt und trauerte alten, habsburgischen Zeiten nach. Es gab allerdings ein wirksames Mittel die Gemeinsamkeit der neuen Länder zu stärken, und das waren die Verfassungen. Die Verfassungen beider Länder waren für die damalige Zeit fortschrittlich. Der Absolutismus war überwunden und der Weg für eine liberale Entwicklung der beiden Länder freigeworden. Der badische Großherzog hatte in einem gnädigen Hoheitsakt den Badenern 1818 ihre Verfassung „geschenkt“. In Württemberg war sie von den selbstbewussten Ständen in zähen Verhandlungen mit dem König 1819 vereinbart worden. Die Staaten festigten sich und es bildete sich in ihnen eine eigene Staatstradition. Besonders



Die Autoren (von links) Bernd Schenkel, Frederick Wehrle, Eva Schlenker, Sebastian Hettich, Alexandra Schulz, Matthias Busse.

enge Beziehungen zwischen ihnen gab es weder im Kaiserreich noch in der Weimarer Republik. Wie man so nebeneinander herlebte, beschreibt Theodor Eschenburg treffend:

„Die Unterschiede und Gegensätze zwischen den beiden Ländern hoben sich aus landschaftlicher Rivalität und nachbarschaftlicher Animosität stärker ab. Die Kontakte zwischen beiden Regierungen waren trotz gemeinsamer Abneigung gegen das Übergewicht Preußens und gegen bayrische Sonderbestrebungen nicht sehr lebhaft. Die Verwandtschaft zwischen Badenern und Württembergern war wesentlich enger als die zwischen diesen und den Hessen oder Bayern. Aber gerade das mochte Anlaß zu einer Art ‚Nächstenhaß‘ um es übertrieben auszudrücken, gewesen sein.“

Nachdem in der Novemberrevolution von 1918 auch die badischen und württembergischen Throne stürzten, gab es Ansätze zu einer Reichsreform. Ziel dabei war vor allem, das übergroße Preußen in seine Bestandteile zu zerlegen. Es gab aber auch Überlegungen, Baden und Württemberg zu verei-

nen. Realisierungschancen hatten solche Gedanken jedoch nicht. Immerhin waren Württemberg und Baden das viert- und fünftgrößte Land unter den 18 Ländern der Weimarer Republik.

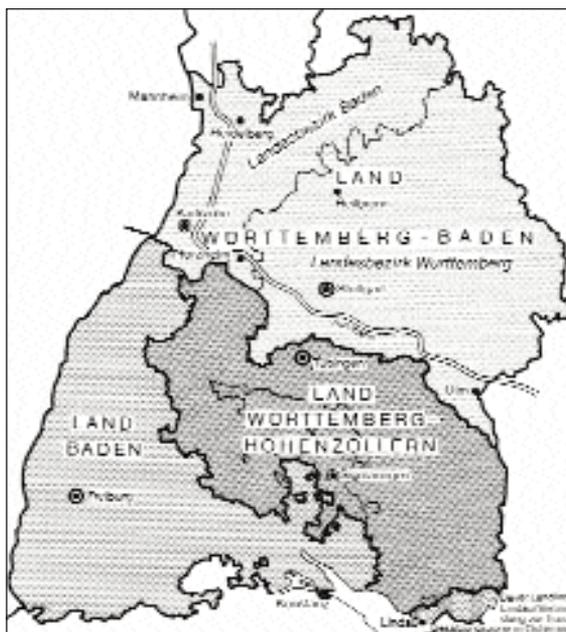
Mit dem Dritten Reich kam auch das Ende der Eigenständigkeit der Länder. Im April 1933 wurden Reichsstatthalter über den Landesregierungen eingesetzt. Mit zwei Gesetzen Anfang 1934 wurden dann auch die Parlamente beseitigt und die Hoheitsrechte der Länder aufs Reich übertragen. Reichsstatthalter und Landesregierungen waren nur noch Verwaltungsbehörden, die dem Innenminister in Berlin unterstanden.

Das Kriegsende überlebten die beiden Länder Baden und Württemberg nicht. Der gesamte Südwesten war ursprünglich als amerikanische Besatzungszone vorgesehen. Wieder war es ein französischer General der, ähnlich wie General Bonaparte, tiefgreifend in die Geschicke dieses Gebiets eingriff. General de Gaulle setzte es bei den drei Siegermächten durch, dass auch Frankreich eine Besatzungszone erhielt und somit auch zu den Siegermächten zählte. Obwohl französische Truppen im März und April Karlsruhe und Stuttgart eingenommen hatten, bestanden die Amerikaner darauf, dass Frankreich sich nach Süden zurückzog. Die Amerikaner wollten, dass die Autobahn Frankfurt, Karlsruhe, München in ihrer Verfügungsgewalt blieb. Die Französische Zone begann also südlich der Kreise, durch welche die Autobahn führte. Es verblieb ihnen somit das südliche Württemberg und das mittlere und südliche Baden. Die Amerikaner bildeten aus ihrem Bereich – dem nördlichen Baden und dem nördlichen Württemberg schon am 19. September 1945 das Land Württemberg-Baden. Die Franzosen zögerten länger und zwischen Oktober 1945 und Juli 1947 entstanden das Land Baden mit der Hauptstadt Freiburg und das Land Württemberg-Hohenzollern mit der Hauptstadt Tübingen.

Es war damals allen deutschen Politikern im Südwesten klar, dass diese Art der Grenzziehung keinen Bestand haben konnte. Am stärksten war die Regierung von Württemberg-Hohenzollern in Tübingen bestrebt, die Beziehungen zur Regierung in Stuttgart so eng wie möglich zu gestalten. Das war die

Politik der ersten Jahre unter Carlo Schmid (SPD) und dann unter Staatspräsident Lorenz Bock (CDU). Als der Oberschwabe Gerhard Müller (CDU) 1948 in Tübingen Staatspräsident wurde, war die Ausrichtung seiner Politik verstärkt auf die Schaffung des Südweststaates gerichtet.

Württemberg-Baden unter seinem Ministerpräsidenten Reinhold Maier (FDP/DVP) sollte die stärkste Kraft für den Südweststaat werden. Es wurde nämlich in diesem Doppel-Land bald klar, dass nicht nur der nordwürttembergische Landesteil, sondern auch die Mehrheit der nordbadischen Politiker nicht die Wiederherstellung der alten Länder, sondern die Schaffung des Südweststaates favorisierten. Anders die (Süd-)Badische Regierung in Freiburg. Ihr Staatspräsident Leo Wohleb sah sich als Sachwalter der gesamtbadischen Sache und kämpfte mit allen Mitteln für die Wiederherstellung des alten Landes Baden. Er war die Speerspitze der Altbadener.



*Die Länder Württemberg-Baden, Württemberg-Hohenzollern und (Süd-)Baden in den Jahren 1945-1952.
Aus: Die Geschichte Baden-Württembergs; 1986; S. 293.*

Diese Karte muss man sich genau ansehen, wenn wir Heutigen verstehen wollen warum es in den Jahren 1945-1952 ging. Es ging nicht um die Ver-

einigung der Länder Baden und Württemberg. Diese Länder gab es nicht mehr. Es ging um die Zukunft von drei Ländern, die durch die recht willkürliche Grenzziehung der Sieger- und Besatzungsmächte entstanden waren.

Beim Streit um die Zukunft des Südwestens waren es nicht nur die drei Regierungschefs, die sich nicht einig waren, sondern auch die Besatzungsmächte. Die Amerikaner unterstützten die Bildung des Südweststaates, die Franzosen bremsten so gut sie konnten. Auch die Parteien zogen nicht alle an einem Strang. Für die SPD und die FDP war die Sache klar: Sie unterstützten von Anfang an die gemeinsame Sache. Die CDU war gespalten. Mit Gebhard Müller hatte die CDU den eifrigsten Befürworter, mit Leo Wohleb den verbissensten Gegner des Südweststaats in den eigenen Reihen. Auch in Bonn war die CDU-Spitze gespalten. Konrad Adenauer war kein Freund des Südweststaat-Projekts. Er war zufrieden, dass er auf (Süd-)Baden und Württemberg-Hohenzollern – in beiden Ländern hatte die CDU die absolute Mehrheit – im Bundesrat immer zählen konnte. Er befürchtete, dass der Südweststaat als Ganzes der SPD und FDP zufallen würde.

Die Verhandlungen zur Gründung des Südweststaats wurden 1948 intensiviert. Die Westalliierten hatten mit den Frankfurter Dokumenten nicht nur den Anstoß zur Gründung eines westdeutschen Staates gegeben, sondern auch die Neugliederung der Länder angeregt. Bis zum 15. Oktober sollten sich die drei Länder einigen. Diese Einigung scheiterte am hartnäckigen Widerstand des (süd-)badischen Staatspräsidenten Wohleb. Nun hätten die Besatzungsmächte entscheiden können. Doch da sich Amerikaner und Franzosen nicht einig waren, wurde das Thema in die Zeit nach Gründung der Bundesrepublik vertagt.

Hauptstreitpunkt 1948 und in den Jahren danach war das Abstimmungsverfahren. Bei der unverzichtbaren Volksabstimmung wollte Wohleb eine Auszählung auf der Grundlage der alten Länder Baden und Württemberg durchsetzen. Er hoffte, die starke südbadische Mehrheit für Altbaden würde die schwache nordbadische Mehrheit für den Südweststaat mehr als ausgleichen. Baden

müsste wieder hergestellt werden. Reinhold Maier verlangte eine Abstimmung in den vier Bezirken Nord- und Südbaden sowie Nord- und Südwürttemberg. Würden drei der vier Bezirke für den Südweststaat votieren, sollte er gegründet werden. Reinhold Maier wollte mit seiner Vorgehensweise auf jeden Fall verhindern, dass Nordbaden und Nordwürttemberg (also das Land Württemberg-Baden), wieder getrennt würden.

In dieser verfahrenen Situation gingen die wichtigsten Anregungen vom Tübinger Regierungschef Gebhard Müller aus. Seiner Initiative ist es zu verdanken, dass in das Grundgesetz der Artikel 118 zur Neugliederung des Südwestens eingefügt wurde. Außer durch eine Einigung der drei Länder könne die Neugliederung des Südwestens auch durch ein Bundesgesetz geregelt werden.

Artikel 118 GG Neugliederung im Südwesten

Die Neugliederung in dem die Länder Baden, Württemberg-Baden und Württemberg-Hohenzollern umfassenden Gebiete kann abweichend von den Vorschriften des Artikels 29 durch Vereinbarung der beteiligten Länder erfolgen. Kommt eine Vereinbarung nicht zustande, so wird die Neugliederung durch Bundesgesetz geregelt, das eine Volksbefragung vorsehen muß.

Seine zweite wichtige Initiative startete Gebhard Müller am 15. April 1950. Die drei Regierungschefs waren in Freudenstadt zu einer weiteren Konferenz zusammengekommen, die letztlich nur scheitern konnte. Hier führte sein Vorschlag einer Volksbefragung, also einer Informationsabstimmung in allen drei Ländern aus der Sackgasse heraus. Am 24. September fand diese Volksbefragung statt und die Politiker wussten nun endlich, wie die Kräfteverhältnisse in den Ländern waren. Ganz überraschend waren die Ergebnisse jedoch nicht. Für den Südweststaat stimmten in Württemberg-Hohenzollern 95,2%, in Nordwürttemberg 93,5%, in Nordbaden 57,2 % – in Südbaden stimmten dagegen 59,6% für die Wiederherstellung der alten Länder. Nimmt man die Stimmen aus ganz Baden zusammen, so ergibt sich eine knappe Mehrheit von 51,1% für Altbaden.

Eine treffende Karikatur erschien am 19. April 1950 in der Stuttgarter Zeitung. Hintergrund war das Treffen der drei Regierungschefs in Freudenstadt am 15. April 1950: Gebhard Müller (Würt-

temberg-Hohenzollern), Leo Wohleb ([Süd-]Baden), Reinhold Maier (Württemberg-Baden). Die Karikatur macht deutlich, dass Leo Wohleb den Weg in ein gemeinsames Baden-Württemberg nicht wirklich mitgehen wollte.



Der Rüttschwur von Freudenstadt: „Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern...“

Mit diesem Ergebnis war klar, dass es keinen Konsens zwischen den drei Ländern geben konnte. Es

musste also der Weg über ein Bundesgesetz gesucht werden. Im Januar 1951 beantragte die FDP-Fraktion in Bonn, dass in vier Stimmbezirken abgestimmt werden sollte und dass für die Gründung des Südweststaats eine entsprechende Mehrheit in drei Bezirken ausreiche. Die CDU war in der Abstimmungsfrage gespalten. Auch einige Länder, allen voran Bayern, Rheinlandpfalz und Nordrheinwestfalen waren an einem starken Land im Südwesten nicht interessiert. Letztlich war es Gerhard Müller, der sich in der CDU trotz der Bedenken Adenauers durchsetzte, und das Bundesgesetz legte die Abstimmung über den Südweststaat auf den 16. September 1951 fest.

Doch Leo Wohleb gab sich noch nicht geschlagen. Mit der Begründung, das Abstimmungsverfahren sei grundgesetzwidrig, rief die Badische Landesregierung das Bundesverfassungsgericht an. Das Problem war, dass dieses Gericht im Grundgesetz vorgesehen war, aber zur damaligen Zeit noch nicht existierte. Wohleb war entschlossen, in Baden die Volksabstimmung zu boykottieren, falls das Bundesverfassungsgericht noch nicht entschieden hätte. Also wurde das Gericht eilig konstituiert. Es verschob zunächst die Abstimmung, um Zeit zu haben in der Sache zu verhandeln. Am 23. Oktober wies das Bundesverfassungsgericht die Klage Badens im Wesentlichen ab und die Volksabstimmung konnte am 6. Dezember 1951 stattfinden. Das Ergebnis wich nicht sehr von dem der Volksbefragung im vorangegangenen Jahr ab. Für den Südweststaat stimmten in Südwürttemberg-Hohenzollern 91,4 %, in Nordwürttemberg 93,5 %,

in Nordbaden 57,1 %, Während Südbaden mit 62,2 % für die Wiederherstellung der alten Länder stimmte. Der Weg für den Südweststaat war damit frei. Am 9. März wurde die Verfassunggebende Landesversammlung gewählt und am 25. April die erste Regierung aus SPD, FDP und BHE gebildet. Erster Ministerpräsident wurde Reinhold Maier (FDP).

Und die Altbadener? Sie kämpften weiter für die Wiederherstellung Badens. Sie gingen erneut vor das Bundesverfassungsgericht, das 1956 tatsächlich den Weg für eine neue Volksabstimmung freimachte. Den Politikern des Landes gelang es, diese Abstimmung bis 1970 zu verschleppen. Am 7. Juni 1970 sprach sich dann die Bevölkerung Badens mit großer Mehrheit für den Verbleib in Baden-Württemberg aus. Der Südweststaat, dieser Name hat sich letztlich nicht durchsetzen können, hatte sich als Erfolgsmodell erwiesen.

2. Die Volksbefragung vom 24. September 1950 auf der Grundlage der Akten des Stadtarchivs

Ein Blick in die Akten des Stadtarchivs gewährt interessante Eindrücke über die Volksbefragung zur Abstimmung über den Südweststaat im September des Jahres 1950. Im Südwesten Deutschlands sollte nach dem Krieg aus den drei Ländern Baden (sprich: das heutige Südbaden), Württemberg-Baden (zusammengesetzt aus den beiden Teilbereichen Nordbaden und Nordwürttemberg) sowie Württemberg-Hohenzollern (Südwürttemberg) ein großer, wirtschaftlich und politisch starker Südweststaat geformt werden.

Während die beiden Teilbezirke von Württemberg-Baden, das wirtschaftlich stark genug war, um auch alleine zu bestehen und das Land Württemberg-Hohenzollern, welches seine wirtschaftliche Schwäche erkannte, sich für den Südweststaat aussprachen, lehnte Baden dieses Vorhaben strikt ab. Von fehlender wirtschaftlicher Leistungsfähigkeit wollte man hier nichts wissen, man hielt sich für stark genug und wollte auf dem Recht bestehen das ursprüngliche Land Baden wiederherzustellen. Glühendster Verfechter der altbadischen Option war der badische Staatspräsident Leo Wohleb.

So waren 1949 die Verhandlungen über die politische Zukunft des Südwestens in eine Sackgasse geraten, Gebhard Müller, Staatspräsident von Württemberg-Hohenzollern, hatte jedoch für den 15. April 1950 ein Treffen der drei Regierungen in Freudenstadt zustande gebracht. Erfolge wurden nicht erwartet. Dennoch hatte das Treffen ein unerwartetes Ergebnis. Gebhard Müller setzte seinen Vorschlag durch, in allen drei Ländern eine Volksbefragung mit rein informativem Charakter durchzuführen. Ziel der Befragung sollte sein, ein verlässliches Bild von der Einstellung der Bevölkerung zu erhalten. Das Ergebnis sollte Grundlage für das weitere Vorgehen der drei Regierungen sein.

Im Sommer 1950 begannen die Planungen für die Volksbefragung in den vier Abstimmungsbezirken – Nordbaden und Nordwürttemberg stimmten getrennt ab. Die Einteilung in diese vier Gebiete wird im übrigen auch heute noch an der Aufgliederung des Landes in die vier Regierungsbezirke Karlsruhe, Stuttgart, Tübingen und Freiburg sichtbar – auch wenn sich seit der Gebietsreform von 1972 die Grenzen z.T. erheblich verschoben haben. Der Startschuss für das Vorhaben „Volksbefragung“ fiel in Baden am 25. Mai 1950 mit der Verabschiedung des „Landesgesetzes zur Volksbefragung über die Neugliederung der Länder Baden, Württemberg-Baden und Württemberg-Hohenzollern“ durch einen Beschluss des Badischen Landtags in Freiburg.

Das Landesgesetz enthielt folgende Punkte, die das Abstimmungsverfahren regeln sollten:

Die Volksbefragung beginnt am 6. Sonntag nach Inkrafttreten des Gesetzes im letzten der drei Länder. Die Wahlzettel enthalten zwei Auswahlmöglichkeiten:

- 1. Ich wünsche die Vereinigung der drei Länder Baden, Württemberg-Baden und Württemberg-Hohenzollern zum Südweststaat*
- 2. Ich wünsche die Wiederherstellung des alten Landes Baden*

Über die Stimmberechtigung stand Folgendes im Gesetzestext: Stimmberechtigt ist, wer...
die deutsche Staatsangehörigkeit oder einen anerkannten Flüchtlingsausweis besitzt

spätestens am Wahltag das 21. Lebensjahr vollendet hat seit mindestens einem Jahr im Land wohnt nach geltenden Vorschriften weder vom Stimmrecht ausgeschlossen ist noch an der Ausübung behindert ist. Die Stimmscheinchen gelten außerdem nur innerhalb des Landes, in dem und für das sie ausgestellt worden sind.

Der Wahltag war auf Grund der im Gesetz festgelegten Terminvorschrift der 24. September 1950. Von diesem Datum an mussten auch in der Stadt Villingen die Vorbereitungen für die Volksbefragung beginnen.

Der eigentliche Auftakt der Vorbereitung begann allerdings erst am 4. August 1950, als der badische Innenminister die Vorschriften mit den einzuhaltenen Terminen für die Volksbefragung erließ.

Folgende Termine waren einzuhalten:

Bis zum 20.08.1950:

Benachrichtigung der Stimmberechtigten in Wahlbezirken mit über 2000 Einwohnern mittels Stimmkarte

Bis zum 26.08.1950:

Ortsübliche Bekanntgabe der Auflegung der Stimmlisten durch den Gemeinderat

Vom 27.08.1950 bis zum 02.09.1950:

Öffentliche Auflegung der Stimmlisten

14.09.1950:

Entscheidungsschluss über Einsprüche gegen die Stimmlisten

Bis zum 21.09.1950:

Ortsübliche Bekanntmachung der Abstimmung durch den Gemeindestimmleiter

22.09.1950:

Letzter Termin für die Kreisstimmleiter zur Fällung der Beschwerdeentscheidungen über die Einsprüche gegen die Stimmlisten

23.09.1950:

Endgültiger Abschluss der Stimmlisten

Bis zum 24.09.1950:

Meldung der Zahl der ausgestellten Stimmscheinchen

24.09.1950:

Meldung der Stimmergebnisse sofort nach deren Feststellung an den Kreisstimmleiter.

Telefonische Meldung des vorläufigen Gesamtergebnisses des Stimmkreises an den Landesstimmleiter

Bis zum 25.09.1950 um 12.00 Uhr:
Vorlage der Abstimmungsniederschriften an die zuständigen Stimmleiter

Bis zum 26.09.1950 um 12.00 Uhr:
Endgültige Meldung der Gesamtergebnisse durch die Kreisstimmleiter durch Vorlage sämtlicher Niederschriften an den Landesstimmleiter.

Die Einteilung der Stimmkreise verlief folgendermaßen: Jedes Landratsamt bildete einen Stimmkreis. Die großen Städte (Freiburg, Baden-Baden und auch Villingen zum Beispiel) bildeten keinen eigenen Stimmkreis. Sie wurden ihrem Landkreis, beziehungsweise bei kreisfreien Städten dem benachbarten Landkreis zugewiesen. Genauso wie die Bürgermeister oder Ortsvorstehenden Gemeindestimmleiter waren, so waren die Landräte auf Kreisebene Kreisstimmleiter. Zudem wurden noch folgende Regelungen erlassen:

In Städten mit regem Ausflugsverkehr können auch in den Bahnhöfen Stimmlokale eingerichtet werden. Dies war auch in Villingen der Fall.

Die Stimmlokale sollen im Normalfall von 8.00 Uhr bis 18.00 Uhr geöffnet sein. In Bahnhofslokalen ist auch ein früherer Beginn möglich. Früheres Schließen der Stimmlokale – in Nordstetten zum Beispiel – ist erlaubt. Selbstverständlich müssen aber alle Stimmlokale pünktlich um 18.00 Uhr schließen.

Es werden Kreis- und Gemeindestimmausschüsse gebildet. Die Bildung dieser Gremien organisieren die Landräte beziehungsweise die Bürgermeister. Während des Wahlvorgangs müssen im Stimmraum stets mindestens drei Stimmausschussmitglieder anwesend sein. Vorsitzender und Schriftführer dürfen nicht gleichzeitig abwesend sein.

Die Kosten, die durch die Volksbefragung entstehen, übernimmt das Land. Gegen Vorlage gültiger Rechnungen wird das Geld von der nächst höheren Institution rückerstattet.

Der Wahlkampf hatte schon Ende Juli begonnen. Die Ausgabe der „Schwarzwälder Post“ vom 2. August 1950 berichtet darüber.

Interessant ist, dass im neu gegründeten „Südweststaatausschuß“ auch ein CDU-Mitglied engagiert ist, obwohl die CDU im Land Baden den Südweststaat mehrheitlich bekämpft.

Während die politischen Kräfte versuchten, ihre

Vorstellungen unters Volk zu bringen, mussten die Ämter noch einige Probleme hinsichtlich der Volksbefragung lösen: Unter anderem musste das Einwohnermeldeamt prüfen, welche Personen durch Urteile in der NS-Zeit ihr Wahlrecht verloren hatten. Es war dabei zu differenzieren, wer nach bundesdeutschem Recht zurecht sein Wahlrecht verloren hatte und wer lediglich auf Grund nationalsozialistischer Weltanschauung politisch entmündigt worden war. Letztere durften natürlich nicht aus den Wählerlisten gestrichen werden. Dies bedeutete für die Ämter eine Menge Arbeit.

Andere öffentliche Bereiche mussten sich währenddessen um die Erstellung von Zähllisten und Listen der auf Antrag ausgestellten Stimmscheine kümmern, welche in den Akten mit ausliegen. Zu dieser Erstellung gibt es auch einige Aktenvermerke, genauso wie zur Bestellung von:

1000 Stimmscheinen zur Volksbefragung

150 sogenannten „Zähl-Gegen-Listen“

20 Listen für auf Antrag ausgestellter Stimmscheine

bei der Firma Riethmüller, die sich um diesen Auftrag beworben hatte, was aus den Bewerbungsunterlagen der Firma in den Akten des Stadtarchivs hervorgeht.

Am 9. August 1950 kam währenddessen etwas Neues vom Badischen Innenminister. Das Badische Innenministerium machte die Landesämter und Polizeidirektionen in einem Schreiben darauf aufmerksam, dass auf der Grundlage des Rechts der freien Meinungsäußerung nichts gegen Propaganda in Bezug auf die Volksbefragung einzuwenden sei, sofern durch diese nicht geltendes Recht verletzt würde – also zum Beispiel Verletzung der persönlichen Ehre, Verbreitung verfassungsfeindlicher Parolen und so weiter.

Danach findet sich in den Akten ein Hinweis, es müsse sichergestellt werden, dass die Einrichtungsgegenstände für die Wahllokale in der Stadt zum Wahltag auch wirklich zur Verfügung stünden.

Ebenso wird in einem anderen Schreiben die Anfertigung von Plakaten zur Bekanntmachung der Auflegung der Stimmkartei angeordnet.

Am 18.08.1950 wurden die Wahllokale für die 11 Villingener Stimmbezirke festgelegt. In der Knabenschule (heute Karl-Brachat-Realschule) war das

Wahllokal für die Stimmbezirke I bis III, in der Villingener Mädchenschule (heute Klosterschule) war das Wahllokal für die Stimmbezirke IV bis VI und in der Oberschule (heute Gymnasium am Romäusring) waren die vier Stimmbezirke VII bis X. Das elfte Wahllokal für den Stadtteil Nordstetten war im Nordstetter Hof eingerichtet.

Am selben Tag ging ein Schreiben des Villingener Bürgermeisters an das Krankenhaus und das Gefängnis, in dem er um die Übermittlung der Namen der bis zum Wahltermin nicht aus den beiden Anstalten entlassenen Stimmberechtigten bat. Diesen würde, so das Schreiben, Wahlscheine ausgestellt, so dass sie im Krankenhaus, beziehungsweise im Gefängnis abstimmen konnten. Auch im Heilig-Geist-Spital wurde ein Wahlraum eingerichtet, in dem zwischen 14.00 und 16.00 Uhr abgestimmt werden konnte.

Am 25. 8. 1950 erfolgte dann die „Bekanntmachung über die Auflegung der Stimmkartei“ in Villingen durch den Gemeindestimmleiter Nägele (siehe Faksimile auf der nächsten Seite). Damit kam man langsam aber sicher in die heiße Phase vor der Abstimmung. In den folgenden Tagen widmete man sich in den Ämtern der Herstellung und Anforderung von Merkblättern zur Volksbefragung, die den Termin und die Thematik rund um die Volksbefragung zurück ins Gedächtnis rufen sollten.

Aus der Bevölkerung kamen währenddessen diverse Anträge bezüglich der Volksbefragung. Unter anderem befinden sich in den Akten Anträge auf Ausstellung von Stimmscheinen, zur Information über Unklarheiten zwischen Haupt- und Zweitwohnsitz oder Informationen über Wohnsitzwechsel. Zu diesen Anträgen gab es dann auch amtsinterne Anweisungen zur Bearbeitung der Anträge oder Anfragen sowie Anweisungen zur Streichung bestimmter Personen aus dem Stimmregister.

Am 18. 9. 1950 wurden der Wahltermin und der Wahlzeitraum, also die Öffnungszeiten der einzelnen Stimmlokale, durch den Villingener Gemeindestimmleiter veröffentlicht.

Danach finden sich in den Akten des Archivs Rechnungen für das Publikationsmaterial. Darunter

fielen unter anderem die Wahlplakate, die Stimmlisten, die Merkblätter und so weiter. Um das Geld rückerstattet zu bekommen mussten diese Belege schließlich aufbewahrt werden.

Mit dem Näherrücken des Wahltermins finden sich in den Akten die Listen mit den Namen der Stimmausschussmitglieder: der Stimmausschussvorsitzenden, ihrer Stellvertreter und der Schriftführer. Die Parteien schlugen Personen zur Besetzung der Wahllokale vor, damit der Wahlablauf von allen Parteien kontrolliert werden kann, um parteitaktische Manipulationen zu verhindern. In den Akten finden sich die Vorschlagslisten der SPD (28. 8.) mit 31 Vorschlägen, der KPD (1. 9.) mit 30 Vorschlägen, der FDP (5. 9.) mit 50 Vorschlägen und der CDU (12. 9.) mit 62 Vorschlägen. Erwähnenswert ist, dass bei den vorgeschlagenen Frauen fast völlig fehlen. Immerhin hat die SPD 2 und die FDP 6 Frauen auf ihrer Liste.

Darüber hinaus sind Listen zur Ermittlung der Zahl der Stimmberechtigten aufgeführt – es gab in Villingen 12.921 stimmberechtigte Personen. Weitere Listen dienen der Zusammenstellung der Teil- und Gesamtergebnisse, wie zum Beispiel eine handgeschriebene Liste zur Erfassung der für ungültig erklärten Stimmen – es waren 154 ungültige Stimmen bei 9.336 abgegebenen Stimmen.

Dann findet man schließlich in den Akten die Abstimmungsniederschriften vom Wahltag, dem 25. 9. 1950.

Dort ist zunächst die Zusammensetzung des Gemeindestimmausschusses vermerkt:

*Den Vorsitz hatte der Villingener Bürgermeister Nägele
Sein Stellvertreter war der Erste Beigeordnete Weisser
Schriftführerin war die Verwaltende Obersekretärin
Fräulein Pfundstein*

Die Beisitzer waren:

Alfons Irion (SPD)

Alfred Mauthe (KPD)

Georg Berweck (DP – heute FDP)

Alban Jäger (CDU)

Josef Hog (Vertreter der Altbadener)

Karl Straubinger (Vertreter der Südweststaatsorganisation)

Es ist vermerkt, dass zu dieser Volksbefragung in Villingen 12.592 Stimmscheine ausgestellt wurden.

BEKANNTMACHUNG

Ihr da

Aufhebung der Stimmkräfte

Die Stimmkraft der nachstgenannten für die Volksbefragung über die Neuordnung in den Ländern Baden, Württemberg-Baden und Württemberg-Hohenzollern am 24. September 1950 ist aufgehoben. Im Recht in der Zeit vom

27. August bis einschl. 2. September 1950

zu jederzeit Stunden auf dem Rathaus (Wahlbüro, Zimmer 269) und nach Vereinbarung von 8-12 Uhr und 14-18 Uhr, sonntags von 10-12 und 14-18 Uhr.

Wahlberechtigt ist demnach alle in der Wahlkartei eingeschriebenen Männer

und Frauen deutscher Staatsangehörigkeit, die

1. am Zeitpunkt des 21. Lebensjahr vollendet haben,

2. seit mindestens einem Jahr vor dem Abstammungstag ihrem Wohnort oder in Ermangelung eines anderen Wohnortes ihren Aufenthalt im Lande Baden haben.

Stimmberechtigt sind auch, wenn die deutsche Staatsangehörigkeit nicht vorliegt, alle deutschen Personen, die im Besitz eines Pächterbriefes sind oder der Bundesdenkmalamtangehörige sind.

Ausgeschlossen vom Wahlberechtigtsein sind:

1. wer erstreckt in oder unter vorläufiger Verurteilung oder wegen politischen Verbrechens unter Freispruch steht,
2. wer durch Entscheidung des zuständigen Gerichtes rechtsunfähig verurteilt ist,
3. wer nach Maßgabe der im Grund der Landesregierung über die Befreiung vom Wahlrechtens und Wählens vom 28. VIII 1947 erlassenen rechtskräftigen Verwaltungsverordnung oder Ermächtigungsvorgabe der Landesregierungen für politische Wirkung des Wahlrecht nicht lautet und in dem Falle der Verwaltungs Nr. 122, 123 oder einer anderweitigen Verwaltungsverordnung oder im Grund der Landesregierungen über die Befreiung der politischen Wirkung vom 24. VII 1950 für das Abstammungsjahr zurückzuführen ist, bevor er sich nicht einem Wahlrechtverfahren unterwirft, von dem Landes auf Grund der Maßgabe nach dieser Verwaltungsverordnung Mitteilung ist, daß er im Wahlrecht der Wahlberechtigten eingeschrieben ist.
4. wer nicht in der Wahlkartei eingeschrieben ist.

Wahlrecht ist der Ausübung des Stimmrechtes das Recht, die gegen Abstammung oder Wahlberechtigung in dem Wahl- oder präparierten Wahlrecht sind, voraus Wahl- und Wahlrechtensverordnung, welche Wahlrecht, die gegen präparierter Wahlrechtens und Grundgesetzlicher oder sonstiger Wahlrechtens oder die Wahlkartei der Wahlberechtigten in Verfahren gegeben werden.

Jeder Wahlberechtigter, oder jeder, der sich für Wahlberechtigt hält, bevor jede politische Partei, kann gegen die Befreiung der Wahlkartei bei zum Ablauf der Abstammungsjahr beim Bürgermeister (Wahlbüro, Zimmer 269) schriftlich oder mündlich Einspruch einlegen. Der Einspruch ist vorher Aufhebung der erforderlichen Beweismittel zu belegen.

Nach Ablauf der Frist ist ein Einspruch nicht mehr zulässig

Wahlen kann nur, wer in der Wahlkartei eingetragen ist oder einem Wahlrecht hat, oder durch schriftliche Zustimmung des Bürgermeisters dem Gemeindevorstand nachweist, daß sein Wahlrecht nach Ablauf der Frist durch höhere Entscheidung anerkannt werden ist.

Wagen, am 26. August 1950

Der Gemeindevorstand:

Kriegel, Bürgermeister

Bei den Unterlagen zum Wahltag selbst gibt es mehrere Schriftstücke über Anzahl und Begründung der für ungültig erklärten Stimmen bei der Volksbefragung.

Dann wird das Ergebnis aufgeführt.

Insgesamt abgegebene Stimmen:

9.336 (d. h. 72,25 % Wahlbeteiligung)

ungültige Stimmen: 154

gültige Stimmen: 9.182

davon bejahten Frage 1 (pro Südweststaat):

5.835 (63,55 %)

davon bejahten Frage 2 (pro Altbaden):

3.347 (36,45 %)

Nach der Abstimmungsniederschrift ist in den Akten eine große Stimmtabelle zu finden mit den Ergebnissen der Stimmbezirke. Hinzugefügt ist die Liste des Krankenhauses.

Der „Südkurier“ bringt am 25. September 1950 ein Extrablatt zur Volksbefragung heraus, das sich bei den Archivmaterialien befindet. Hier werden vor allem auch die Ergebnisse des gesamten Landes Badens aufgeführt. Es zeigt sich, dass Villingen ganz und gar nicht im Landestrend liegt. Hatten in Villingen die Befürworter des Südweststaats eine klare Mehrheit, so war es im Land (Süd-)Baden genau umgekehrt.

Es findet sich eine klare Mehrheit für die Wiederherstellung der alten Länder: 316.669 für Altbaden, 214.931 für den Südweststaat.

Die Wahlbeteiligung wird als schwach eingestuft, rund ein Drittel der Wahlberechtigten verzichtete auf die Stimmabgabe.

In Nordbaden fand sich eine knappe Mehrheit für den Südweststaat, in Nord- und Südwürttemberg war die Mehrheit für den Südweststaat überwältigend. Bei der nun anstehenden Volksabstimmung würde es also ganz stark auf Nordbaden ankommen, wo die Mehrheit nicht so stabil war. Es stand also eine interessante „zweite Runde“ an.

Die Akte schließt mit einem Ausschnitt des amtlichen Endergebnisses aus einem Schreiben durch den Landesstimmleiter, wo noch einmal das Abstimmungsbild aufgeführt ist.

3. Die Volksbefragung vom 24. September 1950 im Spiegel der lokalen Presse

Eine Volksbefragung durchzuführen war die Idee Gebhard Müllers, Staatspräsident von Württemberg-Hohenzollern (CDU), gewesen. Auf diese Weise sollte Klarheit über die Positionen in der verzwickten Lage im Streit um den Südweststaat geschaffen werden. Obwohl sie keine konstitutive Wirkungen haben sollte, erhoffte man sich doch, durch die Resonanz aus dem Volk ein paar Orientierungshilfen zu bekommen.

Im Gegensatz zu den allgemeinen Berichten, denen zu Folge es große Propagandakampagnen in allen drei Ländern gegeben hatte, finden diese Aktionen in der Lokalpresse nur wenig Erwähnung.

Wie berichtet der Villingener „Südkurier“ über die Volksbefragung?

Ende August 1950 finden sich die ersten Hinweise auf der Villingener Lokalseite. Am 31. August lautet die Überschrift eines kleinen Berichts „12.950 Villingener dürfen abstimmen“ Es sind 5.751 Männer und 7.199 Frauen, was uns den starken Frauenüberschuss der Nachkriegszeit vor Augen führt. Es wird auf die Möglichkeit hingewiesen, die Wahlkartei einzusehen. Einsprüche seien noch bis zum 2. September möglich. – „Bis jetzt haben nur etwa ein Dutzend Personen davon Gebrauch gemacht, vorwiegend Flüchtlinge.“

Am 2. September lautet die Überschrift „Südweststaat-Versammlungen im Kreis“. „Die Arbeitsgemeinschaft für den Südweststaat“, so heißt es weiter, „hält heute und morgen öffentliche Versammlungen in 28 Gemeinden des Bezirks Villingen ab.“ Tatsächlich werden alle Gemeinden des Kreises genannt in denen innerhalb von zwei Tagen öffentliche Versammlungen abgehalten werden.

Fünf Tage später, am 7. September, erscheint ein Bericht über die Versammlungen „in rund 30 Gemeinden“. Wenn wir uns vorstellen, dass diese Versammlungen schon in der „heißen Phase des Abstimmungskampfes“ – so würden wir heute sagen – stattfanden, so ist der Bericht und offensichtlich auch der Ablauf der Versammlungen recht moderat.

Am 9. September meldet sich die altbadische Seite

zu Wort. In zwei Anzeigen wirbt sie für ihre kreisweiten Versammlungen. Unter dem Schlagwort „Die Heimat ruft“ wird zum Besuch von 16 Versammlungen in vielen Gemeinden des Kreises aufgerufen. Mit der zweiten Anzeige unter dem Motto „Baden lebt!“ laden Oberlandesgerichtspräsident Zürcher und Reichskanzler a. D. Dr. Wirth ins Villingener „Waldschlößle“ ein. Am 12. September erscheint der Bericht über diese Versammlung in Villingen.

Wir sehen hier schon am Umfang, dass der prominente Name des früheren Reichskanzlers Joseph Wirth (Kanzler 1921/22) größere Aufmerksamkeit erfährt. Inhaltlich geht es immer wieder um die Frage, ob Baden allein wirtschaftlich lebensfähig sei. Dr. Zürcher beantwortet diese Frage mit einem klaren Ja: „Wirtschaftlich sei Baden so reich an Naturschätzen, dass es sehr wohl existieren könne“, heißt es im Bericht – und: „Im Süden sei die finanzielle Lage seit dem 1. April stabil.“ Auch das Argument, durch die Schaffung des Südweststaats werde die Verwaltung billiger, wurde von Dr. Zürcher in Abrede gestellt. Dr. Wirth war offensichtlich noch immer ein faszinierender Redner. Seine Rede war historisch ausgerichtet, humorvoll und wurde mit starkem Beifall aufgenommen. Wirth wie Zürcher wiesen auf den Rhein als wichtige wirtschaftliche Achse hin. Diesem „Kraftzentrum“ strebe die Industrie wieder stärker zu. Auch hier lesen wir einen sachlichen Bericht. Die Altbadener waren offensichtlich weitgehend unter sich, denn der letzte Satz lautet: „Zur Diskussion meldete sich niemand.“

In der nächsten Ausgabe des „Südkurier“, am 14. September, findet die bevorstehende Abstimmung nur im Landesteil breiten Raum. Auf einer ganzen Seite beziehen zwei (süd-)badische Minister und einer aus Württemberg-Baden zum Südweststaat kontrovers Stellung. Am 21. September gibt es nochmals eine ganze Seite im politischen Teil des „Südkurier“, in der auch Markgraf Berthold von Baden eindringlich vor der „Selbstausslöschung“ Badens warnt.

Am Samstag, dem 23. September, am Tag vor der Abstimmung, greift der „Südkurier“ im Lokalteil nochmals das Thema auf. Er berichtet von einer

Versammlung der Anhänger des Südweststaats am Dienstag davor. Auf der „gut besuchten“ Versammlung war Dr. Veit, der frühere Bürgermeister von Karlsruhe und jetzt Wirtschaftsminister von Württemberg-Baden, Hauptredner. Er strich heraus, dass der „kleine Südweststaat“, also das Land Württemberg-Baden, das aus Nordwürttemberg und Nordbaden bestand, sich gut bewährt habe. Keinem der beiden Landesteile sei ein Nachteil entstanden. Daneben sprach der Villingener Landtagsabgeordnete Dr. Haas (SPD), der vor allem auf die zu teure Verwaltung im Land Baden einging.

In einem sehr kurzen Bericht wird darauf hingewiesen, dass am gleichen Abend Staatspräsident Wohleb im Villingener „Waldschlößle“ sprechen werde. In Schönwald werde Studienrat Schill und in Schonach Rektor Brachat aus Villingen ein Referat halten. Wir sehen also, dass die Altbadener bis zur letzten Minute um ihre Sachen warben.

Am Montag, dem 26. September 1950, dem Tag nach der Wahl – montags erschien damals der Südkurier nicht – gab die Zeitung ein Extrablatt von einer Seite heraus. Die Schlagzeile lautete:

„In Baden Mehrheit für alte Länder – Keine Basis für den Südweststaat – Ruhiger Abstimmungsverlauf – Schwache Beteiligung“

In der Dienstagausgabe (26. September 1950) wird dann sehr ausführlich auf drei Seiten über die Wahlergebnisse in allen drei Ländern berichtet. Im Lokalteil schlägt sich die Abstimmung kaum nieder. Immerhin gibt es einen kurzen Bericht unter der Überschrift „An der Spitze steht Weilersbach“, in dem von einem „sehr ruhigen Verlauf“ der Volksbefragung im Kreis Villingen berichtet wird. Die Wahlbeteiligung sei „nicht viel geringer als bei anderen Wahlen gewesen“: 68 % im Kreisdurchschnitt. Die höchste Wahlbeteiligung habe es mit 88 % in Weilersbach gegeben, die geringste mit 33 % in Brigach.

In diesem Artikel wird auch mit zwei Sätzen auf den Auftritt von Staatspräsident Wohleb eingegangen:

„Den Abschluß der Abstimmungspropaganda in Villingen bildete am Samstagabend eine Versammlung der Alt-Badener mit Staatspräsident Wohleb als Redner. Das Waldschlößle war überfüllt.“

Das war's dann auch. Es folgen die Abstimmungsergebnisse für die Stadt Villingen: 63,3 % für den Südweststaat, 36,7 % für Altbaden.

Ähnlich stark hätten auch die anderen Grenzgemeinden für den Südweststaat votiert. „Doch wirkte das große Übergewicht der Stimmen für den Südweststaat etwas überraschend.“

Zwei Tage später, am 28. September, zieht der „Südkurier“ offensichtlich einen Strich unter die Abstimmungsberichterstattung im Villingener Lokalteil. Ein in Villingener Mundart geschriebener Rückblick „Noch de Abschiedmügg“ ruft zur Versöhnung der beiden Lager auf:

„... aber etzt heißt: ninnt nochtrage und mitenand wieters gob!“

Wir geben den Text, in seiner Gesamtheit wieder (siehe nächste Seite).

Wie berichtet die Schwenninger „Neckarquelle“ über die Volksbefragung?

In der Schwenninger Neckarquelle findet sich eine erste Erwähnung am Freitag, dem 25. August 1950. Es handelt sich dabei um eine „Bekanntmachung über die Auflegung der Stimmliste für die Volksbefragung am 24. September 1950 über die Neugliederung in den Ländern Baden, Württemberg-Baden und Württemberg-Hohenzollern“ unter der Rubrik „Unsere Anschlagtafel“. Sie beinhaltet Informationen über die Auflegungszeiten der Stimmliste, die Stimmberechtigung, den Ausschluss vom Stimmrecht und die Behinderung in der Ausübung des Stimmrechts; über die Ausübung des Stimmrechts und die Stimmscheine sowie darüber, was zu tun ist, wenn Einsprachen gegen die Stimmliste erhoben werden.

Der zweite Hinweis auf der „Anschlagtafel“ folgt erst am Montag, dem 4. September 1950. In neun kurzen Zeilen teilt der Bürgermeister mit, dass die Ausweise für die Volksbefragung „in diesen Tagen“ zugestellt würden und was zu tun sei, falls dies in Einzelfällen nicht klappe.

Der erste Artikel im Lokalteil erscheint am 16. September 1950, praktisch eine Woche vor dem angesetzten Termin für die Volksbefragung. Er setzt sich nicht nur mit der Volksbefragung auseinander, sondern erklärt auch gleichzeitig warum sich die

Lokalpresse nur wenig und spät mit diesem Thema befasst. Der Artikel mit der Überschrift „Die erste Südweststaat-Versammlung“ ruft die Leser dazu auf, zu einer vom örtlichen „Arbeitsausschuß“ veranstalteten öffentlichen Versammlung zu kommen, zu welcher der bekannte Prof. Dr. Erbe der Universität Tübingen als Referent zum Thema „Der Südweststaat – eine Forderung der Vernunft und Heimatliebe“ gewonnen werden konnte. Zunächst einmal wird aber ausführlich über die Sachlage berichtet. Die in den badischen Nachbargemeinden angelaufenen Propagandaaktionen stoßen in Schwenningen auf Unverständnis. Der Artikel erläutert, dass „gerade in unserer Gegend das Problem einer wirklichen Grenze, der Konkurrenz zweier Länder, kaum bestand und dass vor allem im württembergischen Grenzgebiet eine Erörterung dieser Frage kaum Interesse gefunden hätte, da die Frage ‚Alte Länder oder Südweststaat‘ in dieser krassen Gegensätzlichkeit wie im badischen Nachbarland überhaupt nicht auftauchen konnte.“ Als „Blüte der Paradoxie“ wird die Idee angesehen, die Badener wären von ihren „blutsverwandten württembergischen Nachbarn“ und Arbeitgebern übers Ohr gehauen worden. Im folgenden Lobgesang auf die harmonische Gemeinsamkeit der Bevölkerung in den Grenzgebieten erklärt die Zeitung, sie habe kein Interesse daran, weiter über dieses Thema zu berichten, um bewusst keinerlei Propaganda zu betreiben. Es wird jedoch sehr betroffen festgehalten, dass es auf keinen Fall akzeptabel sei, dass in das „gute Verhältnis zwischen Grenzwohnern beider Ländchen ... der Keim des Bösen gesät wird“. Deshalb wird der Bevölkerung geraten, sich so weit möglich z. B. bei der angesetzten Versammlung über die Sachlage zu informieren, mit dem Ziel die richtige Entscheidung treffen zu können. Zuletzt folgen noch ein paar Termine bevorstehender Versammlungen, bei denen für den Südweststaat gewonnen wird.

Trotz der versprochenen Zurückhaltung lässt sich doch ein klarer Trend zum Südweststaat feststellen, was aus württembergischer Sicht auch durchaus verständlich ist, da der Großteil der Württemberger nicht diesen patriotischen Stolz mit ihrem Land verbanden, wie die „Alt-Badener“. In den

Noch de Abstimmig

Etad isch es basstardt Mir hood abgchdimmt. S'Volk soll rede, hood dia hobe Herre gmant. S'Volk soll sage woues will do im Winkel vum Rbli im Südwestschde bi de Schwobe, Hohemollere und de Badische. Wenns nu allerwil so wär, daß sie mah noch em Volk fröge dätet, i glaub dees wär mengemol it lätz!

S'Volk soll rede hood es gset. Aber wa isch doch alles dia Woche vor em Abstimmigsummig g'offe bis mer sin Zettel hot insulwerfe können! Mer hot useen Volk unndidrummet mit alle Mittel wa's ni giet .. daß am End es selber bald nimms gewiß hot, wangs soft und will.

Do hood d'Zietige g'schrie bi und her, bald für dia, bald für dia solle noch em Rezept: Mir wänd unterdricks niemad. Denn hood es en „Bildiekrieg“ gmached; aklebe, abrieme dr'benklebe, nomol abtrakte, und will de Leim en guets gil isch, bots luschdige Überraschungen gä. Do isch de Südwestdritter schwer verkräftet worre und d'rs hotmer vum albadische Schöatspräsident un do d'ries gesehe -- sin Kopf hood es abrescherd ghet. Denn sind Versammlungige gset mit Hede als ob mer d'Welt verdelte wöted und es itz blos uns badisch Ländle go dät.

Dees isch etz alles vorbei und mer wänd hoffe, daß dia hobe Herre was agon duet, etad es alles irenked so wies Volk abgchdimmt hot. S'isch nestig, daß es wieder ewengale zibiger wird, denn uns drucket jo no ander! Sache als blos dees, mer derf blos e wengale i d'Welt und Isaga. Also nomol: mir wänd etad, daß dia Sach recht und ehrlich ärtig gmached wird vu dees hobe Herre so wies Volk es etad will!

Aber mir Andere i Bchdadt und Land, wa isch für uns etad z'rage? I moan mir sotted es en Schdrich unter dees wa gal isch mache und wird luege. S'hots jeder recht gmant und wenn de si oder ander e wengale en Hitzkopf gal isch oder gar e wengale knepig fuer d'Schur g'wees hot, denn wänd mer dees ite nachrage. De eracht Maa vum Bund, da Präsident Heuß hot jo scho vor Monate z'Friburg gset, mer solljed dra denke „daß mer doch all, so oder so, wieder minnelebe mund“. I moan des

mund mer esand hat b'wunders sage jo. S'güt doch so vil andere Sorge bi uns, dia uns all traffe dund, jo s'geht doch etat un alles wa mer sind und hood als Volk wie für di und mi selber. Na, mir derfed ite allebenig allerwil wieterhindele, und it no mah usander komma.

Und mir g'wehd um uns so vil Klend w'arbeite isch, bi sonnige wo all's verlore hood, bi Alte und Kranke wo nimme schaffe können, bi Leit wo nimme recht is Lebe stode dund -- wa wär denn doch für e Freid und Segs, wenn mer do vu Mänsch zu Mänsch sich finde dät. Wie ke mer halfe und Liebe gä, wenn mer selber d'Wut, Haß und d'Fianschaft im Herz hot!

Wa moned ihr alle mitenand? Do fraged mer it noch Albadisch oder Südwestdler oder Neutraßler -- na do können, derfed, sotted all dabel si.

S'isch no allerwil für e Volk und für e Schdad oder Gmeind e guets Zedde gset, wenn dia wo für iri Sach bis minere Entscheldig iguh'dende sind, nocher wieder zammeghalte hood. S'ra jo jeder monne es sel en Karte gal und hatt die Sach recht gmached aber etat heiftis; minnt nachtrags und mitenand wieters gohl!

Südkurier 28. September 1950

Dies ist sicher ein versöhnlicher Ausklang. Es ist auch der einzige Beitrag im „Südkurier“, der ahnen lässt, dass es im Abstimmungskampf heiß hergegangen und nicht ohne persönliche Verletzungen abgegangen ist. Deshalb auch die eindringliche Mahnung, einen Strich unter das zu ziehen, was geschehen ist, nicht nachtragend zu sein, und gemeinsam weiterzugehen. Ein Jahr später jedoch, stand das Thema erneut im Mittelpunkt des politischen Interesses, als es um die entscheidende Volksabstimmung über die Schaffung des Südweststaates oder die Wiederherstellung Altbadens ging.

schwierigen Jahren nach dem Krieg dominierten natürlich auch wirtschaftliche Interessen und die gründeten sich nicht nur darauf, dass in der bestehenden Arbeiterknappheit viele Angestellte in Schwenningen aus Villingen und anderen badi-schen Gemeinden kamen.

Am Mittwoch, dem 20. September 1950 erscheint ein ausführlicher „Anschlag“, der nochmals alle In-formationen zum Ablauf der Volksbefragung gibt und zusätzlich eine Liste der 16 Abstimmungs-bezirke beinhaltet.

Erst am Freitag, dem 22. September erscheint die Berichterstattung über die vom Schwenninger „Arbeitsausschuß“ veranstaltete Versammlung im Beethovensaal mit Prof. Dr. Erbe als Hauptreferent. Nach einer Einführung zum Thema, in der nochmals über die Wichtigkeit der bevorstehenden „Abstimmung“ vor allem im Hinblick auf die Re-aktion der Alliierten zur Geltung gebracht wird, zeigt sich das Blatt entrüstet über das beschämend kleine Maß an Interesse, welches diesem Thema entgegengebracht werde – kaum 200 Personen hät-ten sich zu der Versammlung eingefunden. Im Fol-genden wird der Inhalt der Rede von Herrn Prof. Dr. Erbe zusammengefasst und erläutert. Der Re-ferent habe durch seine „knappen und einleuch-tenden Worte“ sowie „exakt formulierten, sachli-chen und nüchternen Ausführungen“ bestochen. Sie hätten bewusst im Kontrast zu der Engstirnig-keit und der unwahren Romantik der partikulari-stischen Reden gestanden. Besonders ausführlich wird auf die Tatsache eingegangen, dass es so etwas wie ein „natürliches“ Baden oder Württemberg nie gegeben habe. Im Gegenteil, die Länder seien „Zu-fallsstaaten ohne raumordnenden Sinngehalt“ gewe-sen. Dies beweise der geschichtliche Hintergrund ihrer Entstehung sowie der Grenzverlauf, der eine „Versündigung gegen den Geist der Geographie“ sei. In der Rede wird das „florierende Verhältnis“ von Nord-Baden und Nord-Württemberg (also das Land Württemberg-Baden) als Beweis dafür genom-men, dass alle drei Länder harmonisch miteinander „im Einklang mit der Natur und dem Volks-tum“ leben könnten. Die Gelder aus Nord-Baden sollten nicht für den Finanzausgleich in die Staats-kassen fließen, sonder zum Wiederaufbau im eige-

nen Land genutzt werden. Der „kleinen Bürokratie aus krankhaftem Nationalempfinden“ solle nicht die Chance gegeben werden, die Schaffung eines überlebensfähigen Staates zu verhindern, nicht nur im Hinblick auf Deutschland, sondern auch im Hinblick auf ein neues starkes Europa, „denn der Südweststaat ist das psychologische Exempel zu einer immer weiteren Zurückführung aller zwis-chenstaatlichen Grenzen“. Der Vortrag endet mit einem allgemeinen Appell wählen zu gehen, da sonst der Eindruck entstehe, dass man mit den momentanen Verhältnissen zufrieden sei.

Der „Arbeitsausschuss Südweststaat-Vereinigung“ war auch noch am Tag vor der Wahl mit einer Anzeige auf der Schwenninger Lokalseite der „Nek-karquelle“ präsent. Unterzeichnet ist der Wahl-Auf-ruf von Oberbürgermeister Kohler. Selbst am Wahltag war die Stadt aktiv. In der Bericht-erstattung vom Montag, dem 26. September, findet sich der Hinweis: „Während in den Vormittags-stunden noch kaum ein Drittel der Wähler abge-stimmt hatte, wurde gegen Schluss der Wahlhand-lung das Interesse größer, vor allem, da durch einen Lautsprecherwagen nochmals auf die Wichtigkeit der Wahl hingewiesen wurde.“

Welchen Eindruck das ganze Gezeter und die viele Propaganda, die sich vorwiegend in Sonderaus-gaben, Beilagen, Plakaten und Handzetteln mani-festierte, auf die Bevölkerung machte, zeigt sehr schön eine satirische Glosse, die am Samstag, dem 23. September 1950, einen Tag vor der Volksbe-fragung, unter dem Kürzel „k.r.“ abgedruckt wur-de. Der Autor beschreibt sich als offenen, wissbe-gierigen Menschen, der sich überall so viel Wissen wie möglich über das Streitthema angeeignet habe und nun zu dem Schluss komme, dass er „bisher schlechte Absichten verfolgt habe, wenn er hin und wieder im schönen Triberg am Fuß des Wasserfalls eine echte Schwarzwälder Kirschtorte verzehrte“ oder „in Bad Dür rheim die Schillerlocken ‚ent-wirrte‘ und ... alljährlich in Hochemmingen oder Dauchingen seine Kartoffeln bestellte.“ Nun aber, so rühmt er sich, weiß er um seinen Fehler, er ist nämlich von „drüben“. Doch selbst will er es nicht ganz wahr haben und fragt sich denn wie weit das

mit den zwei Ländern gehen solle und ob nicht auch „die Sonne, die bis jetzt gleichermaßen auf die hüben wie drüben geschienen hat, sich dieser Anordnung gleichfalls zu beugen hat.“ Schließlich kommt er jedoch zu der Überzeugung, nicht auf seine Schwarzwälder Kirschtorte verzichten zu wollen und entscheidet sich nun, sich nicht mehr zum Narren halten zu lassen. Der Wahltag selbst verlief anscheinend erstaunlich ruhig ab. Dies dokumentiert auch die Berichterstattung des darauffolgenden Tages.

Es schwingt schon Enttäuschung mit in dieser Schlagzeile der „Neckarquelle“. Wohl hat es einen überwältigenden Sieg für den Südweststaat gegeben, wenn man die Ergebnisse in allen vier Stimmbezirken zusammenzählt. Aber in den beiden badischen Stimmbezirken war es eben so, dass der deutliche Sieg der Altbadener in Südbaden, den weniger deutlichen Sieg des Südweststaats in Nordbaden ausglich. Wenn die badischen Stimmen zusammengezählt werden, dann ergibt sich das in der zweiten Zeile genannte Übergewicht von 5000 Stimmen für die Wiederherstellung des alten Landes Baden. Großes Erstaunen herrschte über den glatten Verlauf der Wahl, aber auch über die sehr unterschiedliche Wahlbeteiligung: Sie schwankte von 46,8 % im Kreis Tuttlingen bis zu 97,9 % in Hüfingen, im Kreis Donaueschingen. Völlig überraschend fiel hingegen das Wahlergebnis in der badischen Grenzregion aus. Im Gegensatz zu ihren württembergischen Nachbarn, bei denen ein eindeutiger Trend zum Südweststaat bestand, der schließlich auch mit über 90 % der Wählerstimmen bestätigt wurde, erwartete man in den benachbarten badischen Gemeinden höchstens eine knappe Mehrheit – falls überhaupt eine – für den Südweststaat. Doch entgegen allen Vorhersagen errang der Südweststaat im Kreis Villingen einen klaren Abstimmungssieg, der in seiner Eindeutigkeit unterstrich, was wohl die meisten Schwenninger insgeheim gehofft hatten, „dass die Menschen auf der badischen wie auf der württembergischen Seite die gegensätzlichen Propagandafeldzüge mit ihrer Gelassenheit aufgenommen haben und sich in ihrer seitherigen, bewährten Einstellung nicht beirren ließen“. Zahlreiche ungültige Stimmen in Schwenningen waren

auf eigene Stimmzettel der KPD als Gegenpropaganda zurückzuführen und trotzdem befürworteten 96,7 % der Wähler der Stadt den Südweststaat. Im Kreis Villingen wurden die Alt-Badener mit 63,3 % der Stimmen für den Südweststaat ebenfalls klar übertrumpft.

Der Auswertung und Kommentierung der Wahlen widmet die Zeitung eine ganze Seite des Lokalteils, was angesichts des geringen Umfangs einer damaligen Zeitung doch eine ganze Menge war. Das Wahlergebnis jedes einzelnen Schwenninger Wahlbezirks wird gesondert aufgeführt und kommentiert. Zwei Tabellen fassen das Ergebnis der Volksbefragung am 24. September in Kreisen und Städten sowie in Schwenningen allein zusammen. Ein begleitender Artikel unter der Überschrift „Gegenseitiges Verständnis“ lobt die Bewohner der Grenzregionen, die sich trotz aller Anstrengungen nicht von ihrem natürlichen harmonischen Verhältnis zueinander haben abbringen lassen. Ausschnitte wie folgender vermitteln den Bewusstseinswandel der Bürger in der Nachkriegszeit und machen die politische und idealistische Tragweite des „Unternehmens Südweststaat“ deutlich:

„Dieses Bekenntnis zu einem gemeinsamen Zusammengehen aber hat nicht nur einen politischen Blickpunkt, weit mehr noch spricht es von dem Vertrauen auf beiden Seiten der Grenze, das diese Menschen gegenseitig in sich setzen, von dem Willen, die seither guten Beziehungen über die Grenzen hinüber wie von altersher auch weiter zu pflegen, von dem Wissen, dass letztlich der Mensch wichtiger ist als Staat und Grenzen, und von der klaren und sauberen Einstellung, sich zum Nutzen beider Teile von überbetonten Gefühlsmomenten freizuhalten.“

Doch die Euphorie der Südweststaatanhänger wurde durch die Mehrheit für die Wiederherstellung der alten Länder im Land (Süd-)Baden überschattet, die den Zusammenschluss der drei Länder verhinderte.

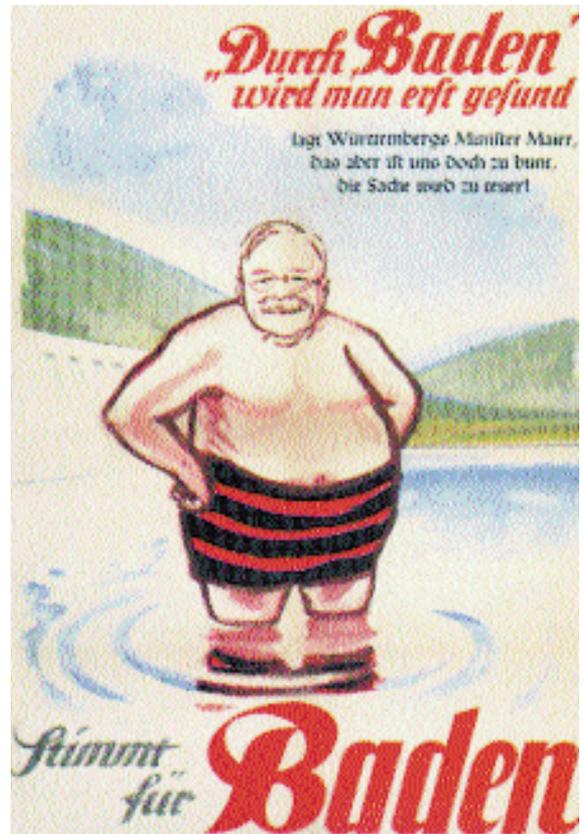
Ein letzter Artikel befasste sich mit der Frage: „Was sagt man zum Ausgang der Volksbefragung?“ Vorweg jedoch wird festgehalten, dass das Wahlergebnis, also der Sieg der Partikularisten im Land Baden (es war tatsächlich ein Sieg, denn die badi-

sche Staatskanzlei teilte mit „der Angriff Württembergs auf die badische Einheit“ sei abgeschlossen), keineswegs überraschend sei. Im Gegenteil sei angesichts der massiven und aggressiven aber nicht immer mit der „erforderlichen Sachlichkeit“ durchgeführten Wahlpropaganda die Mehrheit nur eine sehr geringe gewesen. Befragte Bewohner aus den umliegenden „alt-badischen“ Gemeinden, so der Artikel, machten sich keine Illusionen und wüsten sehr wohl wie wackelig die ganze Situation sei. Trotz des Bewusstseins, dass noch alles möglich war, bedauerten es auch „unvoreingenommene Wähler in den badischen Nachbargemeinden“, dass „damit die einfachste Gelegenheit vorübergegangen ist, einem schon seit langem bestehenden Zustand der Zusammenarbeit nun auch die äußere Sanktionierung zu geben“. Erstaunlich ist aber die anscheinende Abhängigkeit der badischen Grenzregion von der württembergischen Seite. Sie manifestiert sich in Ängsten der badischen Grenzbevölkerung, die befürchtet, bei entsprechender Einstellung von württembergischer Seite Nachteile zu erfahren. Nicht zuletzt die Aussage eines Bürgermeisters machte die Sonderstellung der Bewohner der Grenzregionen im südwestdeutschen Raum klar. Enttäuscht über die „Zweigespaltenheit der Bevölkerung“, ist er dennoch davon überzeugt, dass sich diese Gruppe von Menschen „wie seither freundschaftlich begegnen würden und sich darin von niemandem beeinflussen ließen.“

Auf württembergischer Seite zeigte man Bedauern über den Wahlausgang, doch konnte auch hier von einem „Abbruch der Beziehungen über die Grenzen“ keine Rede sein, wenn man auch von einer Verschlechterung dieser Beziehungen ausgehen konnte.

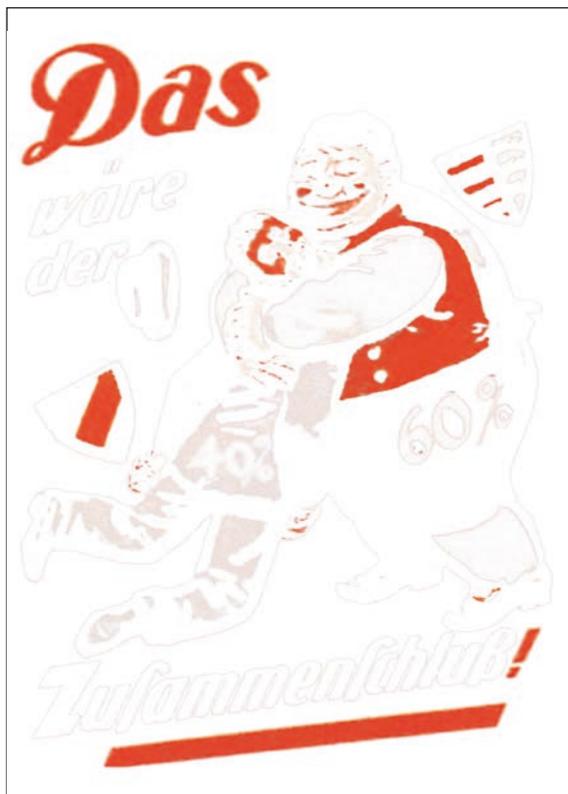
Den Ausspruch des Vorsitzenden der CDU Nordwürttembergs, Simpfendorfer, könnte man als Fazit der Volksbefragung nehmen: „Das Ergebnis ist zwar sehr interessant, aber nicht sehr brauchbar für eine Vereinigung.“

In der „Neckarquelle“ wird immer wieder der unsachliche, ja unfaire Wahlkampf der Altbadener angesprochen. Wir haben in den Zeitungen und im Archiv kein „einschlägiges“ Material gefunden, um diesen Vorwurf darstellen zu können. Um vielleicht



verständlich zu machen, was die Befürworter des Südweststaats mit diesem „unsachlich“ und „unfair“ meinen, haben wir auf zwei bekannte Plakate zurückgegriffen, die im Vorfeld des Volksentscheids 1951 verwendet wurden. Hier ist das Plakat der Altbadener, das den Ministerpräsidenten von Württemberg-Baden, Reinhold Maier, in der Badehose darstellt. Nun kann man das Wortspiel „b/Baden“ im Text als lustig oder ironisch empfinden. Wir denken aber, dass es der Betrachter der damaligen Zeit anders gesehen hat. Dreißig Jahre zuvor hat ein Foto von Reichspräsident Ebert in der Badehose einen Skandal ausgelöst. Der Reichspräsident, ähnlich wie Reinhold Maier, von eher kleiner, gedrungener Gestalt, wurde mit diesem Foto von der nationalistischen Rechten lächerlich gemacht. Deshalb denken wir: Ein Regierungschef in der Badehose auf einem öffentlichen Plakat dargestellt – da versagt man ihm doch den nötigen Respekt, da nimmt man ihm einen Teil seiner Amtswürde.

Wenn wir uns an die Formulierung des badischen Staatsministeriums erinnern, wo vom Ausgang der Volksbefragung gesagt wurde, hier sei „der württembergische Angriff auf die badische Einheit“ abgewehrt worden, denken wir an ein anderes Plakat der Altbadener aus dem Kampf um den Volksentscheid im Jahre 1951. Hier, so glauben wir, werden die Ängste der Altbadener vor dem größeren und wirtschaftlich stärkeren Württemberg besonders deutlich. Dabei spielt es keine Rolle, ob Leo Wohleb und seine Mitstreiter nun tatsächlich fürchteten von Württemberg erdrückt zu werden. Ob man solche Ängste im badischen Wahlvolk nur schüren wollte, ist dabei zweitrangig. Wir sind sicher, dass bei den Gegnern des Südweststaats ein Gefühl, wie es in diesem Plakat ausgedrückt wird, vorherrschte: „Wir wollen uns doch nicht von den Württembergern majorisieren oder gar erdrücken lassen.“ Für uns Heutige ist es klar, dass diese Ängste unnötig waren. Auch rein gefühlsmäßig besteht für uns kein Gegensatz zwischen Baden und Württemberg mehr.



4. Die Volksabstimmung vom 9. November 1951 auf der Grundlage der Akten des Stadtarchivs

Sauber geordnet zwischen zwei Aktendeckeln mit dem handschriftlichen Vermerk „Volksabstimmung über die Neugliederung in den Ländern Baden, Württemberg-Baden und Württemberg-Hohenzollern am 9. Dezember 1951 – Stadt Villingen Hauptregistratur“ steht die einschlägige Akte im Stadtarchiv.

Obenauf liegt das Bundesgesetzblatt vom 5. Mai 1951, am Rand der Bleistiftvermerk „für H. Obgm“ (für Herrn Oberbürgermeister) – dreifach unterstrichen! Nachdem die Neugliederung des Südwestens „durch Vereinbarung der beteiligten Länder“ – wie es Artikel 118 des Grundgesetzes vorsah – nicht zustande gekommen war, sollte es nun dieses Bundesgesetz ermöglichen. Der volle Name des Gesetzes lautet:

„Zweites Gesetz zur Durchführung der Neugliederung in dem die Länder Baden, Württemberg-Baden und Württemberg-Hohenzollern umfassenden Gebiete gemäß Artikel 118 Satz 2 des Grundgesetzes.“

Die entscheidenden §§ 3 und 10 des Gesetzes legen fest, dass vier Abstimmungsbezirke gebildet werden:

1. das Land Baden,
2. der Landesbezirk Baden des Landes Württemberg-Baden,
3. das Land Württemberg-Hohenzollern,
4. der Landesbezirk Württemberg des Landes Württemberg-Baden.

Als Voraussetzung für die Bildung des Südweststaats – also des neuen Landes Baden-Württemberg – galt, dass die Vereinigung der drei Länder in drei der vier Abstimmungsbezirke eine Mehrheit bekommen musste. Dieser Abstimmungsmodus war eine herbe Niederlage für den (süd-)badischen Staatspräsidenten Leo Wohleb, der immer dafür gestritten hatte, dass die Auszählung der Stimmen auf der Grundlage der alten Länder Baden und Württemberg stattfinden müsse. Sein Kalkül war dabei, dass eine starke südbadische Zustimmung zur Wiederherstellung des alten Landes Baden die (zu Recht) erwartete knappe Zustimmung Nordbadens zum Südweststaat ausgleichen könnte.

Dann – so die Hoffnung des Altbadeners Wohleb – wäre das frühere Land Baden wiedererstanden.

Aber nun waren die Würfel in Bonn anders gefallen und man machte sich auch im Land Baden an die Vorbereitung der Volksabstimmung. Das Bundesgesetz hatte als spätesten Termin den 16. September 1951 genannt und an diesem Tage sollte nun auch die Volksabstimmung stattfinden. In einem „Merkblatt für die Gemeindebehörde“ war der Zeitplan exakt aufgelistet. Häkchen am Rande zeigen, dass die Villingener Stadtverwaltung diesen Plan genau abgearbeitet hat.

Im August noch mussten der Gemeindestimm- ausschuss gebildet, die Stimmbezirke festgelegt, die Stimmlisten berichtigt und ausgelegt werden. Vom 19. bis 25. August lagen die Stimmlisten öffentlich aus. Auch die Parteien griffen offensichtlich in den Kampf um den Südweststaat ein. So wurde für die CDU Herr Rektor Brachat am 16. August eine Wählerliste ausgehändigt. Die Kosten betragen DM 80,-.

Mitten in die letzten Vorbereitungen, wenige Tage vor der Volksabstimmung, platzte eine „Fernschrift“ – also ein Telegramm – des badischen Innenministeriums in Freiburg: Die Volksabstimmung findet nicht statt, sie wird ausgesetzt. „Die auf die Durchführung der Abstimmung hini- zielenden Arbeiten sind deshalb vorerst einzustellen bis weitere Weisung erfolgt.“

Was war geschehen? Der badische Staatspräsident hatte sich mit dem Inkrafttreten des Bundesge- setzes am 5. Mai 1951 noch keineswegs geschlagen gegeben. Er hatte gegen das Gesetz Beschwerde beim Bundesverfassungsgericht eingereicht. Das Problem dabei war allerdings, dass ein solches Gericht im Grundgesetz vorgesehen aber damals noch gar nicht gebildet war. In aller Eile war im Sommer 1951 das Gericht gebildet worden. Um über die Beschwerde Badens in Ruhe beraten zu können, hatte das Gericht die Abstimmung zu- nächst einmal ausgesetzt.

Das nächste Dokument, das im Archiv aufbewahrt wird, ist das Ministerialblatt, in dem die badische „Landesregierung und Staatskanzlei“ das Urteil des Bundesverfassungsgerichts vom 23. Oktober 1951 zur Kenntnis bringen. In diesem Urteil war festge-

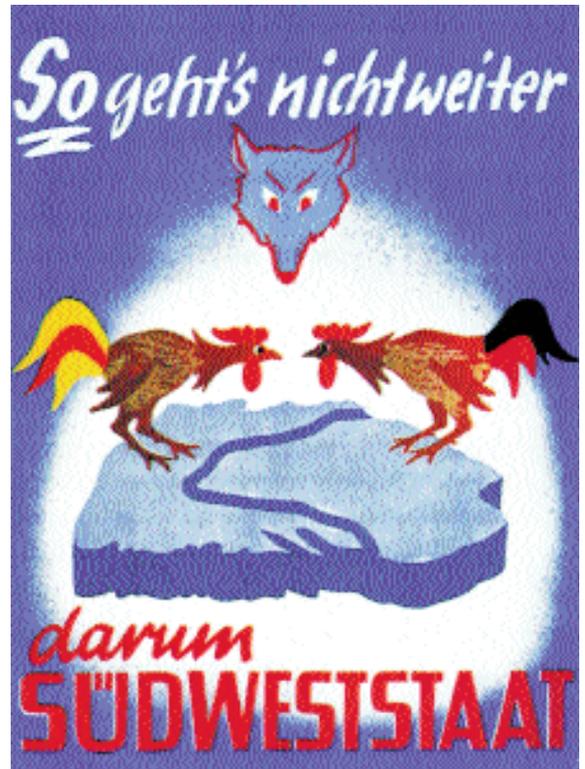
stellt worden, dass das Bundesgesetz zur Neu- gliederung vom 5. Mai 1951 – bis auf kleinere Beanstandungen – gültig und damit anzuwenden sei. Abstimmungstag sollte spätestens der 16. De- zember sein. Eine Bestimmung des Urteils, die auch in Villingen noch einigen Ärger bereiten sollte, lautet: „Als Abstimmungstag im Sinne des § 6 Abs. 1 gilt der 16. September 1951.“ In der „Wei- sung Nr. 2“ vom 23. November erläutert die Frei- burger Landesregierung diesen Satz ausführlich. Die Städte und Gemeinden sollen bei der Abstim- mung von den Wählerlisten ausgehen, die zur ursprünglichen Abstimmung vom 16. September erstellt wurden. Das bedeutet, dass alle Bürgerin- nen und Bürger, die nach dem 16. September 21 Jahre alt und damit wahlberechtigt geworden waren, nicht mitstimmen durften, ebenso Men- schen die nach dem 16. September zugezogen waren. Entsprechende Anträge an die Villingener Ver- waltung mussten abschlägig beschieden werden.

Die Vorbereitungen zur Volksabstimmung waren schon Anfang November wieder aufgenommen worden. Am 22. November ging ein ganzes Dut- zend von Beschlüssen von Oberbürgermeister Kern an die verschiedenen Dienststellen. An die Haus- meister der Knabenschule (heute Karl-Brachat- Realschule), der Mädchenschule (heute Kloster- ring-Schule) und an die Oberrealschule (heute Gymnasium am Romäusring) erging folgende Wei- sung:

„Ich bitte, darauf zu achten, dass die Wahlräume geheizt sind. Der Obgm.“

Oder an alle Wahllokale ging die Aufforderung: *„Ich bitte, ganz besonders darauf zu achten, dass die Wahllokale gut beleuchtet sind, sodass auch die älteren Leute unbeschwert in den Wahlräumen ihrer Wahl- pflicht genügen können. Der Obgm.“*

Am 24. November erging der Beschluss des Ober- bürgermeisters an das Stadtbauamt, der die Wahl- lokale festlegte: Sieben Wahllokale waren in der Knabenschule untergebracht, fünf in der Mädchen- schule und acht in der Oberrealschule; dazu kamen zwei Wahllokale in der Saarländschänke, je eines im Gasthaus Nordstetter Hof und Gasthaus Zollhaus. Dazu kam ein Wahllokal in der Baracke der In- neren Mission am Bahnhof und das Wahllokal im



Wahlkampf in Freiburg

Plakat-Aktion erinnerte an den *Kampf um den Südweststaat*

Anfang Dezember 2001 erlebte Freiburg einen besonderen Wahlkampf, keinen aktuellen, sondern einen historischen. In Erinnerung an die Volksabstimmung vom 9. Dezember 1951, die den Weg ebnete für die im April 1952 erfolgte Gründung des Südweststaats, des heutigen Bundeslandes Baden-Württemberg, hatten das Kulturamt der Stadt Freiburg, die Landeszentrale für politische Bildung und das Staatsarchiv Freiburg den damaligen Wahlkampf reinszeniert. Acht Wahlplakate, vier von den Befürwortern und vier von den Gegnern des Zusammenschlusses der Länder Baden und Württemberg zu einem Bundesland, wurden ausgewählt und in jeweils 1000 Exemplaren an den Litfaßsäulen der Stadt plakatiert. Die Motive der Plakate spiegeln den von starken Emotionen getragenen Wahlkampf in gelungener Weise wider.

Krankenhaus/Hl. Geist Spital – insgesamt also 26 Wahllokale.

Für die letzten Tage im November bis zum 6. Dezember dokumentiert das Stadtarchiv einen regen Briefverkehr. Bürgerinnen und Bürger, die seit dem 16. September aus Villingen weggezogen waren aber noch in einem der drei südwestdeutschen Länder lebten, forderten die Nachsendung Ihrer Stimm­scheine an. Auch Personen, die sich am Wahltag nicht in der Stadt aufhielten – etwa ein Villingener Steuerinspektor, der gerade in Freiburg einen Kurs absolvierte, baten noch recht kurzfristig um Zusendung des Stimm­scheins. Erstaunlich ist, wie schnell die Post und die Stadtverwaltung damals arbeiteten. Wirklich auf den letzten Drücker schickte eine Villingerin am 5. Dezember eine Postkarte aus Freiburg ans Villingener Rathaus. Die Postkarte trägt den Eingangsstempel vom 6. 12. und den Vermerk, dass der Stimm­schein abgeschickt wurde

Hektisch ging es auch auf der politischen Ebene zwischen der Landesregierung in Freiburg und den Landkreisen und Städten zu. Fast täglich trafen in den letzten Tagen vor der Abstimmung Anweisungen und Erläuterungen in Villingen ein. Es ging immer wieder um zwei Fragen: Wer ist abstimmungsberechtigt? und Wie sollen die Stimmzettel am 9. Dezember ausgezählt werden? Dabei sah der Stimmzettel nicht besonders kompliziert aus. Benutzt wurden die Stimmzettel, die schon für den 16. September vorbereitet waren. Die Wahlberechtigten wurden gefragt, ob sie die Vereinigung der damals bestehenden drei Länder zum Südweststaat wollten, oder ob sie die Wiederherstellung des alten Landes Baden wünschten. Falls auf dem Stimmzettel nur ein Kreuz gemacht würde, wäre die Auswertung klar gewesen. – Was aber, wenn die Wählerinnen und Wähler mit den Wörtern „ja“ und „nein“ operierten? Die „Weisung Nr. 3“ die am 29. November 1951 vom Badischen Ministerium des Inneren an die Gemeinden und Landratsämter verschickt wurde, enthielt folgende Anweisung:

„4. Ist lediglich die Frage 1 mit nein gekennzeichnet, so gilt die Frage 2 als bejaht.

5. Ist jedoch nur die Frage 2 mit einem Nein gekennzeichnet, so ist im Sinne des Urteils des Bundesver-

fassungsgerichts vom 23. Oktober 1952 die Frage 1 nicht bejaht. Dieser Stimmzettel ist ungültig.“

Die Absicht war deutlich. Sagte jemand nein zum Südweststaat, so sollte die Stimme als ein Ja für die Wiederherstellung des alten Landes Baden gewertet werden. Sagte aber jemand nein zu Baden, so soll die Stimme nicht als ein Ja für den Südweststaat gezählt werden. Eine solche Ungleichbehandlung musste Widerspruch hervorrufen, und dieser Widerspruch kam vom Badischen Städtetag. In einem Telegramm vom 4. Dezember wird erklärt, dass die Auslegung des Innenministeriums „verfassungs- und rechtswidrig und daher nicht bindend sei“. Die Antwort des Innenministeriums ließ nicht lange auf sich warten. In einem Schreiben vom 6. Dezember wies das Innenministerium den Widerspruch des Städtetags zurück. Die „Weisung Nr. 3“ blieb gültig.

Noch am 3. Dezember verschickte das Freiburger Innenministerium ein „Merkblatt für die Presse über die praktische Durchführung der Volksabstimmung am 9. Dezember 1951“. Auch die Gemeinden erhielten Kopien. Darin ging es vor allem nochmals um die Frage: „Wer ist stimmberechtigt?“ Kernantwort blieb: „Wer am 16. September 1951 das 21. Lebensjahr vollendet hat.“ und „Wer am 16. September 1951 seit mindestens drei Monaten im Abstimmungsgebiet, (d. h. in einem der drei Länder Baden, Württemberg-Baden, Württemberg-Hohenzollern) gewohnt hat.“

Letzte Anweisungen zur Volksabstimmung ergingen noch am Wahltag selbst per Fernschreiben an die Landratsämter.

Die Landesregierung hat selbst massiv in den Abstimmungskampf eingegriffen. Ihren Niederschlag in den Villingener Akten findet dieses Verhalten in einem DIN A1 Plakat „Aufruf der badischen Landesregierung“, das am 3. Dezember von der Freiburger Regierung an alle Gemeinden verschickt wurde. Wie der Eingangsstempel zeigt, sind die Plakate am 5. Dezember in Villingen eingetroffen. In eindringlichen Worten wird für die Wiederherstellung des alten Landes Baden geworben – mit der badischen Freiheit und Toleranz, mit der fortschrittlichen badischen Sozialgesetzgebung. Nachdrücklich wird um die Stimmen der Flücht-

linge geworben. Vor der Majorisierung durch die Württemberger wird deutlich gewarnt. Das von Staatpräsident Wohleb unterzeichnete Plakat endet mit dem Aufruf:

„Jeder zur Wahlurne! Jede Stimme für Baden!“

Die Stadt Villingen wandte sich am 1. Dezember mit einer Bekanntmachung im DIN A1 Format an die Bürger. Die von Oberbürgermeister Kern unterzeichnete Bekanntmachung wies die Stimmbezirke mit den dazugehörigen Straßen aus. Sie endet mit dem Satz: „Alle stimmberechtigten Einwohner werden hiermit zur Beteiligung an der Volksabstimmung ... eingeladen.“ Die Stimmlisten wurden in Villingen am 7. Dezember geschlossen und Oberbürgermeister Kern beurkundete 14.169 Stimmberechtigte in der Stadt.

Über den Wahltag selbst vermelden die Akten des Archivs keine besonderen Vorkommnisse. 70,1 % der Villingenerinnen und Villingen gingen zur Abstimmung. Von den 10.030 abgegebenen Stimmen waren 99 ungültig.

Für den Südweststaat stimmten 5.793, das sind 57,76 %. Für Altbaden stimmten 4.138, das sind 41,26% (jeweils bezogen auf die abgegebenen Stimmen).

Interessant ist dabei das Abschneiden in den einzelnen Stimmbezirken. In fast allen Stimmbezirken gab es die spürbare Mehrheit für den Südweststaat, den das Gesamtergebnis ausdrückte. Besonders deutlich lag der Südweststaat in Nordstetten vorn: 60 Stimmen für den Südweststaat, 14 Stimmen für Altbaden. Im Zollhaus war es ähnlich: 53 Stimmen für den Südweststaat und 7 Stimmen für Altbaden. Aber es gab auch vier Stimmbezirke in denen Altbaden vorn lag:

Stimmbezirk 11 (Badgasse, Bogengasse, Brunnergasse, Rietgasse, Turmgasse, Zinsergasse);

Stimmbezirk 12 (Färberstraße, Rosengasse, Thomasgasse, Webergasse);

Stimmbezirk 18 (Bertholdstraße, Bleichestraße, Romäusring).

Es war also die westliche Innenstadt, in welcher die Altbadener in der Mehrheit waren. In der östlichen Innenstadt – zwischen Niedere Straße und Kaiserling – herrschte ein Gleichgewicht zwischen den beiden Lagern; die Südweststaatler hatten meist

nur eine Handvoll Stimmen mehr. Ein Sonderfall war der

Stimmbezirk Krankenhaus / Hl. Geist-Spital.

Hier hatten die Altbadener eine deutliche Mehrheit: 76 Stimmen für Altbaden und nur 40 Stimmen für den Südweststaat.

Noch am Abend des 9. Dezember wurde im Villingen Rathaus, Zimmer 28, die Abstimmungs-niederschrift erstellt und von den Mitgliedern des Gemeindestimmausschusses unterschrieben:

Oberbürgermeister Kern, Erster Beigeordneter Weißer, Verwaltungsobersekretär Pfundstein, Stadtrat Raach (CDU), A. Irion (SPD), G. Berweck (D.P. [=FDP]), A. Mauthe (KPD), Steinfeld (Europa-Partei), Josef Hog (Arbeitsgemeinschaft der „Altbadener“), Othmar Wehrle (Arbeitsgemeinschaft „Südweststaat“).

Nach der Wahl fand in der Stadtverwaltung so etwas wie eine „Manöverkritik“ über den Ablauf der Volksabstimmung statt. Diese Kritik wurde auf zwei Schreibmaschinenseiten festgehalten und am

1.2.1952 von Oberbürgermeister Kern beglaubigt. Es wurde Positives wie Negatives zusammengestellt: *Positiv war die Vermehrung der Stimmbezirke.*

Positiv war auch die Zusammenlegung von Krankenhaus und Hl. Geistspital zu einem Stimmbezirk.

Angeregt wurde, den bäuerlichen Stimmbezirk Nordstetten in Zukunft nachmittags zu öffnen und nicht nur vormittags wie am 9. Dezember.

Kritisch wurde festgehalten, dass die Bewohner der Außenbezirke zu lange Anmarschwege zum Wahllokal gehabt hätten: „Bei schlechtem Wetter, wie es am Abstimmungstag herrschte, wirkt sich das sehr nachteilig für die Wahlbeteiligung aus.“

Über die Aufregung im Vorfeld, wie denn „Neinstimmen“ zu behandeln wären, wird vermerkt:

„Es gab im gesamten Gemeindestimmbezirk nur eine einzige Nein-Stimme, über die der Gemeindestimmausschuss dann zu entscheiden hatte. Die vielen Fernschreiben des Landesstimmleiters waren hier völlig unnötig.“

Als Fehler wurde auch erkannt, dass die Aufforderung der Landesregierung für Altbaden zu stimmen in den Wahllokalen selbst aushing. Die Plakate seien im Lauf des Tages auch entfernt worden. Und man lernte daraus für zukünftige Wahlen: „Es sollte aber

ausgeschlossen sein, und bei künftigen Wahlen wird man darauf achten müssen, dass irgendwelche Wahlpropaganda sich in das Wahllokal einschleicht.“

Irgendwelche Hinweise, wie man in der Villingener Stadtverwaltung zum Ausgang der Abstimmung eingestellt war, finden sich in den Akten nicht. Die aufbewahrten Akten spiegeln eine verwaltungstechnische Neutralität dem politischen Ereignis gegenüber wider.

5. Die Volksabstimmung vom 9. Dezember 1951 im Spiegel der lokalen Presse

Wichtig bei der Recherche in den Lokalzeitungen ist die Beachtung der Tatsache, dass der Wahltermin zunächst auf den 16. September 1951 angesetzt war. Die badische Regierung rief jedoch im Mai 1951 das Bundesverfassungsgericht mit der Begründung an, dass das Abstimmungsverfahren grundgesetzwidrig sei. Aber das Bundesverfassungsgericht war zu diesem Zeitpunkt noch nicht konstituiert, da man sich noch nicht auf einen Präsidenten hatte einigen können. Der badische Staatspräsident Leo Wohleb weigerte sich, die Volksabstimmung in Baden ohne eine Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts durchzuführen. Kurzzeitig drohte die Situation zu eskalieren, war doch Baden per Bundesgesetz zur Durchführung der Wahlen verpflichtet. Die Bundesregierung scheute sich jedoch, so kurz nach der Staatsgründung Bundeszwang gegenüber Baden auszuüben, während andererseits Württemberg-Hohenzollern und Württemberg-Baden den Vollzug der Abstimmung forderten. Das Gericht konnte gerade noch rechtzeitig zusammentreten und verlegte den Termin durch eine einstweilige Anordnung auf den 9. Dezember 1951. Die Nachricht davon traf jedoch erst am 12. September in Villingen ein, wo sich die Menschen und Zeitungen schon auf die Wahl eingestellt hatten.

Wahlkampf und Abstimmungsverhalten in Villingen im Spiegel der Lokalseiten des „Südkurier“

Vor der geplanten Abstimmung im September machte besonders die SPD-Fraktion des Villingener Stadtrats über sich reden. Am 21. August 1951

berichtet der Südkurier von einem Lichtbildervortrag im „Waldschlößle“, den der Redner des Südweststaat-Ausschusses, Professor Dr. Metz aus Freiburg nutzte, um die Besucher über kulturelle und wirtschaftliche Verbindungen der Länder Baden und Württemberg zu informieren. Im Vordergrund der Veranstaltung stand jedoch die Äußerung des Landtagsabgeordneten der SPD, Dr. Haas, dass er im Stadtrat einen Antrag stellen wolle, die Abstimmung auch gegen die Anordnung des Badischen Staatspräsidenten durchzuführen. Sollten weitere Schwierigkeiten auftauchen, bat er die Wähler öffentlich, zur Abstimmung nach Schwennningen in besonders für Villingener eingerichtete Wahllokale zu gehen und ihre Stimme abzugeben.

Nur vier Tage später folgte ein weiterer Bericht über den Antrag. Der Gemeinderat hatte nun darüber zu entscheiden. Stadtrat Haas begründete den Antrag mit dem Hinweis, die Abstimmung entspreche dem Willen der Bevölkerung und man solle nun endlich diese schon drei Jahre andauernde Debatte über die Neugestaltung des Südwestraums beenden. Es komme darauf an, ob man Bonn oder Freiburg gegenüber ungehorsam sein solle, so Haas. Trotz Widerspruch der CDU-Stadträte Raach und Heuft bekräftigte auch Oberbürgermeister Kern, die Wahlvorbereitungen seien so weit gediehen, dass die Abstimmung auf jeden Fall durchgeführt werden sollte. Jedoch könne er als Wahlleiter durch einen solchen Antrag im Gemeinderat nicht gebunden werden, da er keine polizeiliche Gewalt habe und dem Zwang der Staatsgewalt ausgesetzt sei. Kern wollte den Antrag verschieben, bis wirklich der praktische Anlass gegeben sei. Die Abstimmung des Stadtrats ergab dennoch eine deutliche Annahme des sozialdemokratischen Antrags. Neun Stadträte der SPD, der Demokraten und der kommunistischen Partei konnten sich gegen die fünf Gegenstimmen der CDU durchsetzen. Doch durch die Verschiebung des Wahltermins verlor die Abstimmung an Bedeutung. Wir sehen an dieser Abstimmung, dass ein deutlicher Riss durch den Gemeinderat und wohl auch durch die Bürgerschaft ging. SPD, KPD und Demokraten (FDP) waren geschlossen für die Verwirklichung des Süd-

weststaats. – Die CDU-Fraktion war offensichtlich ebenso entschlossen für die Wiederherstellung des alten Landes Baden.

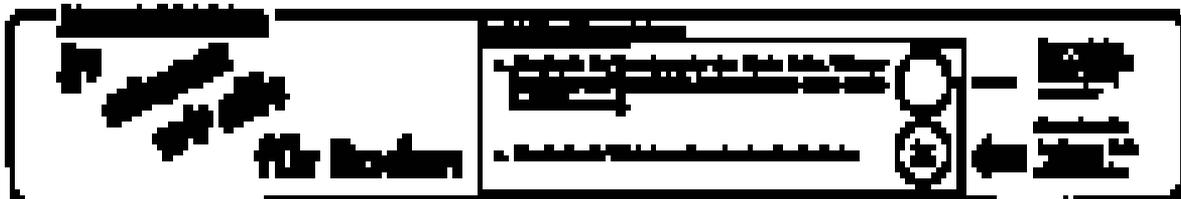
Nach der Verschiebung des Wahltermins sank das Interesse der Villingener Lokalpresse drastisch. Erst am 14. November des Jahres gab es eine kurze Mitteilung, welche die mit der Südweststaatabstimmung verbundene Abstimmung über die Verlängerung der Legislaturperiode des Landtags betraf. Das Ziel war es, eine fällige Neuwahl des Landtags zu verschieben, da man auch in Freiburg sicher war, dass 1951 die Neugliederung des Südwestens kommen werde – allerdings hoffte man auf die Wiederherstellung „Altbadens“. Die Abstimmung fand am 18. November 1951 statt. Der Verlängerung der Legislaturperiode wurde mit 81 % zugestimmt, die Abstimmung verlief allgemein eher unauffällig, was auch die niedrige Wahlbeteiligung von 33 % in Villingen erkennen ließ.

Die nächste Meldung zum Thema Südweststaatabstimmung findet sich danach erst wieder am 5. Dezember des Jahres, also vier Tage vor der Abstimmung. Der Verband der Heimatvertriebenen hatte in einer Sitzung die Mitglieder dazu aufgerufen, nicht zur Wahl zu gehen, da diese Angelegenheit nur von den Einheimischen entschieden werden solle. Hätten diese doch durch ihre Herkunft tiefgehende Gründe für ihre Entscheidung. Das Stimmungsbild solle also nicht durch die Stimmen der in dieser Sache weniger betroffenen Vertriebenen „verfälscht“ werden. Eine solche Enthaltung hätte wohl eher den Altbadenern genützt, da die meisten der Heimatvertriebenen objektiv die wirtschaftlichen und finanziellen Vorteile des Südweststaats gesehen hatten. Die stark emotional gefärbten Argumente Wohlebs zugunsten „Altbadens“ hatten diese Bevölkerungsgruppe wohl weniger überzeugt.

Außerdem findet man am 5. Dezember erstmals eine Werbeanzeige der Landesregierung von Baden, die alle Bürger dazu aufruft, ihre Stimme für die Wiederherstellung der alten Länder abzugeben. Staatspräsident Wohleb beschwört in diesem Aufruf Freiheit, Toleranz und Demokratie, die schon immer Baden ausgezeichnet hätten und weist auf die fortschrittliche Sozialgesetzgebung des Landes hin. Mit dem Hinweis auf ein „gesundes und ausgeglichenes Wirtschaftsleben“, das sich seit 150 Jahren in Baden entfaltet habe, widerspricht er den Befürwortern des Südweststaats, die vor allem die wirtschaftlichen Vorteile eines Zusammenschlusses in den Vordergrund stellen. Ausdrücklich wirbt Wohleb um die Stimmen der Heimatvertriebenen.

Am 6. Dezember erscheint dann ein Artikel über eine Versammlung der Südweststaatanhänger im „Waldschlößle“. Das Interesse der Bürger sei groß gewesen und außerdem, so wird erwähnt, habe sich Staatspräsident Dr. Gebhard Müller deutlich gegen eine Wahlenthaltung der Heimatvertriebenen ausgesprochen, sollten diese doch nun integriert werden und im Südwesten eine neue Heimat finden. Zwischen den Zeilen kann man jedoch erkennen, dass der Schreiber selbst eher ein Anhänger der Altbadener gewesen sein dürfte, wie die Wahl distanzierter Worte mit negativem Beigeschmack ahnen lassen. Ein weitaus positiveres Presseecho konnte in einem Artikel vom 8. Dezember die Versammlung der Altbadener, die ebenfalls im „Waldschlößle“ stattfand, für sich verbuchen. Diese mussten jedoch einen Rückschlag einstecken: Die Heimatvertriebenen hatten sich doch noch entschlossen, zum Gang an die Wahlurne aufzurufen.

Noch deutlicher als bisher wurde die Werbeanzeige, die am letzten Samstag vor der Abstimmung im Südkurier erschien:



Die endgültige Entscheidung über die politische Zukunft des Südwestens hatte die Bürgerinnen und Bürger der Stadt aktiviert. Immerhin gingen 70,8% zur Wahl. Das lag über der Wahlbeteiligung des Kreises von 65,7 %. Der Südkurier berichtet, 5793 Stimmen waren für den Südweststaat abgegeben worden, 4138 für die Wiederherstellung der alten Länder. Die Villingener hatten sich also, obwohl die Altbadener seit der Volksbefragung im September 1950 an Stimmen hinzugewonnen hatten, mit 56,7 % klar für den Südweststaat entschieden. Kommentare oder Berichte sucht man im Lokalteil der Zeitung allerdings vergeblich, lediglich ein kleiner Vermerk zum ruhigen Wahlverlauf findet man neben den Fakten zum Wahlergebnis.

Wahlkampf und Abstimmungsverhalten in Schwenningen im Spiegel der Lokalseiten der „Neckarquelle“

Vor dem zunächst festgelegten Abstimmungstermin Mitte September war es in Schwenningen politisch verhältnismäßig ruhig. Es gab nur eine Meldung am 19. August 1951: „Die Südweststaatvereinigung Württemberg-Hohenzollern will verstärkt für den Südweststaat werben. Die gegenwärtige Plakataktion soll Anfang September durch zahlreiche Versammlungen nicht nur in Großstädten, sondern vor allem auch in Landgemeinden ergänzt werden.“

Außerdem wird gemeldet, dass in weiten Teilen Südbadens ein Stimmungsumschwung zugunsten des Südweststaates stattgefunden habe – eine Meldung, die sich bei der tatsächlichen Abstimmung in keiner Weise bewahrheiten sollte!

Trotz häufiger Berichterstattung im überregionalen Teil der Südwestpresse konnte man danach auf der regionalen Seite bis zum 5. Dezember, also dem Mittwoch vor dem Abstimmungssonntag, nichts mehr zu diesem Thema finden. Auch dieser Artikel spiegelt im Grunde das Desinteresse der Schwenninger Bürger an dieser politischen Entscheidung. Immerhin war der Innenminister von Württemberg-Hohenzollern, Viktor Renner (SPD) nach Schwenningen gekommen. Aber von der Veranstaltung im „Adler“ konnte die „Neckarquelle“ nur mäßigen Besuch vermelden und kommentierte:

„Wenn der geringe Besuch der Südweststaatwahlversammlung vorgestern abend im „Adler“ ein Barometer für das Interesse an dieser Abstimmung überhaupt wäre, dann stünde es schlimm um die Anteilnahme der Schwenninger Bevölkerung am öffentlichen, politischen Leben.“ Gründe sieht man in dem ständigen „Gezerre“ um die Abstimmung, was, wie die Südweststaatler behaupten, die Absicht der Altbadener gewesen sei. Diese Taktik der Verschleppung habe das Ziel, die Leute, die in Schwenningen fast ausnahmslos für den Südweststaat seien, müde zu machen und dadurch von ihrem Gang zum Wahllokal abzuhalten. Zuerst habe der Innenminister alle Schwenninger Bürger aufgerufen, sich der Wahl nicht fernzuhalten, sondern für den Südweststaat zu stimmen, dann habe er „sachlich und leidenschaftslos (was ja allgemein das Kennzeichen der Verfechter des Südweststaatgedanken ist)“ die positiven Seiten seiner Perspektive für den Südwesten Deutschlands dargelegt. Der Autor des Artikels bezieht durch Wortwahl und Stil deutlich Stellung zu Gunsten des Innenministers. Auch das an den Schluss gesetzte Zitat des Schwenninger Oberbürgermeisters Dr. Kohler zeigt das: „Wer weiter denkt und das große Ziel im Auge hat, dem dürfte die Entscheidung für den Südweststaat nicht schwer fallen.“

Werbeanzeigen, in Schwenningen allerdings nur zugunsten des Südweststaats, erscheinen in sachlicher Form einzig am 7. Dezember und zwar sowohl im überregionalen als auch im lokalen Teil der Zeitung. Diese Anzeige macht den Unterschied zu Villingen deutlich. Während in Villingen die CDU auf der Seite „Altbadens“ steht, ist die Schwenninger CDU auf der Seite des Südweststaats. Die drei demokratischen Parteien SPD, FDP und CDU treten geschlossen für die Schaffung des Südweststaats ein.

Ebenfalls am 7. Dezember konnte man auf der lokalen Seite der Südwestpresse nachlesen, welche Regelungen für den Wahlsonntag getroffen worden waren. So hatten die Wahllokale eine Stunde länger geöffnet als bei sonstigen Wahlen, wer seinen Stimmausweis, der bereits zur vorgesehenen Wahl im September ausgeteilt worden war, verloren oder vernichtet hatte, konnte trotzdem zur Wahl gehen.

Besondere Regelungen galten bei Wohnungswechsel seit dem September. In Württemberg-Hohenzollern wurden am 9. Dezember 1951 zwei Abstimmungen durchgeführt. Es ging nicht nur um die Südweststaat-Frage, sondern es wurde gleichzeitig über die Verlängerung der Wahlperiode des Landtags entschieden. Bei den beiden Abstimmungen galten unterschiedliche Regelungen. Alles in allem versuchte man wohl, verunsicherte Bürger doch noch dazu zu bringen, ihre Stimme abzugeben. Überregional wurden diese Regelungen nochmals am 8. Dezember, also dem Tag vor der Abstimmung abgedruckt, sie erschienen diesmal allerdings in größerer Aufmachung und die Stimmung gegen den harten Wahlkampf der Altbadener kam deutlich zum Ausdruck.

Auf einer ganzen Seite wurde das Wahlergebnis am Montag, dem 10. Dezember 1951 dargestellt. Zahlen wurden dabei nur kurz wiedergegeben: die Schwenninger hatten sich zu 95,8 % für den Südweststaat ausgesprochen. Die Wahlbeteiligung war mit 54,4 % ausgesprochen niedrig. Die Kommentatoren schoben dies auf die Verärgerung über den unfairen Wahlkampf der Altbadener und die schlechte Witterung. Erfreut zeigte man sich besonders über den recht ruhigen und vor allem sachlichen Wahlkampf im Grenzgebiet. Auch, dass dieses Gebiet sich für den Südweststaat entschieden hatte, zeige „das Vertrauen der Bevölkerung an der württemberg-badischen Grenze in sich selbst und in seinen Nachbarn“.

6. Das Fazit

Wir haben uns bei unserem Beitrag zur Entstehung des Landes Baden-Württemberg auf zwei wichtige Ereignisse konzentriert: Die Volksbefragung vom 24. September 1950, mit der sich die drei Regierungen des Südwestens ein genaues Bild machen wollten, wie denn die Bevölkerung zu dieser Frage stehe und den Volksentscheid vom 9. Dezember 1951, bei dem die Bürgerinnen und Bürger abschließend darüber befinden sollten, ob sie den Zusammenschluss der drei Länder in einem Südweststaat befürworteten oder die beiden Länder Baden und Württemberg wiederhergestellt sehen wollten. Uns hat vor allem interessiert, wie sich die

beiden selbständigen Städte Villingen und Schwenningen in dieser Frage verhalten haben. Wir mussten uns dabei immer klar machen, dass das, was heute Stadtbezirke einer gemeinsamen Stadt sind, damals Städte waren, die durch eine Landesgrenze getrennt waren; Städte, die ihre Kontakte auf kommunaler Ebene auf ein Minimum beschränkt hatten.

Umso überraschter waren wir, dass vom Ergebnis her gesehen beide Städte sich gleich verhielten. Beide Städte votierten in beiden Abstimmungen für die Bildung des Südweststaats – wenn auch mit unterschiedlicher Intensität: in Villingen blieb die Zustimmung in beiden Abstimmungen bei der 60 %-Marke, in Schwenningen war sie zweimal über 90 %. Schwenningen lag mit seinem Ergebnis voll im Trend seines Bundeslandes (Süd-)Württemberg-Hohenzollern, während Villingen deutlich gegen den altbadischen Trend in seinem Bundesland (Süd-)Baden stimmte.

Für Schwenningen war die Sache offensichtlich schon lange klar: Die Zukunft lag bei einem größeren und wirtschaftlich stärkeren Südweststaat. Das erklärt auch, warum es so etwas wie einen Wahlkampf (eigentlich: „Abstimmungskampf“) in Schwenningen weniger gegeben hat als in Villingen. „Altwürttemberger“ muss es auch in Schwenningen gegeben haben – das Abstimmungsergebnis zeigt es. Aber als Gruppe traten sie in der Lokalpresse nicht in Erscheinung. Vielleicht haben sich manche Schwenninger auch daran erinnert, dass die Vereinigung von Baden und Württemberg schon einmal auf der politischen Tagesordnung der Stadt gestanden hatte. Das war 30 Jahre vor den von uns untersuchten Ereignissen.

In der Sitzung des Schwenninger Gemeinderats vom 18. März 1921 hatte der Bürgermeister von einer geplanten Besprechung württembergischer und badischer Grenzorte in Donaueschingen berichtet. Thema sollte die Vereinigung der Länder Württemberg, Baden und Hohenzollern sein. Der damalige Bürgermeister Braunagel wies auf die erhofften Verbesserungen in den Bereichen Verkehr und Wirtschaft hin. Im Beschlussantrag sollte der Schwenninger Gemeinderat seine Bereitwilligkeit erklären, an der Vereinigung der drei Länder mit-

zuwirken. – Der Anlauf zu Beginn der 20er Jahre, eine Vereinigung von Baden und Württemberg herbeizuführen, war steckengeblieben. Dreißig Jahre später führte ein zweiter Anlauf zum Ziel.

In Villingen war die politische Ausgangslage anders. Der badische Staatspräsident und Vorsitzende der Landes-CDU, Leo Wohleb, war der Vorkämpfer Altbadens. Auch in Villingen war die CDU in ihrer großen Mehrheit für die Wiederherstellung des früheren Landes Baden. Die CDU war stärkste politische Kraft in der Stadt. Bei den Gemeinderatswahlen 1948 hatte die CDU 38,5 % der Stimmen erhalten, bei den Bundestagswahlen 1949 waren es 42,5 %. Die Befürworter des Südweststaats hatten also in Villingen einen ernst zu nehmenden Gegner. Immerhin gab es einzelne CDU-Mitglieder, die ebenfalls den Zusammenschluss der drei Länder favorisierten. Die anderen Parteien – SPD, KPD und FDP standen geschlossen auf Seiten des Südweststaats. Ihr beredtester Vertreter war zweifellos der Abgeordnete des Badischen Landtags und SPD-Stadtrat Dr. Ernst Haas. Wir können uns gut vorstellen, wie es im Sommer 1951 im Villingener Gemeinderat zuging, als er verlangte: Falls die Badische Regierung die Volksabstimmung boykottiert, dann sollen die Villingener in Schwenningen zur Abstimmung gehen.

Wir wissen, wie die Abstimmung letztlich ausging. Knapp 42 % der Villingenerinnen und Villingener votierten gegen den Südweststaat – das war ziemlich genau das Wählerpotential der CDU. Ob damals so genau entlang der Parteigrenzen gewählt wurde, wissen wir nicht.

Die Entscheidung Villingens für den Südweststaat enthält zweifellos eine Option für die Zukunft. Hätten damals die Altbadener gesiegt, so wäre aus unserer Sicht 20 Jahre später eine Vereinigung von Villingen und Schwenningen schwerlich denkbar gewesen. Ähnliche Gedanken hatte offenbar auch der damalige Villingener Oberbürgermeister Severin Kern. Er war 1951 ein Befürworter des Südweststaats, und in den Jahren vor 1972 zusammen mit dem Schwenninger Oberbürgermeister Dr. Gerhard Gebauer ein Wegbereiter der Doppelstadt. Am deutlichsten drückt Severin Kern es in einer Aktennotiz aus. Auslöser dieser Notiz ist ein Artikel

im Südkurier vom 15.03.1971 mit dem Titel „Warum nicht schon vor 20 Jahren?“ In diesen Zeilen bedauert Kern, dass die Zusammenarbeit mit Schwenningen nicht schon früher eingesetzt hat. Er meint, die Chancen, die der Südweststaat eröffnet hat, seien nicht genügend genutzt worden. „Gerade aus dem Gesichtspunkt der Bürgernähe hätte man Schwenningen nach dem Kreise Villingen und den Behörden ausrichten können“, schreibt er. Konkret spricht er das Gerichtswesen, das Arbeitsamt und das Finanzamt an. Für ihn ist klar, eine Stadt mit 70-80.000 Einwohnern kann nicht so leicht übergangen werden bei den Bildungseinrichtungen, bei den Hochschuleinrichtungen, bei den Behörden. – Und er hat Recht behalten.

Wir sehen also an dieser Stelle, dass die Gründung der gemeinsamen Stadt 1971/1972 und die Abstimmung vom 9. Dezember 1951 durchaus etwas miteinander zu tun haben. Und so fügt es sich gut, dass wir im Jahre 2002 ein doppeltes Jubiläum feiern können: 50 Jahre Baden-Württemberg und 30 Jahre Villingen-Schwenningen.

7. Abstimmungsergebnisse in Villingen im Überblick

Nicht in dieser Tabelle (Seite 26) enthalten sind die Zahlen zum „Volksbegehren zur Wiederherstellung des alten Landes Baden als selbständiges Bundesland“, das vom 3. bis 16. September 1956 im ehemaligen Baden durchgeführt wurde. Das Urteil des Bundesverfassungsgerichts vom 30. Mai 1956 hatte den Weg für dieses Volksbegehren frei gemacht. Der Heimatbund Baden sah in diesem Volksbegehren eine letzte Chance, das ungeliebte Baden-Württemberg doch wieder aufzulösen. Volksbegehren und Volksentscheid sind in unserem Grundgesetz bis heute nicht vorgesehen. Allerdings mit einer Ausnahme: Bei einer Länderneugliederung nach Artikel 29 des Grundgesetzes sind Volksbegehren und Volksentscheid vorgesehen.

In Villingen lagen die Listen für das Volksbegehren im September 1956 aus. 17.778 Bürgerinnen und Bürger waren damals wahlberechtigt, konnten sich also in die Unterschriftenlisten für das Volksbegehren eintragen. Nur 1.484 Wahlberechtigte – das

	Volksbefragung 24.09.1950	Volksbefragung 09.12.1951	Volksbefragung 07.06.1970
Stimmberechtigte	12.921	14.158	24.356
abgegebene Stimmen	9.336	10.030	15.747
davon gültig	9.182	9.931	15.690
ungültig	154	99	57
für den Südweststaat	5.835	5.793	13.555
in %	63,55 %	58,33 %	86,4 %
für Altbaden	3.347	4.138	2.135
in %	36,45 %	41,67 %	13,6 %
Wahlbeteiligung	72,25 %	70,84 %	64,65 %

sind 8,35 % – machten von dieser Möglichkeit Gebrauch. Das zeigt, dass schon vier Jahre nach Gründung des Südweststaats – also des Landes Baden-Württemberg – nur geringes Interesse bestand, dieses Bundesland wieder aufzulösen.

Immerhin, als es nach vielen Verzögerungen 1970 endlich zum Volksentscheid kam, waren es doch noch 13,6 % der Wahlbevölkerung, die das Rad der Geschichte im Südwesten nochmals zurückdrehen wollten.

Benutzte Literatur:

Baden-Württemberg. Eine politische Landeskunde. Herausgegeben von der Landeszentrale für politische Bildung. Stuttgart 1975.
 Sauer, Paul: Die Entstehung des Bundeslandes Baden-Württemberg. Eine Dokumentation. Ulm 1977.
 Gemeinschaftskunde 10. Baden-Württemberg. Hannover 1984.
 Rinker, Reiner und Wilfried Setzler (Hrsg.): Die Geschichte Baden-Württembergs. Stuttgart 1986.
 Der Weg zum Südweststaat. Herausgegeben von der Landeszentrale für politische Bildung. Karlsruhe 1991.
 Schnabel, Thomas: Geschichte von Baden-Württemberg 1952-2002. Stuttgart 2001.

Im Archiv der Stadt Villingen-Schwenningen haben wir benutzt:
 „Neckarquelle“, Lokalteil. Jahrgänge 1950 und 1951.
 „Südkurier“, Lokalteil. Jahrgänge 1950 und 1951.
 Die Akten der Stadt Villingen zur Volksbefragung vom 24. September 1950 und zur Volksabstimmung vom 9. Dezember 1951.
 Ratsprotokolle der Stadt Schwenningen von 1921.

Epitaphen im Friedhof Herzogenweiler

etwas Geschichte, etwas Erklärung, etwas Chronologie,
etwas Technik, etwas Umfeld

Eberhard Menzel

Etwas Geschichte:

Die Ursprünge des Dorfes Herzogenweiler gehen zurück bis in das 11. Jahrhundert als die heutigen Orte Herzogenweiler und Pfaffenweiler eine einzige Siedlung bildeten. Im Zuge einer Erbteilung wurde das Dorf aufgeteilt unter die Herzöge von Zähringen (Herzogenweiler) und das Kloster Salem (Pfaffenweiler). 1208 wurde die Kirche von Herzogenweiler erstmals urkundlich erwähnt. 1244 gelangten die herzoglichen Besitztümer im Schwarzwald an die Grafen von Freiburg, die sich später von Fürstenberg nannten. Diese gründeten die Stadt Vöhrenbach. In dem Maße, wie diese wuchs, in dem Maße schwand jedoch die Bedeutung des Dorfes Herzogenweiler bis zu seiner völligen Auflösung im 14./15. Jahrhundert. Lediglich ein Meierhof überdauerte die Zeiten und wurde später die Ausgangsbasis für die Neugründung des Ortes im Zeichen der Glasmacher.

Das Jahr 1721 wurde zum Gründungsjahr der Neuansiedlung Herzogenweiler. Es fällt auf, dass die ehemalige Glashütte, „Fabrik“ genannt, der zentrale Bezugspunkt ist. Ihr verdankt der Ort das große Ansehen im weiten Umkreis vor allem in früheren Zeiten.

„Machet Platz, d’Glaser kummet“, war ein geflügeltes Wort in den umliegenden Wirtshäusern, wenn die „Glaser“, wie sie sich selbst nannten, oftmals genug vierspännig vorfuhren, begleitet von der eigenen Musikkapelle, um ihre Feste zu feiern. Die große Zeit dieser Glasmacher ist bis zum heutigen Tag die Achse, um die sich die Dorfgeschichte, sowohl im Bewusstsein der Bevölkerung als auch in den öffentlichen Publikationen dreht. Sie ist Synonym für Wohlhabenheit und den wirtschaftlichen und kulturellen Aufschwung des Dorfes und somit das Selbstbewusstsein seiner Bewohner. Doch was kam danach? Das Ende der „Fabrik“: 1856 musste die Anlage nach jahrelangem Siech-

tum zwangsweise verkauft werden und die ehemals zehn Anteilseigner „verganteten“.

Etwas Erklärung:

Epitaph: nach Brockhaus, griechisch = Grabmal. Epitaphen sind aufrecht stehende Grabmale, die an Innen- oder Außenwänden von Kirchen oder an Säulen angebracht werden. Roland in Bremen!

Die Art der Verewigung für die Nachwelt stammt aus dem 14. Jahrhundert. Epitaphen sind immer mit figürlichen Darstellungen verbunden.

Diese Art von Grabplatten war wohl immer etwas für reichere oder höher gestellte Personen. In Herzogenweiler war die Möglichkeit der Anbringung in oder an einer Kirchenwand nicht gegeben, deshalb sind die Grabmale innerhalb der Friedhofsmauern in der Mauer angebracht worden.

Die Skulpturen stammen aus dem späten 18. und dem frühen bis mittleren 19. Jahrhundert, die Auftraggeber waren immer Glasermeister oder deren Ehefrauen, die sich hier ein Denkmal gesetzt haben.

Etwas Chronologie:

Als Mitinitiator zum Erhalt und zur Restaurierung kümmerte sich der Verfasser nach einer eher zufälligen Besichtigung um die notwendigen Maßnahmen. Da der Friedhof im Eigentum der Gemeinde liegt, gibt das Landesdenkmalamt Zuschüsse erst ab, damals, 30.000,00 DM Aufwand. Die Kosten wurden vorab auf 22.000,00 DM geschätzt, es musste also eine private Vereinigung gegründet werden. Nach vielem hin und her: Am 16. Oktober wurde ein Förderverein mit dem schönen Namen „Förderverein zur Restaurierung der Grabplatten im Friedhof Herzogenweiler“ gegründet. Der Verein nahm mit seiner Vorstandschaft Fritz Rauer, Eberhard Menzel, Willi Haussmann und Gerhard Blessing sofort die Arbeit auf.

Wie immer: Geld war keins da, Idealismus dafür umso mehr. Es wurde um Geld mit Bittbriefen an über 150 Personen und Firmen gebettelt, und: die Spendenfreudigkeit war groß! Die restauratorischen Maßnahmen wurden mit Dr. Jacobs vom LDA Freiburg eingehend besprochen und von ihm auch in der Ausführungsphase begleitet. Ihm sei Dank!

Am 4. September 1999 kam der Zuwendungsbescheid vom Landesdenkmalamt, die Arbeiten wurden allerdings schon vorher begonnen, die Finanzierung war gesichert. Manchem fiel ein Epitaph vom Herzen!

Die Gesamtmaßnahme wurde dann Ende 1999, Anfang 2000 beendet. Die Gesamtkosten beliefen sich mit den noch nachfolgend beschriebenen Maßnahmen auf 44.000,00 DM.

Etwas Technik:

Die insgesamt 10 Grabplatten waren in einem erbärmlichen Zustand. Sie wurden von Vögeln als Brutstätten benutzt, waren verdreckt, versprödet. Moose, Flechten und Algen fanden einen Nährboden.

Das damals verwendete Material ist überwiegend roter Sandstein, auch grüner Molassensandstein wurde verwendet.

Hauptursache der Beschädigung war das Einmauern der Grabplatten in die Friedhofsmauer, die, obwohl rund 1,30 m dick, doch porös und wasserdurchlässig – Bruchsteinmauerwerk – ist. Durch fließendes Wasser, also Regen mit den ganzen Schadstoffen, und drückende Feuchtigkeit aus der Mauer kam es zu Bindemittelverlusten im Sandstein, die Skulpturen zeigten Blasen- und



Abb. 1: Zustand vor der Restaurierung.



Abb. 2: Heutiger Zustand.

Schalenbildung, bei allen Epitaphen sind große Fehlstellen und Abplatzungen entstanden. Die nach Archivunterlagen 1974 noch einigermaßen lesbare Schrift war nicht mehr zu erkennen, die Oberfläche abgesandet.

Nach Rücksprache mit Dr. Jacobs und dem Restaurator Hellstern in Freiburg, wurde folgendes Konzept entwickelt und durchgeführt:

Notsicherung der gefährdeten Partien vor Ort, Ausbau der Grabplatten, Transport nach Freiburg.

Reinigung der Steine mit Tränkung und mechanischen Mitteln. Verkleben von Schalen und Blasen, Anböschungen mit Restauriermörtel, Festigungen mit Kieselsäureester. Rücktransport nach Herzogenweiler.

Lieber Leser, ein bisschen komplizierter war das Ganze schon, es würde aber langweilig werden,

alles aufzuzählen. Vor dem Rücktransport wurden die freien Nischen gefestigt, mit Stürzen wo notwendig versehen und mit Kalkputz rau verputzt. Das Ergebnis im Vergleich zu Bild 1 kann sich sehen lassen, oder? Übrigens, der Text auf dem Sockel zu Bild 2, heute nicht mehr lesbar, lautete:

Du wandelst nun in Himmelshöhen

Freundlich sieh auf uns herab

Wenn der Thränen lindes Wehen

Rieselt auf dein stilles Grab

Name: unleserlich, wahrscheinlich Thoma

Auch bei den beiden nachfolgenden Bildern ist vorher – nachher gut zu erkennen.



Abb. 3: Zustand vor der Restaurierung.

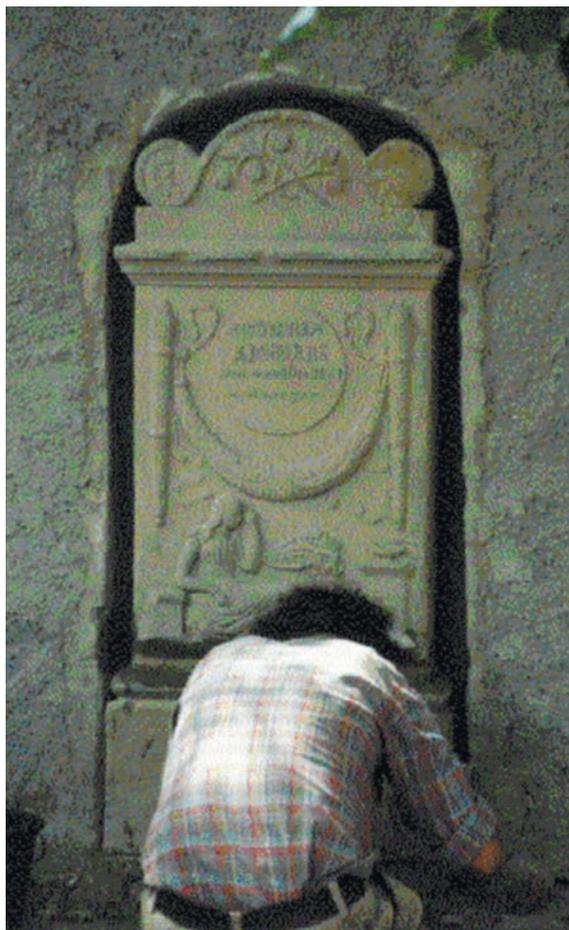


Abb. 4: Der Restaurator bei der Arbeit.

Etwas Umfeld:

Die Epitaphen wurden gegen Umfallen hinten mit Edelstahl-Winkeln an der Mauer gesichert. Im Zuge der Restaurierung der zehn Grabmale wurde mit Billigung des Landesdenkmalamtes auch die Friedhofsmauer teilweise wieder instand gesetzt, die Ziegeldeckung repariert.

Als abschließende Maßnahme erhielt jede Grabplatte eine Überdachung aus Sicherheitsglas in Edelstahlkonsolen, sandgestrahlt und grau einbrenn-lackiert.

Zum Schluss:

Auch wenn man sich Mühe gibt, eine Maßnahme denkmalpflegerischer Art genau und doch nicht langweilig zu beschreiben, ersetzt dies niemals die Besichtigung.

Ich lade Sie ein, den Friedhof Herzogenweiler zu besuchen, nicht nur um die Epitaphen zu besichtigen, sondern auch um die spirituelle Ruhesituation auf sich wirken zu lassen, die nach Öffnen des schmiedeeisernen Tores einen eigenartigerweise überkommt. Ein anschließendes Vesper kann dann in Herzogenweiler zur Stärkung des Körpers eingenommen werden.



Bauarchäologische Untersuchungen in einem Haus des 13. Jahrhunderts in Villingen

Landesdenkmalamt

Das Haus Zinsergasse 12 ist ein zwei- bis dreigeschossiger, traufständiger Massivbau ohne Keller. Das 7,5 m breite und 11 m lange Haus steht mit der Schmalseite an der Straße. Das im Südwesten der Altstadt gelegene Eckgrundstück reicht bis zur Bogengasse.

Vor Baubeginn sind die Hausbereiche, in die Eingriffe geplant waren, punktuell archäologisch und bauhistorisch untersucht worden. Bei diesen Untersuchungen stellte sich heraus, dass sich hinter der Fassade des 19. Jahrhunderts ein Haus von 1255 (d) verbarg, das um 1476 (d) sein noch heute vorhandenes Dach erhielt (Dendrochronologie Bleyer/ Lohrum).

Archäologische Befunde zur Binnenstruktur des Hauses Zinsergasse 12

Der heutige Flur liegt im nördlichen Teil des Gebäudes (Abb.1). Der Verlauf der inneren Längsmauer ist geprägt durch einen etwa in der Mitte gelegenen Rücksprung um etwa 20 cm. Diese Binnenstruktur basiert wahrscheinlich auf dem auf 1255 (d) datierten Kernbau der Phase I. Unter dem heutigen Fundament trat ein weiteres zutage, welches um bis zu ca. 30 cm unter jenem hervorsprang. Zwar stellt der Befund die älteste stratigrafische Binnenstruktur dar, da jedoch nur punktuelle Beobachtungen vorliegen, fehlen sichere Ansatzpunkte zur Datierung. Sicher dem Kernbau zugehörig ist ein Fundament, welches mit dessen südlicher Außenwand verzahnt war und unter der Ostfassade aus dem 19. Jahrhundert um 40 cm hervortrat. Im südlichen Bereich war das Mauerwerk durch einen Kanal durchbrochen, welcher zur Brauchwasserentsorgung gedient haben könnte. Innerhalb der in der Nordwestecke des Gebäudes sitzenden Nische wurde bereits vor den Untersuchungen ein kastenartiger Abort aus Holz freigelegt, der durch eine rezente Betonplatte abgedichtet

war. Die Anlage zog unter die Rückwand. Das Alter dieser Abortnische ist unbekannt. In Phase II wurde die innere Längsmauer abgebrochen und in gleicher Flucht erneuert. Wohl ebenfalls aus dieser Zeit stammt ein Nord-Süd orientiertes Spannfundament im westlichen Teil des Flurs, welches stumpf sowohl gegen die Außen- als auch gegen die Binnenmauer des Kernbaus stieß. Das etwa 55 cm breite Fundament teilte den Flur in zwei Hälften. In Phase III erfolgte im Zuge der Hoftüerverschiebung (s. unten, Beitrag Löbbecke) ein Teilabbruch des westlichen Längsfundamentes.

In der frühen Neuzeit (Phase IV) wurde die Trennwand zwischen dem mittleren und dem hofseitigen Erdgeschossraum eingezogen. Zapflöcher in deren nördlichstem Ständer belegen eine Weiterführung in den Flur. Dies setzt natürlich einen Abriss der massiven mittelalterlichen Binnenstruktur voraus, der sich aber zeitlich nicht näher bestimmen lässt.

Auffallend ist die im straßenseitigen Raum archäologisch nachgewiesene, etwa 50 cm breite und schräg verlaufende Mauer. In deren nördlichem Teil lag eine Tür, von der noch Reste einer hölzernen Türschwelle erhalten waren. Aufgrund weniger Keramikfunde lässt sich die Mauer ungefähr in das 17./18. Jahrhundert datieren. Mit der wohl noch im 18. Jahrhundert eingezogenen Westwand des Raumes wurde diese außergewöhnliche Raumaufteilung wieder aufgegeben.

Im 19. Jahrhundert (Phase V) wurde die heutige Flurwand aus Fachwerk auf dem Fundament der Phase II eingezogen. Für das folgende Jahrhundert (Phase VI) sind lediglich Modernisierungsmaßnahmen, wie die Verlegung einer Kanalisation im Flur oder die Kaminsetzung im mittleren Raum, belegbar.

Martin Strotz

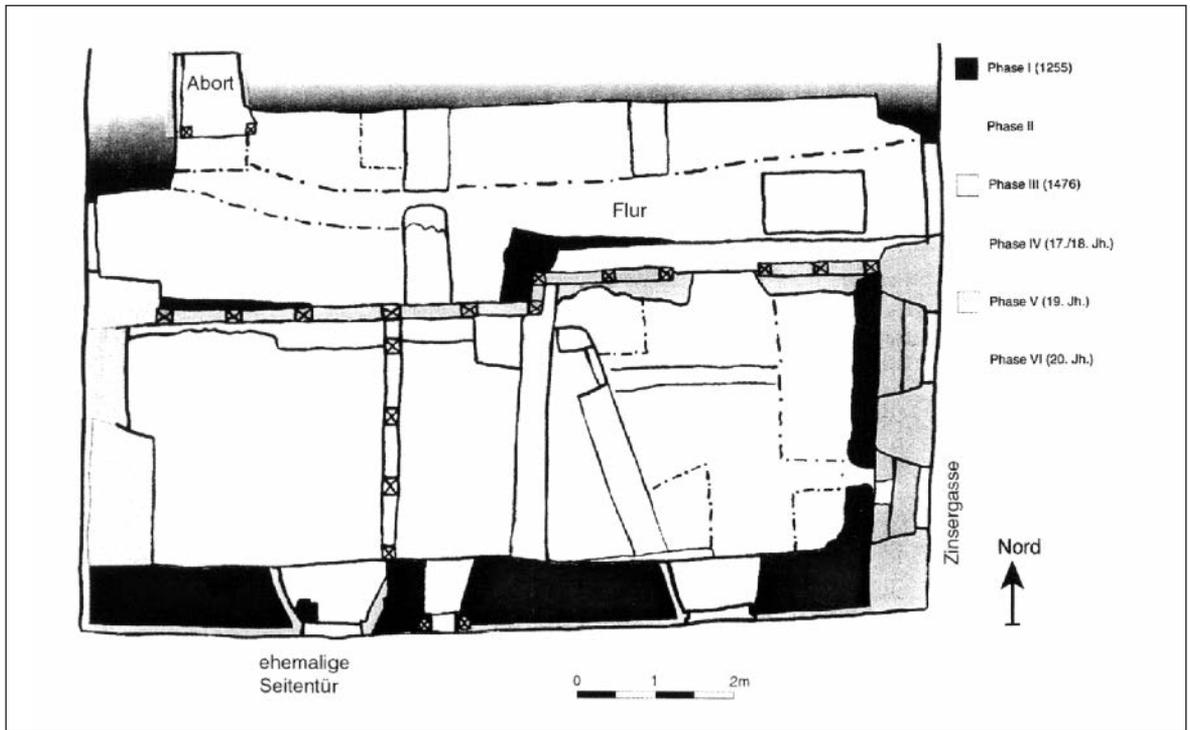


Abb. 1: Villingen, Zinsergasse 12. Grundriss des Erdgeschosses mit baulichen Befunden und Phasenkennzeichnungen.

Baugeschichte des Hauses Zinsergasse 12

Von dem Gebäude des 13. Jahrhunderts (Phase I) haben sich die Außenmauern einschließlich des ersten Obergeschosses erhalten; lediglich die Straßenfassade wurde später erneuert. Auch die Deckenbalken über dem Erdgeschoss sind, in Zweitverwendung, noch vorhanden.

In der Südmauer hat sich eine ehemals rundbogige Seitentür erhalten. Neben ihr in der Außenwand lag eine kleine Nische. Eine zweite Tür in der Südwest-Ecke führte in den rückseitigen Hof. Eine verspringende Längswand teilte vermutlich schon im 13. Jahrhundert das Erdgeschoss. Der schmalere, nördliche Bereich war der Hausgang, in dem hofseitig wohl die Treppe zum Obergeschoss lag. Hier verspringt die Innenwand, so dass sich der Gang erweitert und man bequem an der Treppe vorbeikommt. Unter der Treppe in der Nordwest-Ecke lag, zumindest in späterer Zeit, ein Abort (s. oben, Beitrag Strotz).

Der Flur konnte wohl von der Straße aus betreten werden. Fenster ließen sich im Erdgeschoss nicht

mehr nachweisen, zur Straße und zum Hof dürften aber zumindest kleine Lichtöffnungen gelegen haben. Das 2,30 m hohe Erdgeschoss diente als Lagerraum und für Handwerk oder Hauswirtschaft (Abwasserkanal).

Im ersten Obergeschoss fand sich hofseitig ein wiederverwendetes, zweiteiliges Fenster mit abgeschrägtem Steingewände und Bankgesims. Vermutlich saß es ursprünglich in der Straßenfassade. Das gotische Fenster ist ein Hinweis auf den Wohncharakter dieses Geschosses. Vom Dach haben sich keine Spuren erhalten; die südliche und westliche Außenmauer enden in sechs Meter Höhe mit einem waagerechten Abschluss. Möglicherweise folgte noch ein hölzernes Stockwerk. Um 1476 folgte ein weitgehender Umbau (Phase III). Die Straßenfassade wurde modernisiert, die Hoftür in die Mittelachse verschoben und die gesamte Hoffassade um 2,60 m erhöht. Entsprechend den unterschiedlichen Draufhöhen ist das erste Dachgeschoss hofseitig als Vollgeschoss ausgebildet. Der vergrößerte Dachraum diente wohl Lagerzwecken.

Im Norden und Süden wurden nun steinerne Giebel mit Lichtöffnungen aufgemauert. Das Pftendach wird durch einen stehenden Stuhl verstärkt.

Auch das Innere wurde umgestaltet. Die neue Hoftür bedingte einen teilweisen Abbruch der inneren Längsmauer im Erdgeschoss. Das erste Obergeschoss wurde neu gegliedert und erhielt eine profilierte Bohlen-Balken-Decke.

Im Haus Zinsergasse 12 konnte erstmals in einem Villingener Haus des 13. Jahrhunderts eine seitliche Erschließung mit Lichtnische freigelegt werden (ähnlich Haus Bogengasse 2). Möglicherweise

führte hier ein Hofzugang vorbei und ein weiteres Gebäude stand jenseits des Gangs an der Ecke Zinser-/Bogengasse. Auch die Längsteilung des Erdgeschosses mit verbreiterter Hausflur im Treppbereich, wie sie für Villingener Häuser typisch ist, tritt in diesem Haus schon früh auf.

Frank Lötbecke

Literaturhinweise:

B. Lohrum, Der mittelalterliche Baubestand als Quelle der städtebaulichen Entwicklung Villingens. In: B. Jenisch, Die Entstehung der Stadt Villingen. Forsch. u. Ber. Arch. Mittelalter Baden-Württemberg 22 (Stuttgart 1999) 361-363.



Haus Zinsergasse 12 nach dem Umbau.

Erinnerung an Metzgerei Konstanzer

Geschichtsträchtiges Altstadthaus in neuem Glanz

Das Bild der Villingener Altstadt verändert sich immer wieder. An der Ecke Rietstraße/Färberstraße zeigt sich ein Haus seit einigen Monaten in neuem Glanz. Das Bettengeschäft Gebers. Das Haus kann ein Stück Villingener Stadt- und Familiengeschichte erzählen. Im Südkurier hat in den Siebziger Jahren der kürzlich verstorbene Ott-Wirt Ernst Storz, unter dem Kürzel „esto“, solche Geschichten veröffentlicht. Wir blättern ein Vierteljahrhundert zurück und finden einen Beitrag über die Metzgerei Konstanzer. Hier „estos“ lokalgeschichtlicher Beitrag, der von der GHV-Redaktion des Jahresheftes ein wenig aktualisiert wurde:

Unser untenstehendes Bild, anfangs der 20er Jahre aufgenommen, zeigt die ehemalige bekannte Metzgerei Konstanzer, so wie sie die älteren Villingener sicher noch in bester Erinnerung haben. Das Haus an der Ecke Färber-/Rietstraße hatte seinen Ladeneingang in der Färberstraße, die damals noch bis zum Gasthaus „Schwert“ Eisengasse hieß. Das Haus wurde im Jahre 1848 durch Metzger Valentin Bär erbaut (Inscription noch heute über dem Hauseingang). Im Jahre 1865 kaufte Valentin Konstanzer, der seine Metzgerei vorher im heutigen Haus „Seifen-Merz“, Ecke Obere Straße – Hafnergasse, betrieben hatte, das Bär'sche Anwesen. Der Sohn Albert Konstanzer übernimmt im Jahre 1888 die Metzgerei und übergibt sie im Jahre 1921 an seinen Schwiegersohn Karl Ermler, der sie zu einem anerkannten Musterbetrieb ausbaute. Auf dem Bild erkennt man Albert Konstanzer mit seiner Frau Bernhardine und ihren Töchtern. Durch Kauf des in der Rietstraße rechts davon gelegenen Hauses Winzler-Föhl, konnte man einen gut gelungenen Umbau der Metzgerei vornehmen und für diese Zeit den Verkauf in dieses Gebäude verlegen. Der Ladeneingang wurde in die Rietstraße verlegt, der Laden vergrößert und die Schlacht- und Kühlräume auf den modernsten Stand gebracht. Am

15. Januar 1960 endete die Ära Metzgerei Ermler. Das Haus wurde zur Tengelmann-Filiale umgebaut und am 28. Juli eröffnet. Im Jahre 1966 erfolgte ein nochmaliger Umbau bis zur Webergasse und Vergrößerung der Einkaufsstätte zur heutigen Form. Das Geschäft Tengelmann, das die Bewohner der Innenstadt wegen seiner Nähe zum Zentrum und seines reichhaltigen Warenangebotes sehr zu schätzen wussten, wurde 1966 zur Webergasse hin nochmals umgebaut und vergrößert. Es schloss, sehr



zum Leidwesen der Bewohner der Innenstadt, Ende 1991 seine Pforten. Damit war wieder eine Einkaufsmöglichkeit für Lebensmittel aus den Mauern der Altstadt verschwunden. Mit der Firma Gebers, die ihre Zentrale in Celle hat, zog hier ein Bettenhaus in das wiederum umgestaltete Gebäude

ein, das sich inzwischen aus mehreren Häusern an Riet- und Färberstraße zusammensetzt. Im Herbst 2002, als nebenan in der Rietstraße die schwedische Textilkette Hennes und Mauritz „H & M“ eine Filiale eröffnete, ließ die Firma Gebers, die das Anwesen 1992 gekauft hat, die Fassade erneuern.



Der altersschwache Riese lugt wieder über die Wipfel

Villinger Aussichtsturm in großer Rettungsaktion saniert

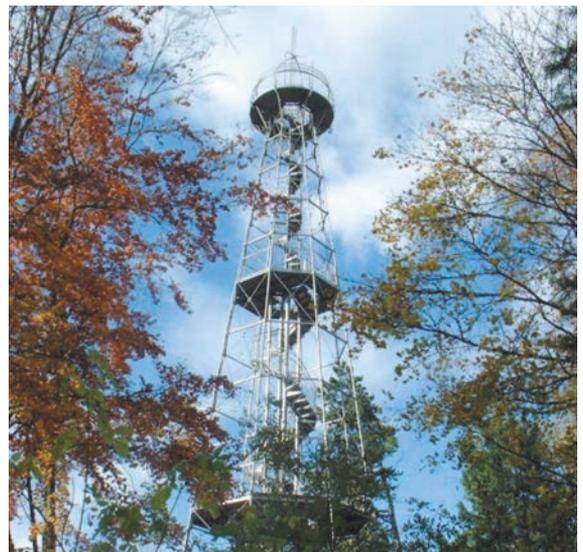
Die Villinger lieben ihn, auch wenn sie ihn über Jahre hinweg etwas vernachlässigten: Ihren Aussichtsturm auf der Wanne. Es sah schon so aus, als ob nach über hundert Jahren sein letztes Stündlein geschlagen hätte, denn die Stadtverwaltung hatte kein Geld, die notwendige Sanierung für den altersschwach gewordenen, still vor sich hin rostenden stählernen Riesen zu bezahlen. Aber wenn's Stadtsäckel leer ist, dann ist's für die Villinger noch lange kein Grund, den geliebten Patienten im (sauren) Regen stehen zu lassen.

Hilfe tat Not! Und die kam auch. Der Ehrenbürger der Doppelstadt, Ewald Merkle, spannte sich vor den Wagen einer Interessengemeinschaft Villinger Bürger – der übrigens auch etliche Schwenninger angehörten – die sich das Motto „Rettet den Aussichtsturm“ auf die Fahne geschrieben hatte. Diesem Ruf verschaffte die Bürgerinitiative über die Grenzen der Stadt hinaus Gehör. Ewald Merkle war allerdings mächtig gefordert, das Signal nicht verstummen zu lassen. Bettelbriefe und Aktionen, persönliche Ansprache von Freunden und Geldgebern aus Handel, Wirtschaft und Industrie, Klinkenputzen bei den Banken gehörten Monate lang zum Alltag des Ehrenbürgers und aktiven Mitglieds des Geschichts- und Heimatvereins. Und auch die Stadt erkannte schließlich an, dass hier die Bürger für etwas kämpften was ihnen sehr am Herzen lag und versagte ihre Unterstützung nicht.

Wenn es zum Schluss auch mehr kostete als anfangs kalkuliert, so kam doch das nötige Geld zusammen und die Rettungsaktion konnte – zwar mit einigen unerwarteten Hindernissen – abgeschlossen werden. Der kranke Riese auf der Wanne hat die Operation gut überstanden und kann befriedigt über Baumwipfel hinweg auf die Stadt und in den Schwarzwald lugen. Er steht wieder fest auf seinem Sockel und lädt die Menschen ein, über die stählernen Stufen auf ihm empor zu steigen um einen

Blick ins weite Rund zu werfen, so wie es vor ihnen Generationen von Bürgern taten. Aber auch viele Menschen aus der Umgebung und Touristen (früher sagte man respektvoll „Kurgäsch“ – haben dem Eisenkoloss ihre Aufwartung gemacht und von oben die Zähringerstadt kennen gelernt.

So manche Zeitgenossen haben ihn den „Langen Lulatsch“ getauft. Aber der vom Berliner Funkturm entlehnte Name passt überhaupt nicht zu ihm. Es ist ganz schlicht „iser“ Aussichtsturm! Und diesem hat unsere Mundartdichterin Elisabeth Neugart ein Gedicht gewidmet. Es ist zwar nicht ganz neu; es stand schon im Almanach des Schwarzwald-Baar-Kreises und die Neugarte-Lisbeth hat's auch schon im vertrauten Kreis einige Male vorgetragen. Aber es ist heute noch genau so aktuell – oder gerade wegen der geglückten Rettungsaktion noch aktueller! – wie vor einigen Jahren. Deshalb lassen wir die Heimatdichterin, die den Mitgliedern des Geschichts- und Heimatvereins schon einige liebenswerte Kostproben ihres Könnens geschenkt hat, hier zu Wort kommen



De Villinger Aussichtsturm

Wit d'Hoemet mol vu obe säeh,
wie us de Vogelschau,
no bruchsch dezue ko Flugzeug näeh,
kaasch nuff uf d'Wanne gau.
Dert guckt is Land ganz uuscheniert,
trotz Rege, Schnee und Sturm,
und word so wenig äschtemiert,
de guet, alt Aussichtsturm.

Er schoht so stolz dert ob em Roeh
scho über hundert Johr,
früher amol no als ganz eloe,
doch jetzt ischs nimmi woher.
Früher hät mer dert de Schoofnischtschmeckt
und d'Sutte uf em Feld;
zmols hond si Gold im Dreck entdeckt,
und jetzt stinkts dert noch Geld.

De Aussichtsturm, der sait kon Ton,
denkt adi guet, alt Ziit;
dert hät mern baut als Sensazion,
was wiit und broet nit giit.
Mit Vatermörder und Korsasch
und trotz eme Itrittsgeld,
sind d'Liit dert nuff, hond mit Kurasch
en Blick riskiert i d' Welt.

Der Blick isch welläeg gwaltig gsi
vu oberab ringsrum;
de Schwenninger i d'Karte nii,
an suure Wase numm.
Ge Diire und is Brigedal
und bis an Kesselberg;
Türm, Tor und Hiiser uni Zahl,
und alles wie fer Zwerg.

Saits Wetterloch, sdät Rege gäe,
so pünktlich wie e Uhr,
und hätmer garno d'Alpe gsäeh,
no ischs om dur und dur.
Hit bringt iis 's Fernsäeh ällmitnand
di ganz wiit Welt is Huus;
vum Nordpol bis ge Feuerland
kennt jedes Kind sich uus.
Doch frogsch, was Sachsewäldli liit,
guckt mancher ganz veschtört;
und dass es e Krummränkli giit,
häter no garnie gehört.

Duet der de Wäeg uf d'Wanne näeh,
no ischer zmols ganz platt:
Wo kamer so i d'Wiiti säeh,
wo giits der Blick uf d'Stadt?
Wenn on so lang dert obe stoht,
oetzächt bi Schnee und Sturm,
ischers wert, daß mern hochlebe loot:
De Villinger Aussichtsturm !

„'s Male vu de Breite Milli“

Gedichte erinnern noch heute daran

Lambert Hermle

Geht man noch heute dem Fluss der Brigach entlang, so begegnet man des öfteren Gebäuden alter Mühlen und Wasserkraftwerke. Einst waren es an die 36 solcher Werke, die auf hiesiger Gemarkung standen, von denen das eine oder andere heute nicht mehr steht. Viele sind verändert und umgebaut und dienen heute als Erholungsstätte, für gewerbliche Zwecke, als Wohnhäuser sowie als Verwaltungsgebäude. An Stelle eines solchen Verwaltungs- und Wohngebäudes stand bis Anfang der 1970er Jahre die „Breiten Mühle“. Sie wird schon im Jahre 1630 in einer Urkunde des Villingener Spitalarchivs als „Breiten Mühle am Gewerbekanal“ erwähnt und war seit dem Jahre 1815 im Besitz des Müllers Johann Nepomuk Riegger, der aus dem alten Müllergeschlecht der Riegger

stammte. Johanna Riegger, die letzte Besitzerin verkaufte das Anwesen der Baugenossenschaft „Neue Heimat“, heute Familienwohnheim.

Das Wahrzeichen der „Breiten Mühle“ war jedoch „'s Breit Milli Mali“. Das aus Holz gefertigte Male saß oben im Giebelspalt auf der Westseite der Mühle in Blickrichtung des ankommenden „Obere Wasser“ des Gewerbekanal. Seine Gliedmaßen waren beweglich und mittels eines Warnsystems konnte das Male bei vorkommenden Unwegsamkeiten den Müller unmittelbar in Kenntnis setzen. Wie auch 's Male die fragende Villingener Jugend in Kenntnis setzte, wenn es immer wieder gefragt wurde:

„Male, wa häsch gesse“
So antwortete es „Nint“.



Die „Breiten Mühle“ aus alter Zeit.

Eines der Gedichte von E. Hall, vum „Halledick“ erzählt:

's Male

*So hundert Johr, gar nit so knapp,
isch's Müllers Male alt.*

*Trait uffem Kopf ä Zipfelkapp
und sitzt im Giebelspalt.*

*Gar viele gond am Hus vebei
und döset vor sich na!*

*Des Male denkt, was des au sei,
mich guckt mer kum me a.*

I früere Ziet rieft alles ruff:

„Du, Male, wa häsch gesse?“

*„Bloß Zucker – Kaffee“, sag i druff,
„s isch halt mi Mittagesse.“*

*Do sind hitt d'Liet au nimmi so
wie hundert Johr vorher.*

*Ich guck i d'Wieti, lach halt froh,
als ob 's no hitt so wär.*

Drum rief nu äbbi nuff i d'Höh:

„Du, Male, wa häsch gesse?“

*„Bloß Zucker“ sag i, „und Kaffee“,
no's selbig Mittagesse!“*

Der Name „Breiten Mühle“ rührt wohl von dem mächtigen, breit anmutenden Giebel zur Stadtseite hin her. Mehrere Geschäfte waren dort auch untergebracht, wie der Milchladen Allgeier, das Musikinstrumentengeschäft Ebner zur Stadtseite hin und ander Längsseite der Waldstraße entlang, „s Reuterädele“.

Ein weiteres Gedicht, von einem unbekanntem Verfasser, gibt wiederum vom Male kund:

's Villinger Breite Milli Male

*Am Bach stoht e Milli, mit eme Giebel so spitz,
dert hät e Male hoch obe, inere Nische sin Sitz.*

*Des Male moss mer lobe, es haltet guet Wacht,
es isch en richtige Müller, wo uf d'Milli giet acht.*

*Kon Rege duets fürchte, es achtet kon Schnee,
des Male isch glücklich uf sim Juchhee.*

*Es hinderts ko Kälte, es hinderts ko Hitz,
es frogt noch kom Dunder, kom Hagel, kom Blitz.*

*Es sitzt do vum Morge, bis Obed ganz spot,
es aber trotzdem nit vum Plätzli goht.*

*Es bleibt do obe, Johr us und Johr ie,
ob Krieg oder Friede, des machts nit schie.*

*Es hät überlebt scho so manche Generation,
so alt isch des Male und hockt no uff sim Thron.*

*Älli Kinder hond Freud, sie jublet ihm zue,
Große und Kleine, Maidle und Bue.*

*Und rieft mol en Fremde, e' Alt's oder e' Kind,
„Male wa häsch gesse“, so sait's halt nint.*

*Rieft aber mol en Villinger zum Mali nuff i d'Höh,
„Male wa häsch gesse“ no sait's „Zucker und Kaffee“!*

Auch am jetzigen Verwaltungs- und Wohnhaus hat das „Breit Milli Male“ seinen festen Platz eingenommen. Es sitzt im Gegensatz zu früher heute auf der Ostseite zur Stadtseite hin. Restauriert und in neuer Fassung schaut es dem Treiben an der viel befahrenen Waldstraße zu und macht sich so seine Gedanken.



„s Male“ restauriert in neuer Fassung.

Heute kaum noch nach seinem Mittagessen gefragt, stellt der Verfasser **Lambert Hermle** mit einem **neuen Gedicht**, dem Mali folgende Frage:

Male, wa monsch au?

*So froegt sich doch en Manche,
„du Male, wa monsch au?“*

*D'Milli, die giet's nimmi,
wa häsch jetz du au z'dau?*

*De Bach, der isch vudoolet,
vuwase grad de Wäeg,
vuschwunde selle Giebel,
vuschittet au de Stäeg.*

*Statt isrer „Broete Milli“
stoht dert jetz e nei Hus,
vuwege hindersche z'gucke,
guckt s'Male vorne nus.*

*So hockt es uf eme Sockel,
us Beton isch der g'richt,
frih'r nu uf d'Wettersiite,
hät's hit e andere Sicht.*

*Wo 's Schwimmbad war, isch Bolizei,
au hersch kon Hammerschlag vum Laun,
statt em Taxämeter – Neubauwohnunge,
e 's Male glaubt's schier kaum.*

*Am Schiffleweier isch's still und einsam,
im Stadtgarte hockt ko Päärle meh,
au 's Gämperlefahre, dert bim Beha,
des äll's isch hitsedag – passee.*

*„Doch 's Lebe goht witer“, mont 's Male,
guck i hindersche, fürsche, nab oder i d'Höh,
wi'e schnell isch doch manchs vugange,
wi'e de Zucker im Kaffee“.*

Und wo „'s Male räecht hät, do hät's räecht“.
Vieles hat „das Zeitliche“ geseget und ist dennoch
– noch nicht – vergessen.



*Die Breite Mühle heute: Über dem Eingangsbereich thront wieder das „Male“. In diesem Anwesen ist die Geschäftsstelle der Bau-
genossenschaft Familienheim zu Hause und im Untergeschoss ist das Arbeitsgericht untergebracht. Weiter gibt es Wohnungen, Büros
und Arztpraxen.*

Kardinal der Einheit und Blick in Bürgerbücher

Vortragsveranstaltungen sind
fester Bestandteil im GHV-Programm

Zum festen Bestandteil des Geschichts- und Heimatvereins Villingen gehören die Vortragsabende, die in der Regel sehr gut besucht sind. Aber manchmal würde sich der Veranstalter – vor allem im Hinblick auf die eingeladenen Referenten – ein paar Besucher mehr wünschen. Zwei der Vorträge, die auch in der Presse die entsprechende Würdigung gefunden haben, sind hier noch einmal in den Blickpunkt gerückt.

Als eine Gestalt unserer Heimat, deren Leben und Wirken wie ein Licht bis in unsere Zeit hineinstrahlt, bezeichnet Professor Alfons Deissler den „Kardinal der Einheit“ Augustin Bea, dem der Geschichts- und Heimatverein Villingen (GHV) einen Vortragsabend widmete. Dr. Johannes Werner gelang es in einem ausgezeichneten Referat, Person und Werk des weltweit geschätzten Kirchenmannes dem aufmerksamen Publikum näher zu bringen.

In einer Zeit, in der sich in den Kirchen auf dem Gebiet der Ökumene nicht gerade viel bewegt, sah es der GHV als lohnenswerte Aufgabe an, mit Kardinal Bea einen Mann in den Blickpunkt zu rücken, der in aller Welt als einer der Väter für die Verständigung unter den Religionsgemeinschaften anerkannt und geschätzt wird.

Das viel beachtete Treffen von Vertretern der Weltreligionen Anfang des Jahres 2002 in Assisi, sei ohne Beas Initiative kaum möglich gewesen, erklärte Ehrenmitglied Werner Huger, der in Vertretung des beruflich verhinderten Vorsitzenden Günter Rath die Gäste begrüßte. Er nannte den 1881 in Riedböhrigen geborenen Jesuiten „ein Kind unserer Landschaft und unseres Sprachraumes.“ Er habe sich immer seiner Heimat verbunden gefühlt und seine Letzte Ruhestätte dort gefunden, wo seine Wurzeln waren.

Johannes Werner, Rastatt, hat sich – wie seine zahl-



Vortragsveranstaltung beim GHV: Dr. Johannes Werner mit der Mitra von Kardinal Bea.

reichen Publikationen beweisen – über viele Jahre hinweg mit bedeutenden Gestalten der Kirchengeschichte befasst und dabei besonders Augustin Bea im Auge gehabt. Er zeichnete ein Bild des „Bauernbublein von der Baar“, das es in einem langen arbeitsreichen Leben bis zu einem der bedeutendsten Kirchenfürsten unserer Zeit gebracht hat.

Bea selbst zitierte er mit dem Bekenntnis: „Gott hat mich ganz andere Wege geführt, als ich sie mir gedacht hatte, und was aus mir gemacht, was ich mir nie auch nur in der Phantasie vorgestellt habe.“ Der Riedböhriger Theologe, der schon in seiner Jugend die Notwendigkeit des Dialogs zwischen den Religionen erkannte, habe sein Leben voll und ganz der Fügung Gottes anvertraut.

Werner beschrieb anschaulich die wichtigsten Stationen von Beas Lebensweg: Als Jesuit für seinen Orden und den Vatikan, als Bibelwissenschaftler und Liturgiker, als persönlicher Berater und Beichtvater von Papst Pius XII. und seine Mitarbeit bei der Vorbereitung des Zweiten Vatikanischen Konzils an der Seite von Papst Johannes XXIII., der den 78-jährigen 1959 zum Kardinal ernannte.

Eine besondere Bedeutung für ihn hatte die Berufung zum ersten Präsidenten des Sekretariates für die Einheit der Christen. In dieser Rolle war er bis zum Lebensende unermüdlich in der ganzen Welt unterwegs, traf mit wichtigen Institutionen und Persönlichkeiten aus Politik, Bildung, Religion zusammen.

Seine Erfolge bei der Annäherung der getrennten christlichen Gemeinschaften und nichtchristlichen Religionen habe er vor allem einer unermesslichen Geduld, seiner menschlichen Wärme, dem brüderlichen Ton bei den Begegnungen und seiner Bereitschaft, weite Wege zu gehen zu verdanken.

Johannes Werner, der Beas Fähigkeit besonders hervorhob, mit großer Ausdauer dicke Bretter bohren zu können, sah in dessen Lebenswerk einen der wesentlichsten Beiträge zum Weltfrieden in unserer Zeit. Dass Menschen wie er heute fehlen, kam in der sehr lebhaften Diskussion zum Ausdruck.

Fundgrube für Ahnenforscher

Man nennt sie „Bürgerbücher“, und aus der Sicht der Historiker oder Ahnenforscher gelten sie als ergiebige Informationsquelle zur soziologischen, demographischen und wirtschaftlichen Entwicklung, die die Stadt Villingen von 1336 bis 1791 genommen hat. Beim Geschichts- und Heimatverein referierten Stadtarchivar Heinrich Maulhardt und Andreas Nutz über das Ergebnis einer jahrzehntelangen Arbeit, die originalen Bürgerbücher aus frühen Jahrhunderten als „Quellen-Edition in Volltextabschrift“ auf 600 Seiten vorzustellen.

Andreas Nutz, der in mehreren befristeten Verträgen im Villingen Archiv tätig war, hatte die Abschrift der Bürgerbücher fortgesetzt, die vor mehr als 30 Jahren hier begonnen wurde. Inzwischen promovierte der Historiker Nutz über „Handelsakten der frühen Neuzeit“ und ist heute für das Vitra-Design-Museum in Weil am Rhein tätig.

Heinrich Maulhardt betonte, dass die Bürgerbücher nicht nur abgeschrieben worden seien, sondern dass auch die Restaurierung der Originale eine verpflichtende Aufgabe war, die der Lions-Club finanziell unterstützt habe. Längst ist bekannt, dass die Entwicklung zur Stadt Villingen nicht in weni-

gen Monaten und auf Anhieb mit der Verleihung der Stadtrechte im Jahre 999 einsetzte. Um 1200 dürfte die Entscheidung zum Bau der Stadt rechts der Brigach gefallen sein, was schließlich auch zum Bau des Spitals, des Franziskaners und zur Zunftverfassung von 1324 geführt habe.

Bürgerbücher waren nun kein Selbstzweck, sondern dienten als erste Amtsbücher, in denen nicht die Einwohner, sondern nur „die“ Bürger erfasst wurden. Daran war geknüpft, dass eine Person frei geboren war, einen ehrlichen Beruf in einer der Zünfte hatte, eine Liegenschaft sein eigen nannte und auch den Bürgerpflichten wie Wachdienst und Steuerzahlung nachkam. Dafür bot ihm die Stadt den Schutz der „Polizeigüter“ wie Schutz des Lebens, der Freiheit und des Eigentums. Hinterlassen, also Einwohner in sozialer Abhängigkeit und oft auch Leibeigene ihrer Herrschaften, wurden im Bürgerbuch nicht erfasst. So waren die Bürgerbücher auch Ausdruck eines selbstbewussten Bürgertums in dessen Positionierung zu Patriziern und Adelsfamilien, die bislang Stadt und Land beherrschten.

Was nun macht das Interesse an solchen Bürgerbüchern aus, in denen besonders die Neubürger der Stadt des 14. Jahrhunderts und vieler weiterer Dezennien später durch den Stadtschreiber gegen Entgelt aufgenommen wurden? Laut Maulhardt waren die Daten wichtig für den „Bestand der Stadt“ an Familien, an Berufen, in welchen Ämtern und in deren Grundbesitz. Bemerkenswert und auffällig auch, dass ansässige Juden in jenen Zeiten der mittelalterlichen Judenverfolgung auf die Pestjahre um 1348 nicht zu den Bürgern Villingens zählten, weil ihr Wirken als nicht ehrlich galt, und auch in der Nachbarschaftsbeziehung im Bürgerbuch nach 1350 kein jüdischer Name mehr erwähnt ist. Kamen nun Neubürger aus anderen Städten, fügte man ihren Vornamen ihre geographische Herkunft an, weshalb es im frühen Villingen einst auch zahlreiche „Schwenninger“ gab. Ein Werk für engagierte Ahnenforscher sind die Bücher, in denen auch die Namen der damaligen Gasthöfe gelistet sind, die Stadtquartiere und die Straßen und Gässchen bereits ihren heutigen oder auch längst vergessene Namen haben.

Vom Laien zum anerkannten Historiker

In dankbarer Erinnerung an Hermann Preiser

Wolfgang Bräun

Hermann Preiser konnte im 93. Lebensjahr die letzte Ehrung für 75 Jahre Mitgliedschaft bei der Historischen Narrozunft am 5. Januar 2002 nicht mehr erfahren.

Wie erst Tage später durch die Todesanzeige bekannt wurde, verstarb einer der ältesten Villingener am 30. Dezember des ausgehenden Jahres 2001.

Um Hermann Preiser, den ortsbekanntem Hersteller und Spezialisten für Essenzen, Aromen und Schnäpse, trauerte man auch beim Geschichts- und Heimatverein, zu dem er seit der ersten Stunde 1969 gehörte und über viele Jahre zweiter Vorsitzender war.

Geboren wurde Hermann Preiser 1908 in der Kronengasse, wo sein Vater in einem kleinen Laboratorium Extrakte aus Mosten zog. Von 1912 an lebte die Familie Preiser in der Bahnhofstraße, an der man in die frühere Zigarrenfabrik Kaiser eingezogen war.

Hermann Preiser erlernte das Kaufmannswesen im elterlichen Betrieb an der Bahnhofstraße; einer Fabrik für Spirituosen und Essenzen und im Volksmund „de Schnaps-Preiser“ genannt.

Noch im Frühjahr 2001 erinnerte sich Hermann Preiser bestens an seine damalige Schulzeit, als er im Zusammenhang mit dem 100-jährigen Schuljubiläum der Kaufleute Villingens bei interessanten Informationen zur Festschrift mitwirkte.

So belegte auch das noch vorhandene Zeugnis des jungen Lehrlings Preiser von damals: Im „Betragen“ in allen Halbjahres-Zeugnissen die „Eins“ und im „Fleiß“ über drei Berufsschuljahre die „Zwei“. Das waren zu Beginn der 20-er Jahre die „Kopfnoten“ von Lehrling Hermann Preiser.

Bereits 1926 musste der junge Kaufmann Preiser mit 18 Jahren den elterlichen Betrieb übernehmen, nachdem der Vater sehr früh an den gesundheitlich schweren Belastungen verstarb, die ihn zu seiner Zeit als Soldat geschädigt hatten.



Preisers Teilhaber an der Herstellung von Aromen und Essenzen für Spirituosen wurde Otto Zimmermann, der ihn vertrat, als Hermann 1931 Berufserfahrung in Breslau und in Frankfurt sammelte.

Nach seinem Wehrdienst, durch den er als Funker bis nach Norwegen im Einsatz war, geriet Hermann Preiser in französische Gefangenschaft. Durch die Gunst einer älteren Französin durfte er dank seiner Erfahrung und seines Könnens deren Brennerei führen.

Doch die Rückkehr nach Villingen war schwer belastet. Haus und Fabrik in der Bahnhofstraße waren durch Luftangriffe schwer zerstört worden. Mit seiner Frau und den fünf Kindern schaffte er den Wiederaufbau des Unternehmens zur erneut renommierten Fabrik für Spirituosen. Sohn Werner führt bis heute die Familientradition fort.

Preiser war nicht nur seit 1969 dem GHV eng verbunden, wegen seiner Leidenschaft für die Bergwelt wurde er auch Wanderwart beim Deutschen Alpenverein, der ihn 1994 für 60 Jahre Mitgliedschaft ehrte. Höchste Auszeichnung für Preiser war die Goldene Ehrennadel des Landes, die ihm von OB Gebauer verliehen wurde.

Im Nachruf würdigte auch der Geschichts- und Heimatverein Preisers langjähriges Wirken: „Preiser ist als Laie zum anerkannten und geschätzten Historiker geworden, der mit Herz und Verstand eine lebendige städtische Geschichtskultur verkörperte“, so der GHV-Vorstand im Januar 2002 in dankba-

rer Erinnerung an den kenntnisreichen Villingen, der auch Sitz im Museumsbeirat der Stadt hatte. Während 25 Jahren hat Hermann Preiser auch zahlreiche geschichtskundliche Arbeiten veröffentlicht, zu denen „Die Herren von Kürneck“ genau so gehörten wie „Der Villingen Glockenraub“, „Die Wasserbelagerung von 1643“ oder auch die Geschichte und Entwicklung der vorderösterreichischen Radhauben und der Villingen Tracht. Seine Beiträge über die Historie seiner Heimatstadt waren in zahlreichen Jahresheften des GHV zu lesen.

Hermann Preiser wurde nach dem Jahreswechsel 2001/2002 im engsten Familienkreis beigesetzt.

Jahresrückblick 2002

Claudia Wildi

Unser Vereinsjahr hatte mit dem sehr gut besuchten Vortrag von **Christian Schulz** über die Beziehung Abt Gaissers zur Stadt Villingen im Dreißigjährigen Krieg einen gelungenen Start. Am 31. Januar stellte Stadtarchivar **Dr. Maulhardt** die Bürgerbücher der Stadt Villingen vor. Nach dem Einführungsvortrag zur Andalusien-Reise und der Jahreshauptversammlung gelang es **Dr. Johannes Werner** im März Leben und Werk von Kardinal Bea rhetorisch und optisch eindrucksvoll darzustellen. Gemeinsam mit der Buchhandlung Wiebelt gelang es uns, Professor Klaus Ringwald zu einem Diavortrag über die von ihm geschaffenen Münsterportale zu gewinnen.

Auf den Spuren der Mauren, die als Invasoren islamischen Glaubens das Land 500 Jahre lang prägten, reisten 53 Teilnehmer in den Osterferien durch **Andalusien** und waren von der Blüte der islamischen Kunst und Kultur auf europäischem Boden tief beeindruckt.

Am 10. April glänzte der ehemalige Archivar des Kreises Konstanz, **Dr. Franz Götz**, mit seinem Vortrag über Alemannen und Schwaben, Badener und Württemberger. Bestens aufgelegt beeindruckte er die Zuhörer mit Sachkenntnis und hintergründigem Humor. Ebenfalls im Rahmen der 50-Jahr-Feier Baden-Württembergs sprach der Leiter

des Hauses der Geschichte Baden-Württemberg, **Dr. Thomas Schnabel**, über das „badische Erbe“. Unser Ehrenmitglied **Werner Huger** führte uns durch den Romäusturm und erläuterte in bewährter Weise dessen Funktion als Wehranlage. Andreas-Thilo Hepp stellte in einer gemeinsamen Veranstaltung mit dem Stadtarchiv das barocke Schuldrama bei den Franziskanern in Villingen am Beispiel Irene vor.

Zum festen Bestandteil unseres Programms gehört die Fußwallfahrt auf den Dreifaltigkeitsberg, die unter der bewährten Führung von **Adolf Schleicher** auch in diesem Jahr trotz schlechtem Wetter eine überaus positive Resonanz fand.

Auch 2002 setzte unser Beiratsmitglied Münsterpfarrer und Dekan **Kurt Müller** wieder ein Glanzlicht mit seinem Lichtbildervortrag „175 Jahre Erzdiözese Freiburg“. **Dr. Anita Auer** führte durch das Alte Rathaus in Villingen und am 13. Juli besuchten wir unter sachkundiger Führung von **Finanzpräsident Dieter Hauffe** historische Stätten in Bad Urach, Bebenhausen und Tübingen. Beeindruckt waren 50 TeilnehmerInnen vor allem von der alten Bausubstanz, die durch gezielte Maßnahmen gesichert werden konnte und das jeweilige Ortsbild vor unerwünschten baulichen Veränderungen bewahrt hat.



Der Dreifaltigkeitsberg ist alljährlich Ziel zahlreicher Villingen. Seitdem der GHV vor neun Jahren die Fußwallfahrt wieder eingeführt hat, wandern zahlreiche Pilger mit unserem Beiratsmitglied Adolf Schleicher durch die Nacht zur Wallfahrtskirche bei Spaichingen und erfüllen damit das Gelübde, das ihre Väter vor 239 Jahren gegeben haben. Das Votivbild, das die Villingen dabei spendeten, rückt dabei immer in den Blickpunkt.

Wien war wirklich eine Reise wert bei der Jahres-
 exkursion Ende August. Schönes Wetter, beeindruckende Sehenswürdigkeiten und genügend Zeit, um auch die lukullischen Köstlichkeiten der österreichischen Metropole zu genießen, sorgten für durchweg gute Stimmung. Es war eine Begegnung mit Kultur und Geschichte Österreichs und gleichzeitig ein Wandeln auf den Spuren der Habsburger, die über Jahrhunderte auch die Geschichte unserer Stadt bestimmten.

Am 6. Oktober wurde von Münsterpfarrer und Dekan Kurt Müller die vom Geschichts- und Heimatverein zur Erinnerung an den Stationenweg in Auftrag gegebene und von Klaus Ringwald gefertigte Stele gesegnet und im Beisein von etwa 200 Besuchern ihrer Bestimmung übergeben.

Stadtarchivar **Dr. Maulhardt** referierte am 17. Oktober über „Ackerbürgertum und die Stadtwirtschaft in Villingen“ und zusätzlich ins Programm aufgenommen wurde eine Führung durch die Ausstellung „Von der Donau bis zum Don“. Dr. Anita Auer gelang es, den zahlreichen Besuchern diese gelungene Ausstellung feinfühlig und plastisch nahe zu bringen.

Am Jahresende referierte Frau **Dr. Edith Boewe-Koob** am 7. November über die Vetttersammlung und unser Beiratsmitglied **Michael Tocha** über „Eine Schwenninger Mutter, ihr krankes Kind und die Nonnen zu Villingen“. Den Abschluss des Vereinsjahres bildete dann der schon zur Tradition gewordene „Besinnliche Abend“ im Hotel Diegner.



Im Franziskanermuseum führte Dr. Anita Auer (rechts) die Mitglieder des Geschichts- und Heimatvereins Villingen auf die Reise „Von der Donau bis zum Don“ und konnte dabei einige Gemeinsamkeiten in der Geschichte zwischen Villingen-Schwenningen und der russischen Partnerstadt Tula aufzeigen. Damit brachte der GHV zum Ausdruck, dass er nicht nur selbst bei seinem Bildungsprogramm über den eigenen Kirchturm hinausschaut und sich am kulturellen Angebot der Stadt beteiligt.



Eine Woche im August führte die Jahresexkursion in die Metropole unseres Nachbarlandes. Mit einem ausgefüllten Programm erlebten die Teilnehmer beim Stadtrundgang (unser Bild) und bei vielen Besichtigungen von Kirchen, Museen und Schlössern das historische Wien bzw. wurden Erinnerungen an frühere Begegnungen aufgefrischt.

Die Autoren

Dr. Edith Boewe-Koob, geboren in Frankfurt/Main, größtenteils in Villingen aufgewachsen, studierte in Trossingen und Zürich Klavier und Gesang und schloss beide Studiengänge jeweils mit einem Staatsexamen ab. Nach langjähriger Konzerttätigkeit studierte sie an der Universität Freiburg Musikwissenschaft, lateinische Philologie des Mittelalters und Geschichte und promovierte 1994 über ein Antiphonar aus dem frühen 10. Jahrhundert. Edith Boewe-Koob ist Mitglied der internationalen Forschungsgruppe Cantus planus und ihre Forschungsergebnisse werden in Fachbüchern veröffentlicht. Mitglied im Geschichts- und Heimatverein.

Wolfgang Bräun, Dipl.-Volkswirt, Jahrgang 1949. Abitur an der damaligen Wirtschaftsoberschule, Studium der Volkswirtschaft mit Ökonomie und Statistik in Freiburg. Seit 1973 Lehrer am Wirtschaftsgymnasium Villingen, wo er als Oberstudienrat unterrichtet. 1988 Broschüre zum 100-jährigen Aussichtsturm. Journalistische Beiträge in den Tageszeitungen, Gedichte, Vorträge und populär beschriebene Stadtgeschichte Villingens.

Hermann Colli, Journalist, geboren 1934 in Warburg in Westfalen, kam 1957 nach Villingen. Redakteur beim Südkurier und Schwarzwälder Bote, seit 1996 im Ruhestand. Heute freier Mitarbeiter. Mitglied im Geschichts- und Heimatverein, zuständig für Presse und Öffentlichkeitsarbeit.

Wolfgang Gerster, Jahrgang 1947, ist Lokalredakteur beim Schwarzwälder Boten in Villingen. Geboren und aufgewachsen in Schwenningen ist er seit über 20 Jahren „bekennender“ Villingener und besonders an Stadtgeschichte und Brauchtum interessiert. Mitglied im Geschichts- und Heimatverein.

Gerhard Graf, 1941 in Villingen geboren, wohnt seit 1953 in Karlsruhe, war 37 Jahre bei der DB beschäftigt, zuletzt, bis zu seiner Pensionierung als Hauptgruppenleiter im Gleisbauhof der Bundesbahndirektion Karlsruhe tätig, Mitglied im Geschichts- und Heimatverein.

Dr. Winfried Hecht, geboren in Stuttgart und aufgewachsen in Rottweil. Studium der Geschichte, Romanistik und Politik. Seit 1968 Leiter des Stadtarchivs und der Städtischen Museen in Rottweil. Seit 1971 Vorsitzender des Rottweiler Geschichts- und Altertumsverein. Korresp. Mitglied der Kommission für Geschichtl. Landeskunde in Baden-Württemberg.

Klaus Helm, geboren in Hünfeld/Hessen, 46 Jahre alt. Von 1975-1981 Studium der Anglistik und Politikwissenschaft für das Lehramt an Gymnasien an den Universitäten Gießen, Stuttgart und Manchester. Seit März 1983 bei der Bundesanstalt für Arbeit, zunächst beim Arbeitsamt Pforzheim, seit dem 1. Juli 1986 beim Arbeitsamt Villingen-Schwenningen. Verantwortlich für Statistik, Arbeitsmarktberichterstattung, Presse- und Öffentlichkeitsarbeit, Controlling.

Lambert Hermle, geboren 1946 in Villingen. Technischer Oberlehrer an der Schule für Körperbehinderte in Villingen. Stadtführer, seit 1974 Ratsherr der Historischen Narrozunft Villingen. Mitglied im Geschichts- und Heimatverein.

Gerhard Hirt, Jahrgang 1929, kfm. Ausbildung, vier Jahrzehnte bei Kienzle Apparate GmbH und deren Nachfolgefirmen tätig, davon 35 Jahre in verantwortungsvollen Funktionen im Personal- und Sozialbereich. Von 1977-1983 Erster Vorsitzender der Stadt- und Bürgerwehrmusik. 20 Jahre ehren-

amtlicher Richter beim Arbeitsgericht. Beirat im Geschichts- und Heimatverein. Seit 1998 Ehrenmitglied.

Werner Huger, geboren und aufgewachsen in Villingen, Jahrgang 1931, Studium der Wirtschaftswissenschaften und der Literaturgeschichte, Diplomhandelslehrer, Oberstudiendirektor i.R., bis 1990 Erster Vorsitzender des Geschichts- und Heimatvereins Villingen, seit 1993 Ehrenmitglied.

Michael Kopp, geboren 1951 in Schwenningen. Studium der Betriebswirtschaft in Regensburg. Als Uhrenimporteur selbstständiger Unternehmer. Stadtführer. Erster Vorsitzender des Förderkreises lebendiges Uhrenindustriemuseum e.V.

Dr. August Kroneisen, geboren 1914 in Villingen. 1935 Abitur. Medizinstudium an 6 Universitäten. Nach dem Staatsexamen 4 Jahre als Arzt beim Militär. Von 1945 bis 1980 als Allgemein- und Sportarzt in Villingen niedergelassen. Dann einige Jahre Arzt beim Wehrkreiskommando in Donaueschingen. Viele Jahre Pfarrgemeinderat und Stiftungsrat im Münster. Seit 1949 Mitglied in der Historischen Narrozunft, 17 Jahre Zweiter Zunftmeister. 1969 Gründungsmitglied des Geschichts- und Heimatvereins, seit 1994 Ehrenmitglied.

Eberhard Menzel, geboren 1943, Studium der Architektur in Regensburg und München, Dipl.-Ing., seit 1980 in Villingen, seit 1982 als freier Architekt tätig. Mitglied im Geschichts- und Heimatverein.

Günter Rath, Jahrgang 1948, Studium der Anglistik, Geschichte und Politik, Lehrer am Wirtschaftsgymnasium, 1991-1996 Referent im Staatsministerium, von 1997-2001 im Kultusministerium von

Baden-Württemberg. Seit Februar 2001 Direktor der Staatlichen Akademie für Lehrerfortbildung Donaueschingen. 1991-1992 Zweiter Vorsitzender, seit 1992 Erster Vorsitzender des Geschichts- und Heimatvereins Villingen.

Professor Klaus Ringwald, Bildhauer in Schonach, Jahrgang 1939, Schnitzerlehre in Triberg, Studium im Grödnertal und in München, Meisterschüler bei Prof. Hans Wimmer an der Akademie Nürnberg. Seit 1969 als freischaffender Bildhauer in Schonach tätig. Seine Arbeiten sind im In- und Ausland zu finden. In Villingen schuf er unter anderem die Münsterportale, den Marktbrunnen und die Innenausstattung der Heilig-Kreuz-Kirche. Die Stadt würdigte sein Werk 1999 mit einer großen Ausstellung im Franziskaner, bei der – unter dem Titel „Köpfe und Viecher unseres Landes“ – Ringwald auch als geschätzter Porträtist zahlreicher bekannter Persönlichkeiten vorgestellt wurde. Sein jüngstes Werk ist die 2002 vom GHV gestiftete Stele am Stationenweg.

Ute Schulze M.A., geboren 1963 in Dortmund, nach dem Studium der Mittleren und Neueren Geschichte sowie Politikwissenschaft Ausbildung zur Diplomarchivarin (FH). Seit 1992 im Stadtarchiv Villingen-Schwenningen. Mitglied im Geschichts- und Heimatverein.

Claudia Wildi, Jahrgang 1969, Abitur am Wirtschaftsgymnasium VS-Villingen, Studium der Betriebswirtschaft an der Fachhochschule Pforzheim, seit 1998 als Schriftführerin im Vorstand des Geschichts- und Heimatvereins.

J. Wildi & Sohr



Garten- und Landschaftsbau

78052 VS-Villingen · Bertholdshöfe 3 · Tel. (07721) 25476

Besuchen Sie unseren Mustergarten!



 **Hüggle**
Buchhandlung GmbH



ualität bedeutet
im Wesentlichen,
jedem Detail
Aufmerksamkeit
zu schenken.



**IHR PARTNER FÜR
GUTEN DRUCK**

Druckerei W. Leute

Wehrstraße 3

78050 VS-Villingen

Tel. 077 21/84 56-0

Fax 077 21/5 68 60

e-mail leute_druck@t-online.de

SÜDKURIER – hier steckt **VIEL** drin

Wir haben einiges zu bieten:

16 Lokalausgaben –

die Welt im Blick und die
Heimat im Herzen

Tipps und Trends

mit Kaufempfehlungen der
Stiftung Warentest

Click – die multimediale Seite
rund um Computer & Co.

rtv – das kostenlose Fernseh-
magazin

Viele Gewinnspiele

mit wertvollen Preisen

**Farbige und ausführliche
Beilagen** zu Sonderthemen

Leserreisen

zu den interessantesten Zielen der Welt



SÜDKURIER

Täglich Ihre Zeitung